Nr. 10 Deutschland € 8,– • Schweiz sfr 15,80 • Österreich € 8,80 • Benelux € 9,50 • Finnland € 12,– • Frankreich € 10,50 • Griechenland € 10,50 • Italien € 10,50 • Portugal (cont.) € 10,50 • Spanien € 10,50

48755

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

DIE MACHT DER PÄPSTE GEO EPOCHE

DIE MACHT DER PÄPSTE

Von Petrus bis Johannes Paul II.: Glanz und Geheimnis der Stellvertreter Christi

VK.COM/IDEUTSCH

419487 550809 30010

Jetzt im Handel

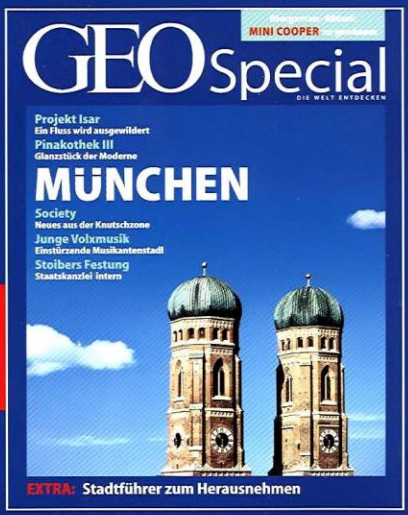
Auf das Leben! Auf die Kunst! Auf den Frühling! Auf nach München!

Glücksgefühl: Der Münchner Freiheit auf der Spur. **Kultur:** Die geniale neue Pinakothek. **Isar:** Ein Fluss wird ausgewildert. **Macht:** Staatskanzlei intern. **Society:** Neues aus der Knutschzone. **Volksmusik:** Die jungen Wilden. **Extra:** Herausnehmbarer Stadtführer.

Kolle Rebbe

www.geo.de

GEO Special
Biergarten-Rätsel:
MINI zu gewinnen!



MÜNCHEN ENTDECKEN MIT GEO

GEO POCHE
Das Magazin für Geschichte
Gruner + Jahr AG & Co KG, Druck- und Verlagshaus, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg. Postanschrift für Verlag und Redaktion: 20444 Hamburg. Telefon (040) 37 03-0. Telefax (040) 37 03-56 48. E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de Internet: www.GEO.de

CHEFREDAKTEUR
Peter-Matthias Gaede
STELLVERTRETENDER CHEFREDAKTEUR
Michael Schaper
GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURE
Erwin Ehret (Art Direction)
Ruth Eichhorn (Bild)
TEXTREDAKTION
Cay Rademacher
BILDREDAKTION
Christian Gargerle
ART DIRECTOR
Johannes Dönges
DOKUMENTATION
Dr. Agnes Bretting;
Freie Mitarbeit: Irene Leipprand, Olaf Mischer, Andreas Sedlmair
WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG
Wilko Teifke
MITARBEITER DIESER AUSGABE
Lars Abromeit, Christoph Kucklick, Gabriele Riedle, Jens Schröder; Freie Mitarbeit: Ernst Artur Albaum, Jörg-Uwe Albig, Luisa Brandl, Dr. Holger Friedrich, Roman Heflik, Marion Hombach, Heinrich Jaenecke, Reymer Klüver, Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel, Ulrike Moser, Ludwig Ring-Eifel, Jan Roß, Walter Saller, Julia Schürmann, Mathias Wöbking
REDAKTIONSASSISTENZ
Sigrid Dahlhaus
KARTOGRAPHIE
Günther Edelmann
HONORARE
Petra Schmidt
SCHLUSSREDAKTION
Hans-Werner Kühl
Assistenz: Hannelore Koehl
GEO-BILDARCHIV
Bettina Behrens, Gunda Curche, Gudrun Lüdemann, Peter Müller
REDAKTIONSBÜRO NEW YORK
Brigitte Barkley, Wilma Simon, Nadja Masri
375 Lexington Avenue, New York, NY 10017-5514, Tel. 001-212-499-8100, Fax 001-212-499-8105, E-Mail: geo@geo-ny.com
Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Peter-Matthias Gaede

VERLAGSLEITUNG
Dr. Gerd Brüne, Dr. Bernd Buchholz
ANZEIGENLEITUNG: Anke Wiegel
VERTRIEBSLEITER: Markus Böhler
WERBELEITER: Florian Wagner
HERSTELLER: Peter Grimm

GEO-EPOCHE-Kundenservice
Deutschland: Gruner + Jahr AG & Co KG, GEO-EPOCHE-Kundenservice, 20080 Hamburg,
Schweiz: GEO-EPOCHE-Kundenservice, Postfach, 6002 Luzern
Österreich: GEO-EPOCHE-Kundenservice, DPV Wien, Postfach 7, A-1140 Wien
Übriges Ausland:
GEO-EPOCHE-Kundenservice, DPV, Postfach 101602, D-20010 Hamburg

GEO-EPOCHE-Servicetelefon
(Abonnement, Nachbestellung älterer Ausgaben, Bücher von GEO, GEO-Kalender, Register, Schuber etc.)
Deutschland: Neubestellungen: Tel: (040) 37 03 38 03 Kundenservice: (040) 37 03 40 41; Fax: (040) 37 03 56 57; E-mail: abo-service @guj.de
Schweiz: Tel: (041) - 248 44 20; Fax: (041) - 248 44 04
Österreich: Tel: (01) - 91 07 626; Fax: (01) - 91 07 63 18
Übriges Ausland: Tel: ++4940-37 03 39 89; Fax: ++4940-37 03 56 25

Heft-Preis: € 8,00 · ISBN-Nr. 3-570-19404-3
© 2003 Gruner + Jahr, Hamburg
Anzeigenabteilung
Anzeigenverkauf: Thorsten Treppe, Tel: (040) 37 03 29 32, Fax: (040) 37 03 57 73
Anzeigendisposition: Wolfgang Rüders, Tel: (040) 37 03 38 24, Fax: (040) 37 03 57 73
Es gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 4 vom 1. Januar 2003
Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg, Konto 0322800, BLZ 200 700 00
Druck: Gruner + Jahr AG & Co KG Druck-und Verlagshaus Itzehoe/Holstein
Printed in Germany

Liebe Leserin, lieber Leser

Wie viele Divisionen hat der Papst?", fragte einst der sowjetische Diktator Josef Stalin den französischen Außenminister und drückte damit seine Verachtung für die katholische Kirche aus. Das war 1935, und aus Stalins Sicht war die höhnische Bemerkung durchaus nachvollziehbar: Der Kirche, die einst Kaiser gekrönt und sich in europäische Machtpolitik verstrickt hatte, war viel von ihrem Einfluss verloren gegangen; die Päpste hatten die Zeit zwischen 1870 und 1929 als „Gefangene im Vatikan" verbracht und ihr selbst gewähltes Exil in diesen 59 Jahren kein einziges Mal verlassen. Der Heilige Stuhl war, so schien es nicht nur dem sowjetischen Machthaber, zu einer *quantité négligeable* geworden.

25 Jahre nach Stalins Tod aber, am 16. Oktober 1978, wird ein vergleichsweise junger polnischer Kardinal zum Stellvertreter Christi auf Erden gewählt – und mit ihm erlebt das Papsttum eine von vielen kaum noch erwartete Renaissance. Denn Karol Wojtyła, der neue Pontifex Johannes Paul II., macht schon bald deutlich, dass er sich den Herausforderungen des ausgehenden Millenniums offensiver stellen wird als seine Vorgänger. Dazu gehört, dass er wie kein anderer Papst vor ihm auf die Menschen zugeht: bei seinen – auch für Nicht-Gläubige beeindruckenden – Messen vor dem Petersdom; bei seinen Reisen in bislang 132 Länder der Erde; in seiner Bereitschaft, sich mit den Vertretern anderer Religionsgemeinschaften auszusöhnen.

Dazu gehört aber auch sein Wille, zu polarisieren und mit Widersprüchen zu leben. Denn so energisch Johannes Paul II. immer wieder die ungerechten Lebensbedingungen von Millionen Menschen in aller Welt anprangert (und damit deren Verursacher), so rigoros maßregelt er jene Geistliche, die aus dieser Analyse revolutionäre Konsequenzen ziehen. Und so offen er sich im Dialog mit anderen Religionen zeigt, so steinern reagiert er auf jeden Versuch, die Lehren der eigenen Kirche zu liberalisieren.

Vor allem aber ist der Mann aus Krakau ein politischer Papst. Wie kaum ein anderer hat er daran mitgewirkt, die Erosion des sozialistischen Ostblocks zu beschleunigen, etwa durch seine frühe Hilfe für die polnische Opposition – und hat damit eine späte Antwort auf Stalins Frage von 1935 gegeben. Und im Frühjahr 2003 hat Johannes Paul II. vernehmlich wie kein anderer Kirchenführer seine Stimme gegen die hegemonialen Ambitionen der letzten verbliebenen Supermacht erhoben.

Auch aus diesem Grund ist das Papsttum so einflussreich wie lange nicht mehr. Aber in jeder Macht liegt die Gefahr der Hybris – eine Gefahr, der, wie dieses Heft zeigen wird, der Heilige Stuhl im Laufe seiner Geschichte allzu oft erlegen ist.

Wie immer man zu Fragen des Glaubens und der Kirche steht – eines zumindest ist unbestreitbar: Keine andere Institution hat in den vergangenen zwei Jahrtausenden die Geschicke eines großen Teils der Menschheit so (mit-)bestimmt wie das Papsttum. Und das allein ist schon Grund genug, sich ihm eingehend zu widmen.

Herzlich Ihr

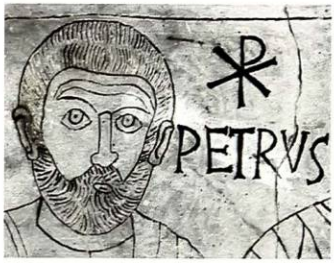
Michael Schaper

IM VATIKAN
Der Petersdom ist Bühne für Pomp und Macht im Herzen der katholischen Kirche. Wichtige Entscheidungen aber fallen in den Fluren der Palazzi in seinem Schatten. Ein Bildessay über Inszenierung und Geheimnis des Heiligen Stuhls.
Seite **6**

DER PAPST UND SEINE DIENER
Nur 2500 Menschen arbeiten im Kirchenstaat – Laien, Ordensfrauen, Mitglieder der Kurie und Diplomaten in heikler Mission. Und nur eines ist so wichtig wie ihre Glaubensstärke: ihre Verschwiegenheit.
Seite **152**

GOTTES HAUS
Päpste im Größenwahn; 120 Jahre Bauzeit; Künstler, die die Werke ihrer Vorgänger vernichteten: Die Errichtung des Petersdoms war ein Drama ohnegleichen.
Seite **88**

ZEIT DER FINSTERNIS
Bis heute hält sich die Legende, im Frühmittelalter seien Minderjährige, Laien, ja sogar eine Frau auf den Papstthron gekommen. So viel zumindest ist erwiesen: In jenem »dunklen Zeitalter« durchlebte die römische Kirche eine tiefe Krise.
Seite **40**



PETRUS
Jesus gründete eine Religion, Petrus aber begann, den Glauben in die Welt hinauszutragen. Wer war dieser Menschenfischer aus Galiläa, der zum Stammvater der Päpste wurde? Wissenschaftler können inzwischen das Leben des Kirchengründers nachzeichnen.
Seite **24**

KAMPF DEM PAPST
1521 stellt sich ein Mönch Papst und Kaiser entgegen, ohne Geld, ohne Armee, ohne Gefolgsleute: Martin Luther. Und das Ungeheuerliche geschieht – er entgeht dem Scheiterhaufen. Auch, weil die kurz zuvor erfundene Druckerpresse seine Thesen in die Welt hinausträgt und die Kirche für immer verändert.
Seite **100**

Im Vatikan: Das Haupt der Welt	6
Papsttum: Geheimnis einer 2000-jährigen Institution	22
Petrus: Der erste Apostel	24
Konstantinische Wende: Das Ende der Christenverfolgung	38
Saeculum obscurum: Zeit der Finsternis	40
Morgenländisches Schisma: Die Spaltung der Kirche	48
Canossa: Papst gegen Kaiser	50
Vatikanische Archive: Vom Wissen der Welt	60
Konzil von Konstanz: Der geteilte Himmel	72
Gottes Haus: Der Bau des Petersdoms	88
Reformation: Luthers Kampf	100
Michelangelos Apokalypse: »Das Jüngste Gericht«	116
Die Inquisition: Galileis Irrtum	128
Pius XII.: Das Schweigen zur Schoah	142
Intoleranz: Das düstere Vermächtnis der römischen Kirche	148
Konklave: Die Wahl Johannes Paul II.	150
Der Vatikan heute: Gott und die Welt	152
Johannes Paul II.: Hirte zwischen Dogma und Erneuerung	169
Zeitläufte: Von Leo bis Johannes – neun Männer der Kirche/ Zeittafel	172
Vorschau: USA 1498 bis 1918 – der lange Weg zur Weltmacht	178
Fotohinweise	178
Impressum	3

Titelbild: Porträt Innozenz X. von Diego Velázquez, 1650; Abbildung: Scala

Redaktionsschluss 26. 3. 2003

Die Namen der Päpste werden in diesem Heft, vatikanischem Gebrauch entsprechend, nicht dekliniert.

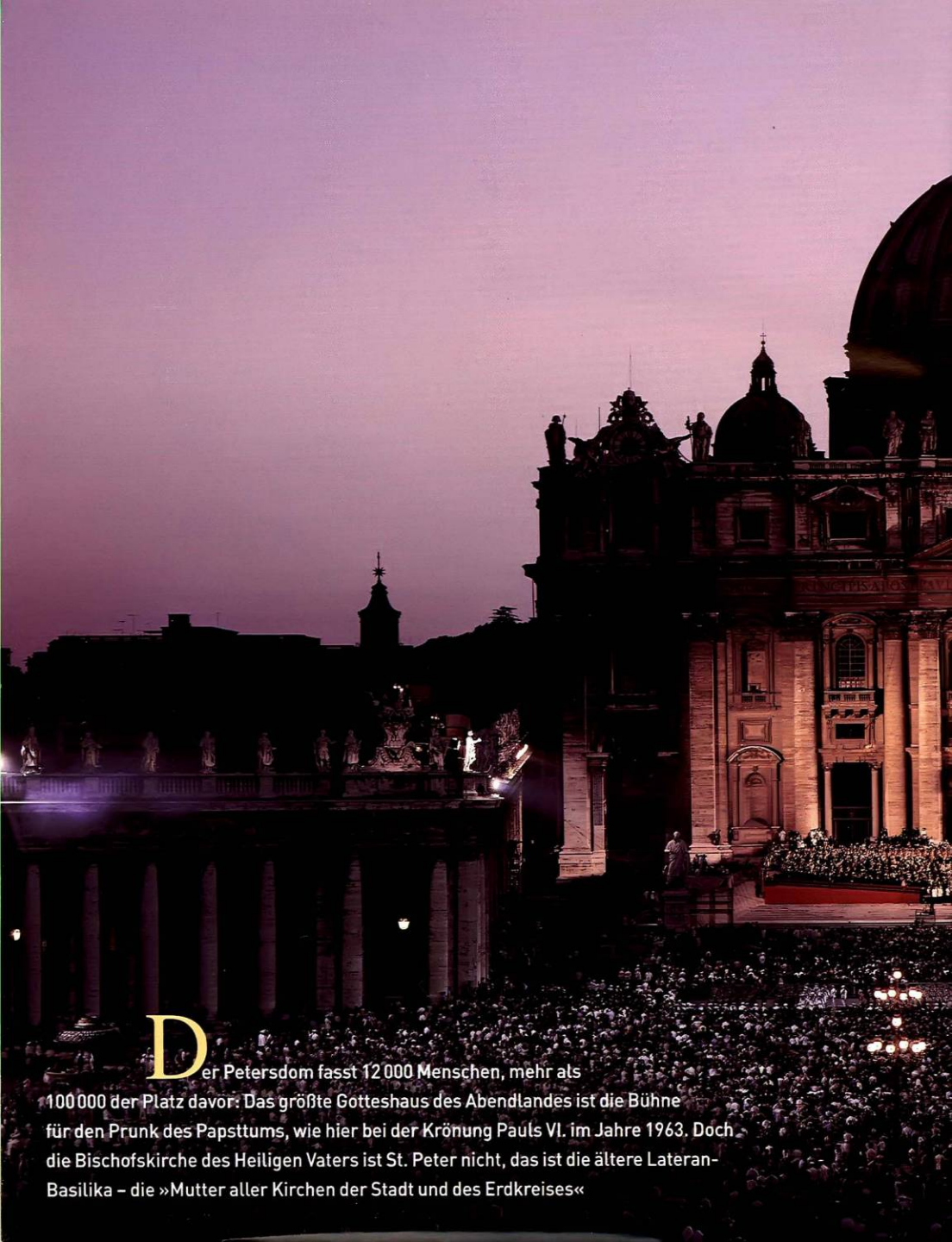
GEDÄCHTNIS
Diese Unterlage aus dem Prozess gegen die Templer 1308 bis1310 ist eines von Tausenden Dokumenten aus den Geheimarchiven des Vatikans – einem unvergleichlichen Gedächtnis der Alten Welt.
Seite **60**

CAPUT MUNDI

Das Haupt der Welt

So wurde Rom schon zur Zeit der Kaiser genannt, so sieht es die Katholische Kirche noch heute. Denn sie lehrt, dass der Papst, der Bischof der Tiberstadt, Nachfolger ist des Ersten der Apostel. »Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen«, verkündete einst Jesus. Deshalb ist auch Johannes Paul II., der 264. Papst seit Anbeginn, »Stellvertreter Jesu Christi, Nachfolger des Fürsten der Apostel, Höchster Pontifex der Gesamtkirche, Patriarch des Abendlandes, Primas von Italien, Erzbischof und Metropolit der römischen Provinz, Souverän des Staates der Vatikanstadt, Diener der Diener Gottes«. Und somit geistliches Oberhaupt von mehr als einer Milliarde Gläubigen und Herr des Vatikans: einer der geheimnisvollsten Institutionen auf Erden

Johannes Paul II. vor einer Darstellung der Heiligen Familie in Magliano Sabina nördlich Roms



Der Petersdom fasst 12 000 Menschen, mehr als 100 000 der Platz davor: Das größte Gotteshaus des Abendlandes ist die Bühne für den Prunk des Papsttums, wie hier bei der Krönung Pauls VI. im Jahre 1963. Doch die Bischofskirche des Heiligen Vaters ist St. Peter nicht, das ist die ältere Lateran-Basilika – die »Mutter aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises«

Zwei Kardinäle in der Sala Ducale vor der Sixtinischen Kapelle. Derzeit sind 112 dieser Würdenträger berechtigt, den Papst zu wählen – hohe Geistliche aus aller Welt, die nominell einer römischen Diakonie oder Titelkirche zugeordnet sind. Das hat historische Gründe: Da der Papst der Bischof von Rom ist, sollte er nur von den Geistlichen seiner Kirchenprovinz gewählt werden

Die Messdiener, die am Morgen des Dreikönigstages der Peterskirche entgegenstreben, sind wohl die jüngsten Mitarbeiter des Papstes. Etwa 2500 Menschen arbeiten im Vatikan, rund 450 als Bürger des Zwergstaats – mehr als 90 Prozent davon sind Männer

Das Ideal der apostolischen Armut gilt schon lange nicht mehr. Vor allem die Künstler der Renaissance und des Barock profitierten von päpstlicher Prachtliebe. So ließ Paul III. im Jahre 1538 die Sala Regia, die Vorhalle zur Sixtinischen Kapelle, von Giorgio Vasari und anderen Meistern mit Fresken schmücken

Kardinäle werfen sich bei der Ernennungszeremonie in der Peterskirche vor dem Heiligen Vater zu Boden. Theoretisch kann jeder unverheiratete Katholik zum Papst gewählt werden – tatsächlich aber haben die Purpurträger seit 1378 stets einen der Ihren im Konklave zum Oberhaupt der Kirche erhoben

Die Loggia della Cosmografia oberhalb des Petersplatzes ist Teil des in mehreren Jahrhunderten und nach unterschiedlichen Bauplänen errichteten Papstpalastes – eine verwirrende Flucht von mehr als 1400 Räumen, fast 1000 Treppen und 20 Innenhöfen. Hier residieren nicht nur die Spitzen der Kirchenverwaltung, hier liegen auch die Privatgemächer des Papstes

TV ES PETRVS
MVNDO REF

Eine feierliche Sitzung des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965). Versammlungen wie diese – also die Zusammenkunft aller Kardinäle, Bischöfe, Äbte und wichtiger Ordensoberer – haben in der Geschichte der Kirche oft grundlegende Entscheidungen getroffen. Und manchmal sogar Päpste abgesetzt

PAPST

Das Geheimnis einer 2000-jäh

VON JAN ROSS

Unbeweglich wie ein Fels und doch stets wandelbar: Die Päpste überdauern alle Epochen. Die von ihnen geführte katholische Kirche entsteht in der Antike, dominiert das Mittelalter und ist auch in der Neuzeit eine mächtige Institution geblieben – weil sich die Stellvertreter Christi in einer Kombination aus Beharrung und Veränderung der diesseitigen Welt gestellt haben

Das Papsttum ist die erstaunlichste Institution der Weltgeschichte. Schon seine Langlebigkeit grenzt an ein Wunder. George W. Bush ist der 43. Präsident der Vereinigten Staaten. Johannes Paul II. aber versieht seinen Dienst als 264. Bischof von Rom. Das Papsttum hat in den zwei Jahrtausenden seines Daseins nicht nur Imperien stürzen und Dynastien erlöschen sehen. Es ist durch alle Geschichtsepochen und Gesellschaftsformen hindurchgegangen. In Hütten wie in Kaiserpalästen hat man sich zu ihm bekannt; zu den treuen oder rebellischen Söhnen Roms zählten mittelalterliche Ritter und zählen moderne Molekularbiologen.

Im Neuen Testament, im Matthäus-Evangelium, steht eine Prophezeiung, welche die katholische Kirche als Gründungsurkunde des päpstlichen Amtes liest. „Du bist Petrus", sagt Jesus da zu seinem Erzapostel, „und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Wie immer es mit der überirdischen Bestandsgarantie bestellt sein mag, nach historischen Maßstäben wirkt die Petrusnachfolge in der Tat wie für die Ewigkeit gesichert.

Es ist aber nicht allein seine Dauer, die das Papsttum einzigartig macht. Keinen Vergleich gibt es auch für seine Doppelnatur zwischen Religion und Politik, Himmel und Erde. Der Papst ist das geistliche Oberhaupt einer Weltreligion, und zugleich ist er ein Staatschef, ein weltlicher Souverän, der Herr des „Heiligen Stuhls", der ein eigenes Völkerrechtssubjekt darstellt, an internationalen Konferenzen teilnimmt und Verträge schließt (siehe Seite 176).

Wenn Johannes Paul II. gegen Abtreibung und Pille zu Felde ziehen will, dann kann er die religiöse Karte spielen, Enzykliken veröffentlichen und von den Kanzeln herab die kirchliche Sexualmoral predigen lassen. Er kann aber auch politisch-diplomatisch agieren und gemeinsam mit der Regierung Bush, ein paar katholischen Ländern und der islamischen Welt bevölkerungspolitische Programme der Vereinten Nationen zu torpedieren versuchen.

Wie Glaube und Macht, das Heilige und das Menschlich-Allzumenschliche sich mischen, gehört zu den Widersprüchen, zugleich jedoch zur Faszination dieses Amtes. Der Papst führt eine Reihe volltönender, ins Übermenschliche sich steigernder Titel – er ist Bischof von Rom, Primas von Italien, Patriarch des Abendlandes, Nachfolger des Apostels Petrus, Stellvertreter Christi auf Erden. Und dann gibt es einen Titel, der wie ein ironischer oder demütiger Kommentar zu all dem Ehrenprunk wirkt, wie die Stimme des schlechten Gewissens inmitten von Gold und Purpur: Der Papst ist auch „Diener der Diener Gottes".

Es klingt wie eine kleine Erinnerung an den in Schanden hingerichteten Zimmermannssohn aus Nazareth, in dessen Namen der ganze Zauber entfaltet wird. Den Kontrast zwischen dem ärmlichen Stall von Bethlehem und dem prächtigen Petersdom haben die Gegner des Katholizismus immer angeprangert – nicht nur Aufklärer und Religionsfeinde, sondern auch tiefernste Gläubige wie Dostojewskij in seiner „Legende vom Großinquisitor", wo die römische Kirche in ihrer Macht und Herrlichkeit geradezu als Inbegriff der Unchristlichkeit, als Teufelszeug erscheint.

Aber das Papsttum hat es auch stets verstanden, Kritik und Kritiker zu integrieren, ihnen entgegenzukommen und im katholischen Kosmos Raum zu schaffen. Ausgerechnet Innozenz III., der den päpstlichen Weltherrschaftsanspruch im Mittelalter auf die Spitze trieb, hat den heiligen Franziskus und seine Bettelmönche als Ordensgemeinschaft anerkannt und ins große Ganze der Kirche eingemeindet. So weit es sich auch von den urchristlichen Anfängen entfernen mag, abreißen lassen darf das Papsttum den Faden nicht, der ihn mit dem Evangelium, mit Krippe und Kreuz verbindet.

Nichts illustriert das Eigentümliche und Schillernde des päpstlichen Amtes und der in ihm gipfelnden Kirche so sinnfällig wie seine besondere Beziehung zu Rom. Das Christentum ist im spätantiken Imperium Romanum lange und blutig verfolgt worden, doch schließlich hat es den

TUM
rigen Institution

Sieg über die heidnischen Kaiser und Statthalter davongetragen.

Rom wurde gleichsam getauft, anstelle seiner alten Tempel erhoben sich nun Kirchen über Heiligengräbern, das Lateinische setzte sich als Weltsprache des Katholizismus durch, und in den feinen Ziselierungen des Kirchenrechts lebt bis heute die römische Jurisprudenz weiter. Nicht zerstören, sondern umformen und beerben war das Prinzip der Päpste.

Es ist das Prinzip der katholischen Kirche überhaupt, die trotz ihrer dogmatischen Strenge und hierarchischen Disziplin zugleich eine fast unheimliche Anziehungs- und Assimilationskraft besitzt. Für Intellektuelle hält sie eine Theologie bereit, die mit allen Wassern der griechischen Philosophie gewaschen ist, und auf dem Dorf gibt es den Rosenkranz und die Fronleichnamsprozession.

Während die Protestanten auf Reinheit Wert legen und allein auf die Bibel schwören, ist der Katholizismus eine gewachsene und bunte Angelegenheit, ein malerischer, aber durchaus unaufgeräumter religiöser Gemischtwarenladen. Das Symbol und der Inbegriff dieser katholischen Spannweite ist Rom, die Stadt der Zeitschichten und historischen Jahresringe.

Das Rom des Altertums war die Hauptstadt eines Vielvölkerreichs, und dieser internationale, kosmopolitische Zug ist auch dem Papsttum erhalten geblieben, seinem Hofstaat, seiner Verwaltung und seiner Diplomatie, dem vielsprachigen und vielstämmigen Kirchenvolk, das sich in aller Herren Länder zum katholischen Glauben bekannte. Den weltlichen Machthabern ist es oft ein Dorn im Auge gewesen, dass ihre katholischen Untertanen neben der Staatsgewalt noch eine andere, geistliche Autorität in Rom anerkannten.

Bismarck hatte die Katholiken im Verdacht, ferngesteuerte „Reichsfeinde" zu sein, und noch John F. Kennedy, der erste katholische Präsident der Vereinigten Staaten, musste seinem misstrauischen Volk versichern, ein guter amerikanischer Patriot zu sein, ohne geheime Sonderloyalitäten zum Heiligen Stuhl.

Reformeifrige Katholiken wünschen sich heute oft eine größere Unabhängigkeit ihrer Bistümer und Nationalkirchen von Rom. Aber die Vormachtstellung Roms und des Papsttums ist auch eine Freiheitsgarantie, die staatlichen Übergriffen in die Sphäre der Religion einen Riegel vorschiebt. Eine völkische Glaubensgemeinschaft wie die „Deutschen Christen", die Marionettenkirche der Nazis, ist im Katholizismus nicht denkbar.

Wer heute die Wörter „Papst" oder „Papsttum" hört, denkt zuerst an den gegenwärtigen Inhaber des Amtes, an Johannes Paul II. Seit fast einem Vierteljahrhundert residiert er im Vatikan, jüngere Leute haben nie einen anderen Nachfolger Petri erlebt. Man neigt dazu, die Wesenszüge dieses ebenso großen wie schwer verdaulichen Mannes für Eigenschaften des Papsttums überhaupt zu halten. Aber schon der Rückblick auf seine unmittelbaren Vorgänger zeigt, wie grundverschieden sie waren und wie unterschiedlich auch das Amt sich in wechselnden Zeiten ausnahm.

Paul VI., der Papst der 1960er und 1970er Jahre, war ein zunehmend melancholischer Intellektueller, der von der Fortschrittshoffnung zur Resignation überging wie so viele Zeitgenossen von 1968. Davor regierte Johannes XXIII., bis heute der Lieblingspapst der Reformkatholiken, ein Mann von einer völlig unangekränkelten, fast bäuerlichen Frömmigkeit. Und dessen Vorgänger, Pius XII., bewegte sich in einer ganz anderen Welt, in der sich die Päpste noch die Tiara aufsetzten, die dreifache Krone, und in einer Sänfte getragen wurden, mit Straußen- und Pfauenfedern vorweg und hinterher. Heute, wo Johannes Paul II. das Amt mit seiner persönlichen Spontaneität und mit seinem Sinn für die Massenmedien geprägt hat, kann man sich kaum noch vorstellen, was für ein entrücktes, in dünnster und kältester Luft stattfindendes Phänomen das Papsttum bis über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus gewesen ist.

So wird es auch weiter für Metamorphosen und Überraschungen gut sein. Vieles, was uns als selbstverständlich päpstlich und wie von Ewigkeit gültig erscheint, ist in Wahrheit recht jungen Datums. Der römische Zentralismus etwa, die Totalherrschaft des Papstes über die katholische Kirche durch den diplomatischen Dienst des Heiligen Stuhls und quasi befehlsabhängige Bischöfe in aller Welt – dieses System stammt keineswegs aus dem finsteren Mittelalter, sondern ist erst im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert voll ausgebaut worden. Um sich in einer feindlichen modernen Welt zu behaupten, griffen die Päpste selber zu modernen Mitteln.

Es war das gleiche Muster, nach dem ausgerechnet Johannes Paul II., der Erzkonservative, das Fernsehen und die Eventkultur der katholischen „Weltjugendtreffen" als Mittel der Glaubensverkündigung entdeckte. Mit den Waffen der Zeit gegen den Geist der Zeit.

Man weiß am Ende nicht, worüber man sich mehr wundern soll: über die historische Zähigkeit des Papsttums und die Prinzipientreue, mit der es an seiner Mission festgehalten hat, oder über die Biegsamkeit, mit der es in immer neue Rollen und Kostüme geschlüpft ist? Vielleicht ist das alles kein Wunder, aber ein Rätsel ist es doch.

Jan Roß, 37, ist Redakteur der Wochenzeitung „Die Zeit". Er hat ein Buch über „Drama und Geheimnis" Johannes Paul II. veröffentlicht.

Der erste Apostel

Es ist Jesus von Nazareth, der geheimnisvolle Galiläer, der eine neue Religion begründet: das Christentum. Doch erst sein Landsmann Petrus beginnt sie in die Welt hinauszutragen. Er predigt in Judäa, in Kleinasien und schließlich in Rom. Zusammen mit Paulus – die antike Grabplatte zeigt die beiden Apostel – gerät er dort in die Verfolgung Neros. Sein Schicksal ist bis heute nicht vollständig geklärt, obwohl sich Forscher seit langem bemühen, seine Spuren zu erkennen und den Mann hinter dem Mythos sichtbar zu machen. Jenen Mann, dessen Berufung durch Jesus Christus das Fundament des Papsttums ist

Mit der Taufe, wie sie auf diesem Sarkophag dargestellt ist, werden Juden und Heiden zu Christen

VON CAY RADEMACHER

Petrus und sein Bruder sind die ersten Christen

Rom, 19. Juli 64 n. Chr.: Die Apokalypse beginnt in einer Reihe hölzerner Buden beim Circus Maximus. Das gewaltige Steinoval liegt in der Senke zwischen Palatin und Aventin, zweien der sieben Hügel Roms. Im Innern des Ovals – das über einen halben Kilometer lang ist und gut 100 Meter breit – rasen an Wettkampftagen Wagenlenker in Vierspännern über die Bahn, zum eigenen Ruhme und dem des Kaisers Nero. Weil sich hier dann 150 000 Menschen drängen, sind die Marmorarkaden an der Außenseite des Circus Maximus gute Verkaufsplätze für Wein, Stoffe und Waren aller Art. Verschläge füllen den Platz zwischen den Säulen aus, Verkaufsstände, Tavernen, Krämerläden.

Irgendwann an diesem Tag bricht hier – wie es scheint: in mehreren Buden zugleich – ein Feuer aus. Niemand weiß, wer die Flammen zuerst entdeckt, wer vielleicht mit Wassereimern oder Decken zu löschen versucht. Sicher ist nur: Es ist zu spät.

Ungehindert rast die Flammenwalze los, und es gibt wohl kaum eine Stadt, die so leicht zum Raub der Flammen werden kann wie Rom. Über eine Million Menschen leben in der Tibermetropole – die meisten in sechsstöckigen, schäbigen, überfüllten *insulae*, in Mietskasernen.

Die heiligen Texte der Juden werden auch von den Christen verehrt. So schmücken alttestamentliche Szenen ihre Särge – wie diese Darstellung Noahs

Rom, die Hauptstadt der Welt, brennt rund eine Woche lang. Von den 14 Regionen, in welche die Stadt eingeteilt ist, werden zehn verwüstet. Niemand zählt die Toten; viele verschwinden spurlos in den Flammen. Zehntausende werden obdachlos.

Bald schwirren Gerüchte durch die verwüstete Metropole. Gefährliche Gerüchte: Hat nicht Nero in seinem Größenwahn Rom abreißen wollen, um eine neue Stadt – Neropolis – an ihre Stelle zu setzen? Eilten nicht Unbekannte in jenen verhängnisvollen Tagen durch das Chaos und bedrohten jeden, der löschen wollte?

Für Nero ist das Gerede, er habe Rom anzünden lassen, eine tödliche Gefahr. Der Mutter-, Bruder- und Gattinnenmörder auf dem Kaiserthron, der Willkürherrscher, musizierende Dilettant und Despot ist im Senat verhasst. Das Volk liebt ihn zwar wegen seiner prachtvollen Schauspiele. Verscherzt er sich jedoch auch die Sympathien der Plebs, dann muss er um Macht und Leben fürchten.

Niemand findet je heraus, ob an diesem Gerücht auch nur ein Funken Wahrheit ist, sicher ist aber, dass der Kaiser eilig nach Schuldigen sucht, denen er die Katastrophe zuweisen kann. Seine Wahl fällt auf eine der unzähligen Sekten, die in Rom ihre Kulte feiern: die Christen.

So schwärmen die Praetorianer aus. Es ist leicht, die Beschuldigten zusammenzutreiben: Viele werden wohl von Nachbarn denunziert, manche der Christen bezichtigen weitere Mitbrüder.

Alle Verhafteten erwartet ein qualvolles Ende. Einige lässt Nero zur Unterhaltung des Volkes in die Felle wilder Tiere nähen und dann von Hunden zerfleischen. Andere werden in den kaiserlichen Gärten auf dem Campus Vaticanus lebendigen Leibes angezündet und erhellen nachts als menschliche Fackeln den Park. Und ebendort werden auch einige Christen, wie ihr Heiland, ans Kreuz geschlagen.

Einer wird gar mit dem Kopf nach unten an den Balken genagelt. Gut möglich, dass Nero, der so viele Menschen hinmetzeln lässt, ihn nicht einmal beachtet. Es ist doch nur ein alter Fischer aus einer entfernten Provinz. Sein Name: Simon Petrus.

Mit ihm verliert der neue Glaube den wichtigsten Mann nach dem Religionsstifter Jesus. Christus war es, der seine Lehre in einer abgelegenen Provinz des Imperiums begründet hat – Petrus aber hat sie in die Welt hinausgetragen.

ANGEFANGEN HAT DER WEG des Fischers 36 Jahre vor dem großen Brand von Rom mit einer geheimnisvollen Berufung am See Genezareth in Galiläa. Zwei Männer arbeiten im Frühling des Jahres 28 in einem Fischerboot in Ufernähe, das Netz treibt im Wasser. Die Brüder Simon und Andreas suchen vor Kapernaum nach Beute.

Das wohlhabende Dorf liegt am Nordwestufer des Sees; es ist ein paar Hundert Einwohner groß. Wein, Oliven und vor allem Fisch begründen seinen Reichtum. Die Via Maris führt hier vorbei, jene Fernstraße, die Syrien mit Ägypten verbindet.

Die Routen der Händler verbinden Kapernaum mit Alexandria, Antiochia und Rom. Der Fisch, den Simon, Andreas und andere aus den Wellen holen, wird in der Nachbargemeinde Magdala gepökelt und ins Imperium Romanum exportiert.

Verwinkelte Gassen führen zwischen den Hochhäusern hindurch, steil und selbst bei Tage düster und stickig.

Der Brand frisst sich durch die Senke zwischen Palatin und Aventin, dann rast er die Hügel hinauf. Tausende drängen sich in den Gassen, in Panik und ohne Ziel. Weitere Tausende sind gefangen in den oberen Stockwerken der *insulae*, zu denen nur schmale, hölzerne Stiegen hinaufführen. Die Eingeschlossenen ersticken qualvoll oder verbrennen lebendigen Leibes.

Nero, der den Sommer auf einem Landgut verbringt, eilt zurück in die Stadt und blickt auf das brennende Rom. Auch sein Palast auf dem Palatin wird zur Ruine, das Haus der Vestalinnen, die ältesten Tempel. Unzählige Kunstwerke vergehen mit den Menschen und deren Habe.

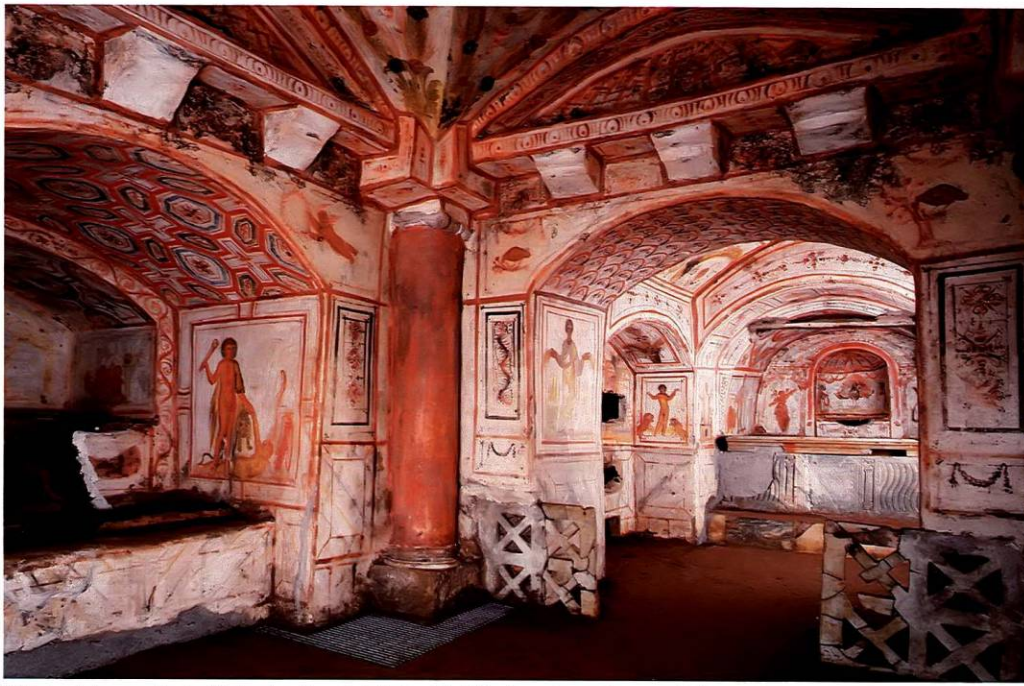
Simon und Andreas – so kann man heute vermuten – besitzen mehrere Boote und sind Herren über viele Diener. Ihr Anwesen ist ein Gewirr ineinander geschachtelter eckiger Häuser und Innenhöfe. In den Kellern lagern Olivenöl und Wein, der stickigen Hitze der Höfe entflieht die Familie auf das Flachdach, wo man mit Blick bis zum schneebedeckten Gipfel Hermon zu Abend essen kann und wo vom See her eine kühle Brise weht.

Doch viele in Galiläa sind längst so glaubensfest wie die Menschen in Jerusalem. Simon und Andreas beherrschen vermutlich das alte Hebräisch der Thora, die sie schon als Kinder lesen gelernt haben. Ihre Familie wird aber auch von hellenistischen Vorstellungen beeinflusst.

Simon – aramäisch Shimon, „Gott hat erhört" – ist ein jüdischer Name, doch kennen ihn auch die Griechen. Andreas („der Männliche") gar ist rein hellenisch.

ist ein kleines Reich, Erbmasse des hellenistisch-jüdischen Königs Herodes, der sein Land an zwei seiner Söhne vermacht hat. Diese Kleindespoten halten sich nur, weil Roms Legionen ihnen beistehen.

An jenem Frühlingsmorgen hat Simon allen Grund, mit seinem Leben zufrieden zu sein: Er ist um die 30 Jahre alt und ein gottesfürchtiger, recht vermögender Mann. Nicht überliefert, aber durchaus wahrscheinlich ist, dass er bei seinen jüdi-



Oft finden sich nur noch in den Katakomben, den unterirdischen Friedhöfen Roms, Spuren der ersten Christen – wie hier an der Via Latina

Die Brüder sprechen Aramäisch mit dem schweren Dialekt der Leute von Galiläa – einem Dialekt, über den man in Jerusalem lacht. Ist doch Galiläa, das einst zum israelischen Nordreich gehörte, dann aber lange von hellenischen Heiden beherrscht wurde, erst vor rund 130 Jahren von Juden zurückerobert worden. Noch immer gilt das Land vielen Frommen als halb barbarische Provinz.

Griechen aus Kleinasien leben in Kapernaum, Händler vor allem. Griechisch ist die Sprache der Völker. Wer, wie die beiden Fischer, Waren auf den großen Märkten anbieten will, der muss es beherrschen. Und ein paar Brocken Latein auch – denn römische Legionäre sind in Kapernaum stationiert.

Galiläa gehört zu Judäa und damit zum Randsaum des Imperium Romanum. Es

schen Nachbarn, bei den griechischen Händlern und den römischen Legionären Ansehen genießt. Ein Mann mit einem ehrenwerten Beruf – und mit einem Haus, in dem seine Frau auf ihn wartet.

Und doch wird er an diesem Morgen von einem Moment zum nächsten sein bisheriges Leben abstreifen und ausziehen in die Welt, um sie für immer zu verändern.

Der Evangelist Matthäus wird später von einem anderen Mann aus Galiläa berichten, der wenige Tage zuvor nach Kapernaum gekommen ist, an jenem Frühlingstag am Ufer entlanggeht und dabei die fischenden Brüder beobachtet. Ein Mann, ungefähr so alt wie Simon der Fischer: Jesus aus Nazareth.

„Und er sprach zu ihnen", schreibt Matthäus, „folgt mir nach; ich will euch zu Menschenfischern machen. Sogleich verließen sie ihre Netze und folgten ihm nach."

So mag Jesus seine ersten beiden Jünger gewonnen haben. So zumindest überliefert es das Neue Testament. Wirklich zu beweisen ist es zwei Jahrtausende später nicht.

Dieses aber ist sicher: Simon bar Jona aus Kapernaum, dem Jesus später den Namen Petrus geben wird – „der Fels" –, ist weder arm noch voll jugendlicher Naivität. Jesus, der zu diesem Zeitpunkt erst begonnen hat zu predigen, zieht einen welterfahrenen Mann in seinen Bann; einen Mann, der viel zu verlieren hat – und der viel verlieren wird.

Rund zwei Jahre lang wird Petrus mit Jesus ziehen. Er wird mit ihm kaum je seine galiläische Heimat verlassen, ein Gebiet mit einem Durchmesser von bloß 40 Kilometern. Doch nach der Kreuzigung Christi wird er seinem Heiland noch 37 Jahre lang treu bleiben, er wird Tausende von Kilometern reisen bis zum Zentrum der Welt, und er wird sterben für ihn.

Als Jesus ihn am Ufer des Sees Genezareth ruft, ist Petrus der erste Jünger. Als Petrus stirbt, bekennen sich an vielen Orten des Imperiums wahrscheinlich schon Zehntausende von Menschen zu dem Gekreuzigten.

DIE TRIUMPHALE AUSBREITUNG des Christentums, die wie ein göttliches Wunder erscheinen mag, hat eine höchst irdische Voraussetzung: Rom.

Nach Jahrhunderten der Kriege herrscht in der antiken Welt die Pax Romana. An Spaniens Atlantikküste und in der Judäischen Wüste, am Rhein und am Ersten Nilkatarakt – überall stehen Legionen. Überall gelten dieselben Gesetze und zahlt man mit der gleichen Münze. Ein Straßennetz von rund 6000 Kilometern Länge durchzieht das Imperium, im Mittelmeer kreuzen Schiffe fast unbehelligt von Piraten. Die Boten des Kaisers sind überall im Reich unterwegs und seine Legionen – aber auch Händler, Glückssucher, entflohene Sklaven, Künstler, Touristen. Und mit ihnen zirkulieren Ideen, Gerüchte, Geschichten.

Rom hat den unterworfenen Völkern einen Frieden aufgezwungen, so andauernd, wie es viele nie zuvor in ihrer Geschichte erlebt haben. Rom lässt den meisten Völkern die Würde ihrer Kultur, gibt ihnen gar Anteil an der Macht: Im Prinzip kann jeder Untertan das Bürgerrecht erwerben. Schon sitzen Männer aus entfernten Provinzen im Senat; nur wenige Generationen später werden einige der Kaiser aus Iberien, Nordafrika, Illyrien stammen.

Eines aber gibt Rom nicht: Religion. Zwar werden überall im Imperium Tempel für Jupiter und Minerva, für Neptun oder Venus errichtet, prachtvoller als je zuvor. Zwar werden im Westen des Reiches die Kaiser nach ihrem Tod – im Osten gar schon zu Lebzeiten – als Götter verehrt. Doch das hat, zumindest in den Städten, mehr mit Politik zu tun als mit Spiritualität. Es ist ein Kult, in dem sich Untertanen öffentlich zum Imperium bekennen.

Antworten aber auf philosophisch-spekulative Fragen, etwa nach dem Sinn des Lebens, gibt der Staatskult nicht. Und was wissen die alten Götter, über deren Trunkenheit und Ehebruch die Sagen berichten, von Moral? Welche Hoffnung können sie geben auf ein Weiterleben nach dem Tod? Der *orcus*, die Unterwelt, ist ein düsterer, kalter Ort, in dem die Seelen der Verstorbenen als Schatten wandeln.

Nicht einmal die archaische Sehnsucht nach Magie, Übersinnlichkeit und Geheimnis können die Götter erfüllen. Es sind staatstragende Götzen geworden, deren Verehrung Pflicht ist, aber nicht die Seelen berührt.

Um die Leere in den Herzen ringen längst andere: Isis, Kybele, Dionysos, Mithras sind die neuen Unsterblichen. Sie entstammen den uralten Zivilisationen des Ostens, ihre Religionen sind oft älter als Rom. Sie verlangen von ihren Adepten Initiationen, bevor die Priester der verschworenen Gemeinschaften sie in ihre Mysterien einweihen.

Die Gläubigen treffen sich regelmäßig zu gemeinsamen Mahlzeiten und Gottesdiensten in Kulträumen, manche veranstalten Prozessionen, andere bringen ihre Mitglieder durch Wein oder Tänze in fromme Ekstase. Gemein ist fast allen Kulten, dass sie die Menschen nicht in Senatoren, Bürger, Sklaven, in Römer und Fremde scheiden, sondern nur in Gläubige und Ungläubige. Und dass sie den Eingeweihten das Ewige Leben in einer jenseitigen Welt versprechen.

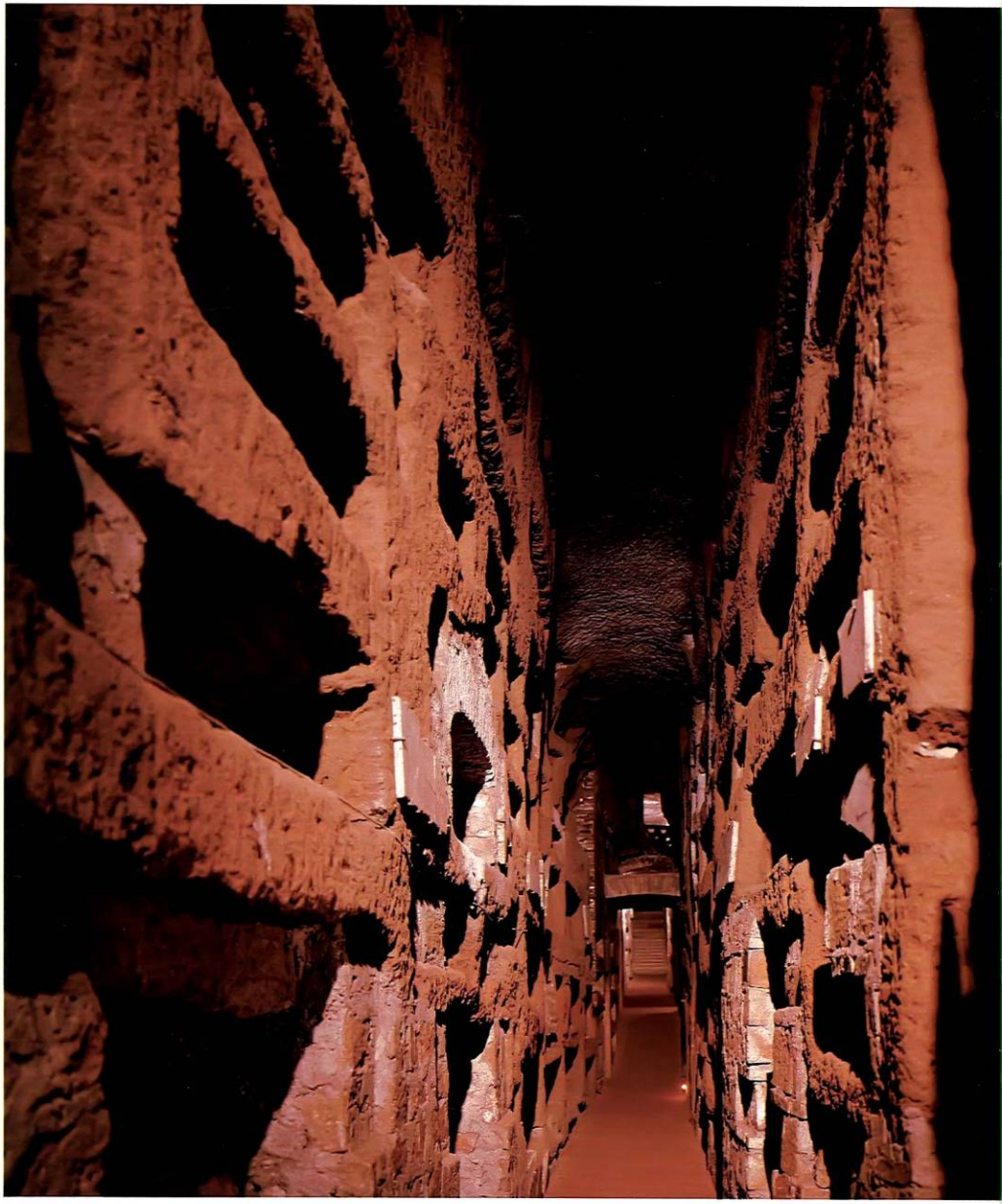
Die Metropolen – Rom, Alexandria, Antiochia – sind deshalb längst Heimstätten für Dutzende, vielleicht Hunderte von Kulten geworden. Manche Gemeinschaften sind mächtig, ihre Mitglieder treten selbstbewusst auf; andere sind klein und geheimnisvoll.

Rom gibt den Völkern Frieden – aber keinen universalen Glauben

Auch die Juden sind als Gesandte, Händler, Sklaven oder Kriegsgefangene in die großen Städte gekommen und dort geblieben. Seit wahrscheinlich 161 v. Chr. existiert eine jüdische Gemeinde in Rom, die älteste in Westeuropa. Für einen gebildeten Römer mag das Judentum wie ein weiterer östlicher Kult wirken, dem Uneingeweihten kaum unterscheidbar von Isis- oder Mithras-Verehrung.

Und doch ist der geistige Horizont der Juden ein ganz anderer. Sie folgen nicht *einem* Gott, sondern *dem* Gott. Zwar akzeptieren auch sie Konvertiten, doch ihre Gesetze und Riten – von der Beschneidung bis hin zu den Speisevorschriften – sind so streng, dass nur wenige zu ihnen übertreten. In die Religionen der anderen wird man aufgenommen, ins Judentum hineingeboren. Die anderen bilden *Gemeinden*, die Juden sind ein *Volk* – ein stolzes, denn ihr Volk ist das von Gott auserwählte.

Dieses Selbstbewusstsein steht in einem krassen Missverhältnis zur Zahl und Macht der Gläubigen: Judäa und die Nachbarregionen wie Galiläa waren in früheren Zeiten meist nur Provinz oder Schlachtfeld der Ägypter, Assyrer, Baby-



In der Calixtus-Katakombe ruhen Hunderte Tote in Wandnischen. Schnell wird diese unterirdische Totenstätte, ebenso wie viele weitere, zum Ziel frommer Pilger. Weil hier auch Märtyrer bestattet wurden, die für ihren Glauben gestorben sind

lonier, Perser, Griechen – und schließlich der Römer. Sechs bis sieben Millionen Juden leben im Imperium Romanum, rund zehn Prozent der Reichsbevölkerung.

Was sie mit irdischen Waffen nicht erreichen können, erhoffen sich mehr und mehr Juden deshalb mit himmlischem Beistand: die Befreiung ihres Volkes. Fast so alt wie die Unterdrückung ist, in vielen Traktaten verbreitet, die Hoffnung auf einen Messias – den „von Gott Gesalbten", der auf Erden erscheinen wird, um das Volk Israel im finalen Kampf gegen die Mächte der Finsternis zum Sieg zu führen und die Herrschaft Gottes in dieser Welt zu errichten. Rom ist größer und mächtiger als alle Unterdrücker zuvor, die Hoffnung deshalb vielleicht verzweifelter – und paradoxerweise zugleich größer. Hat sich denn Rom nicht den ganzen Erdkreis untertan gemacht? Wer also Rom besiegt, dem fällt die ganze Erde zu.

Viele Menschen in Judäa hoffen auf den Messias. Sie erwarten ihn bald, vielleicht schon morgen. Selbstberufene Propheten, Wundertäter und Erlöser ziehen durchs

ders, als die jüdischen Propheten den Messias beschrieben haben.

Der Heiland, den etwa die frommen, asketischen Essener herbeisehnen, ist der „Anführer der Volksgemeinschaft" im apokalyptischen Endkampf, wie es eine ihrer Schriften verspricht: ein König, Feldherr und Richter des Volkes Israel. Einer, der Armeen in die Schlacht führt und gegen Sünder Todesurteile spricht.

Jesus dagegen predigt den Menschen zwar, dass Gottes Reich bald – noch zu Lebzeiten seiner Zuhörer! – kommen werde und die Endzeit bevorstehe. Doch in einen Krieg werde er niemanden führen: „Denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen." Und Urteile könne nur Gott fällen.

Besonders provozierend für gläubige Juden ist die Unbefangenheit, mit der Jesus die Idee vom auserwählten Volk verwirft: Nicht die Priester sind ihm wichtig – „Heuchler" schimpft er sie –, sondern verachtete Außenseiter wie etwa Zöllner oder eine Ehebrecherin. Und im Zweifelsfall stellt er den stolzen Juden die von

mand, dessen Lehre sie als religiöse Anmaßung und politische und soziale Revolution zugleich verstehen – und der damit Einfluss im Volk gewinnt. Ein gefährlicher Mann.

Petrus wird es wohl schnell erkannt haben: das Neue, das über das Judentum Hinausweisende, das ebenso Faszinierende wie Gefährliche an den Worten dieses Mannes, der ihn am Ufer von Kapernaum berufen hat. Und doch entschließt er sich zu bleiben.

Er ist der erste Jünger, der, kurz vor dem Jahr 30, an den Quellen des Jordan Jesus gegenüber das Ungeheuerliche ausspricht: Jesus sei der Messias.

Der Evangelist Matthäus wird später, als er diese Szene beschreibt, Jesus antworten lassen: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben: Alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöst sein."

Die Lehre von Gott hat viele Rivalen im Imperium Romanum

Land. Manche verkünden, dass die Endzeit anbrechen werde, andere heilen Kranke, wieder andere verblüffen ihr Publikum mit nichts als billigen Zaubertricks.

Da hören die Menschen plötzlich von einem Mann aus Galiläa, der Kranke heilt und andere Wunder tut – und der den Menschen die Botschaft bringt, dass Gottes Reich auf Erden nahe sei.

BALD SCHLIESSEN SICH den beiden Fischern weitere Männer an, die Jesus bedingungslos folgen. Zwölf sind es. Eine Hierarchie kennen die Jünger nicht. Schnell aber stellt sich heraus, dass Simon Petrus zu denen gehört, die Jesus bevorzugt – und der oft auch als eine Art Sprecher der Jünger fungiert. Bei Fragen, die alle bewegen, ist er es, der sie offen zu formulieren wagt. Vielleicht ist er spontaner als die anderen, vielleicht klüger – oder auch nur älter und erfahrener.

Doch es kann nur ein paar Wochen gedauert haben, bis Petrus Zweifel gekommen sein müssen, ob er auf dem richtigen Weg ist. Denn dieser Jesus ist so ganz an-

ihnen gering geachteten Samariter als Vorbild hin.

So verkündet er einerseits, dass die Erfüllung einer uralten religiösen Hoffnung der Juden unmittelbar bevorsteht: Gottes Reich ist nah, die Toten werden auferstehen, die Ungerechten werden bestraft, Gerechtigkeit und Liebe werden die Welt erfüllen.

Andererseits summieren sich seine Verachtung der Schriftgelehrten, seine Ablehnung der strengen Vorschriften – von Essensregeln bis zum Sabbatgebot – und seine Gleichgültigkeit gegenüber der Herkunft seiner Anhänger zu einer Attacke gegen fast alles, was das Judentum über Jahrhunderte zusammengehalten, was dieses Volk von allen anderen unterschieden hat.

Dieser Jesus aus Nazareth, zu dessen Predigten bald Hunderte Zuhörer zusammenlaufen und dessen Wundertaten sich schnell im ganzen Land herumsprechen, muss deshalb bald auch den einflussreichen Pharisäern – einer Gruppe von ultrafrommen Juden – aufgefallen sein. Da ist je-

Diese Worte sind das Fundament des Papsttums.

DOCH PETRUS, der Fels, ist zunächst alles andere als standhaft – an jenem Tag im Jahre 30 in Jerusalem, als am Passahfest (das zur Erinnerung an den Auszug der Israeliten aus Ägypten begangen wird) die Häscher des Hohepriesters Kaiphas Jesus im Garten Gethsemane verhaften. Zwar ist Petrus einer von nur zwei Jüngern, die es überhaupt wagen, dem Gefesselten bis

zum Palast des Kaiphas zu folgen. Dort aber verleugnet er, den sein schwerer galiläischer Dialekt bei den Jerusalemer Priesterdienern verdächtig gemacht hat, dreimal seinen Herrn, ehe der erste Hahnenschrei den neuen Tag verkündet – so wie es ihm Jesus vorhergesagt hat.

Bei der Kreuzigung Christi sieht Petrus wahrscheinlich aus sicherer Entfernung zu. Vielleicht steht er auf der Krone der Jerusalemer Stadtmauer, von der aus viele Schaulustige eine gute Sicht auf die Hinrichtungen haben.

Und dass das Jesusgrab leer ist, wird nicht von ihm, sondern von Maria Magdalena und anderen Frauen entdeckt. Die verstörten Jünger halten ihren Bericht zunächst für „Geschwätz". Petrus immerhin geht zum Grab und findet ihre Worte bestätigt.

Einige Tage darauf versammeln sich die Anhänger des Gekreuzigten in Jerusalem. Petrus und andere Jünger bezeugen, ihnen sei der wiederauferstandene Jesus erschienen. Dann aber ist der Messias endgültig aus dieser Welt verschwunden. Was nun?

Rund 120 Mitglieder zählt die Gemeinde in Jerusalem, 500 mögen es in ganz Judäa und Galiläa sein. Ihre führenden Köpfe versammeln sich. Es sind die elf überlebenden Apostel (der Verräter Judas hat inzwischen Selbstmord begangen), Maria und die vier leiblichen Brüder Jesu, Maria Mag-

Schon in der Antike werden Christus als Herr, Petrus als sein Stellvertreter verehrt: Das Bildnis des Heilandes schmückt eine Decke in der Commodilla-Katakombe, flankiert von Alpha und Omega, dem ersten und dem letzten Buchstaben des griechischen Alphabets – den Symbolen für Anfang und Ende. Er steht auch segnend in der Mitte des Sarkophages aus dem 4. Jahrhundert – und händigt Petrus zu seiner Linken eine Textrolle mit Gesetzen aus

dalena und andere. In dieser Gemeinde wird Petrus zur dominierenden Figur – ohne je dazu ernannt oder gewählt worden zu sein, sondern allein dank seines Charismas.

Jesus ist vom römischen Statthalter als Hochverräter zu einem schimpflichen Tod verurteilt worden. Statt nun, was nahe liegen würde, erst einmal vorsichtig abzuwarten, bis sich das Misstrauen der Priester und der römischen Besatzer legt, geht Petrus in die Offensive.

Er nutzt die Gunst der Stunde, denn inzwischen ist Pfingsten herangerückt, das Wochenfest zur Erinnerung an die Gesetzgebung am Berg Sinai. Jerusalem hat rund 100 000 Einwohner, doch wohl zehnmal so viele Pilger drängen sich nun in den Gassen: Männer und Frauen aus Parthien, Medien, Elam, Mesopotamien, Judäa, Kappadokien und Pontus, aus der römischen Provinz Asia, aus Phrygien, Pamphilien, Ägypten, aus der Kyrenaika, aus Arabien, Kreta. Und aus Rom.

Da predigt Petrus den Pilgern im Tempel zu Jerusalem, vor dem Allerheiligsten des Judentums: „Lasst euch erretten aus diesem verkehrten Geschlecht!"

Denn auch Petrus glaubt, wie Jesus, dass das Weltengericht unmittelbar bevorsteht. Und viele folgen ihm: 3000 Bekehrte tauft er angeblich noch zu Pfingsten.

Durchaus möglich, dass unter den Bekehrten auch ein Römer ist – vielleicht einer jener am Tiber lebenden Juden, die zur religiösen Feier nach Jerusalem gepilgert sind. Einige Tage wird der gerade Getaufte von Jerusalem bis nach Caesarea Palaestina oder einem anderen nahe gelegenen Mittelmeerhafen benötigen. Dann sind es rund zwei Wochen Reise auf einem Segelschiff bis nach Ostia an der Tibermündung.

So könnte im Sommer 30 der erste, namenlose Christ nach Rom gekommen sein. Und er wird dort von dem Gekreuzigten aus Galiläa und dem Menschenfischer aus Kapernaum erzählt haben und von ihrer Lehre und ihren Wundertaten.

ZUNÄCHST aber ist das Christentum vor allem eine Religion des Ostens. Die Jünger und andere Christen predigen in Judäa und bald auch jenseits davon, in Kleinasien und Nordafrika. In der syrischen Metropole Antiochia werden sie erstmals „Christianer" genannt, die „Anhänger des Christus".

Zugleich erschüttert ein heftiger Disput die Urgemeinde: Muss man Jude sein, um Christ zu werden? Oder kann jeder Bekehrungswillige die Taufe empfangen? Mit anderen Worten: Sind die Christen eine jüdische Gemeinschaft – oder folgen sie einer eigenen Religion?

Jakobus, ein Bruder Jesu, betet jeden Tag im Jerusalemer Tempel; seine Knie, so geht die Legende, überziehen sich ob solcher Frömmigkeit schon mit Hornhaut. Er vor allem ist der Exponent eines im traditionellen Judentum verhafteten Glaubens.

Doch um das Jahr 35 erfolgt die große, die entscheidende Wende – ein Werk des Petrus und seine vielleicht wichtigste Tat überhaupt: Er bekehrt den römischen Centurio Cornelius.

Dieser Offizier ist in Caesarea Palaestina stationiert. Er lässt Petrus, von dessen Predigten er schon gehört hat, in sein Haus rufen. Und der Menschenfischer isst dort „unreine" (nicht koschere) Speisen und nimmt anschließend den Römer und dessen gesamten Hausstand in die Gemeinde auf – durch die Taufe allein. Für Cornelius, den ehemaligen Heiden, gelten jüdische Vorschriften wie die Beschneidung oder das koschere Essen nicht, und doch darf er Christ werden.

Die antiken Berichte sind nicht ganz klar, aber es scheint so zu sein, dass Jakobus und andere Glaubensbrüder das Vorgehen des Petrus nur widerwillig dulden – verhindern können sie es nicht.

Auf diese Weise öffnet sich etwa Mitte der dreißiger Jahre, nur wenige Jahre nach Jesu Kreuzigung, das Christentum der Welt außerhalb des Judentums. Erst durch diese Tat des Petrus wird aus einer jüdischen Sekte eine universale Glaubensgemeinschaft – eine Religion, die nicht nur den Anspruch, sondern tatsächlich auch den Willen und die Mittel dazu hat, alle Menschen zu bekehren.

Die Taufe des Centurio ist der erste Schritt zur Weltreligion.

PETRUS UND DIE ANDEREN Jünger sowie weitere führende Mitglieder der christlichen Gemeinde – wie der ehemalige Pharisäer Paulus, der um 35 vor Damaskus zum neuen Glauben findet – nutzen die Gunst der historischen Stunde: Gefahrlos und schnell können sie auf den Straßen des Imperiums ihre Lehre verbreiten. Sie werden zu Missionaren.

Jetzt verbindet sich die neue Religion untrennbar mit Rom, denn ihre Prediger nutzen die Sprachen, die Straßen, den Frieden des Reiches. Während sich der neue Glaube innerhalb des Imperiums rasch verbreitet, bleiben die Kulturen jenseits seiner Grenzen noch jahrhundertelang nahezu unbeeinflusst.

Die Ausbreitung des Glaubens erfolgt manchmal zwar zufällig – etwa wenn reisende Kaufleute die Nachricht über Christus von einer Stadt zur anderen tragen –, doch häufiger schon ist sie sorgfältig geplant. Jeder Missionar hat „seine" Region, „seine" Stadt, die es für den neuen Glauben zu gewinnen gilt.

Petrus tauft den ersten Heiden – einen römischen Soldaten

Der ehemalige Fischer aus Kapernaum verlässt von dem Jahr 41 an seine jüdisch-galiläische Heimat für lange Missionsreisen. Seine Frau begleitet ihn dabei.

UM DAS JAHR 47 treffen sich die übrigen Apostel und Petrus noch einmal in Jerusalem. Sie stimmen sich über die Organisation ihrer Gemeinschaft und über die Mission ab. So beschließen sie zum Beispiel endgültig, dass bekehrte Juden weiterhin ihren alten Glaubensvorschriften treu sein müssen, Heiden dagegen diese Regeln bis auf wenige Ausnahmen (etwa bestimmten Speiseverboten) erlassen werden. Vor allem Paulus wird diesen Beschluss in den folgenden Jahren nutzen, um bei den Heiden zu missionieren.

Irgendwann in den Jahren nach dem Treffen in Jerusalem erreicht Petrus die Stadt Rom. Gut 50 000 Juden leben hier. Aus ihren Reihen stammen wohl viele, aber nicht alle der ersten Christen der Stadt. Namenlose Missionare haben, vielleicht schon seit dem Jahr 30, Anhänger gewonnen. Petrus muss keine Gemeinde gründen, sondern findet bereits Glaubensbrüder vor. Die Gemeinde zählt vermutlich einige hundert, höchstens wenige tausend

Petrus und Paulus zu Seiten Christi: In den Katakomben, wie hier in der der Heiligen Marcellinus und Petrus, werden sie gleichrangig verherrlicht

Mitglieder – Männer und Frauen, Freie und Sklaven, römische Bürger und Fremde. Regelmäßig versammeln sich die Gläubigen, um miteinander zu beten. Hauptamtliche Priester kennen sie nicht.

Autorität erwächst vor allem aus der Nähe zum Herrn: Wer die Jünger oder gar Jesus noch selbst erlebt hat, der erläutert die christliche Lehre. Allein deshalb wird Petrus, der Neuankömmling, der nicht einmal römisches Bürgerrecht besitzt und wohl kaum fließend Latein spricht, sofort zu einer Autorität in der Gemeinde. In irgendeiner Form ernannt oder gewählt wird er nicht.

Petrus spricht zu den Gläubigen in Versammlungsräumen – Zimmern in den Anwesen wohlhabender Gemeindemitglieder. Möglicherweise gehört schon in jenen frühen Jahren der Senator Pudens dazu, ein Mitglied der politischen und wirtschaftlichen Elite des Imperiums. In seinem Haus soll Petrus gewohnt und dessen Töchter Praxedis und Pudentiana getauft haben. (Die Gräber dieser Töchter werden Archäologen fast zwei Jahrtausende später in der Priscilla-Katakombe, der ältesten Roms, identifizieren.)

Vielleicht hat Petrus sie im Vaterhaus am Vicus Patricius in Tibernähe getauft.

Vielleicht auch im Erdgeschoss einer *insula*. Jedenfalls beherbergt ein Mietshaus am Nordrand der Stadt, das wohl im Besitz einer gewissen Lucina war, das älteste bis heute entdeckte Baptisterium Roms.

Diese Zusammenkünfte in Privat- oder Mietshäusern sind nicht sonderlich geheim. Petrus und andere Christen dürften öffentlich gepredigt haben.

Sie profitieren, wie die anderen Kulte in Rom auch, von der spirituellen Leere des Imperiums und bieten ihren Anhängern Gemeinschaft über alle soziale Schranken hinweg – besonders wichtig in einer Millionenstadt, in der die meisten Bewohner aus allen Provinzen herbeigeströmt und ihren alten Traditionen entfremdet sind. Sie helfen Kranken, spenden Trost, fordern ein ethisch korrektes Leben, versprechen das ewige Heil.

Mindestens zwei entscheidende Aspekte aber unterscheiden die Christen von fast allen anderen konkurrierenden Kulten: Sie haben, erstens, *Augenzeugen* zu bieten. Während etwa die ägyptische Isis oder der griechische Dionysos dem mythischen Dämmer der Vorgeschichte entsprungen sind und der jüdische Jahwe ein strenger, entrückter Gott ist, predigen Petrus und die Seinen von einem Gottessohn der Gegenwart. Wenn Petrus von Wundern berichtet und von der Hoffnung die-

Ein Relief verewigt eine der Legenden, die schon kurz nach dem Tod des Petrus entstehen: Der gefangene Apostel lässt im Kerker eine Quelle entspringen, mit deren Wasser er seine beiden Wächter tauft

fungiert er als Gehilfe des Petrus. Ein antiker Kirchenhistoriker überliefert, dass die römische Gemeinde Johannes Markus, den Begleiter zweier Apostel, drängt, die Frohe Botschaft aufzuschreiben. Denn niemand weiß, wie lange Petrus noch am Tiber weilen wird. Markus sagt zu.

Soll die Frohe Botschaft vor dem Heraufziehen des Gottesreiches noch möglichst vielen Menschen verkündet werden, dann muss man sie vervielfältigen. Markus sagt zu und macht sich daran, alles über Jesus aufzuschreiben, was ihm wichtig erscheint.

Später, schreibt der antike Kirchenhistoriker, „ratifizierte Petrus die Schrift zur Lesung in den Gemeinden". Dies ist, gewissermaßen von höchster Stelle sanktioniert, die Geburtsstunde des ersten Evangeliums – und der vielleicht folgenreichste Entschluss der Christen im geistigen Ringen um die Millionen Seelen des Imperiums.

Denn mit diesem Evangelium (und den drei späteren) kann sich jeder Christ an jedem Ort der Welt das Wissen um die Lehre selbst aneignen. Und er kann, wozu Petrus das Evangelium ja ausdrücklich bestimmt hat, daraus seinerseits weitere Menschen unterrichten.

Bei den Juden ist das Priestertum erblich – weshalb nur wenige Männer berufen sind. Bei vielen heidnischen Kulten müssen Adepten jahrelange Initiationen erfahren haben, ehe sie um sämtliche Geheimnisse wissen. Bei den Christen dagegen ist – zumindest zu dieser Zeit – der Schritt vom Gläubigen zum Prediger sehr kurz. Sie machen aus jedem Bekehrten zugleich einen Missionar. Damit können sie an vielen Orten schnell neue Anhänger gewinnen.

Das Evangelium macht jeden Christen zum Missionar

ser Lehre, kann er stets hinzufügen: „Ich habe es mit eigenen Augen gesehen! Ich selbst habe es gehört!"

Und sie haben, zweitens, die *Schrift*. Es sind vielleicht die römischen Christen (die pragmatisch sind, aber auch relativ isoliert von Jerusalem, von den blühenden Gemeinden im Osten, von den Augenzeugen Christi), die erstmals darauf drängen, einen Bericht vom Wirken des Heilands aufzuschreiben. Mit der „Frohen Botschaft" – griechisch *euangelion* – in der Hand kann sich jeder selbst über Christus informieren.

In Rom gehört Johannes Markus zu den engsten Mitarbeitern des Petrus, möglicherweise ist er schon mit ihm aus Judäa angereist. Er hatte schon Paulus auf dessen erster Missionsreise begleitet. Nun

Doch der Menschenfischer selbst ist von diesem Plan zunächst wenig begeistert: „Als Petrus davon Kenntnis nahm", schreibt der Kirchenhistoriker Eusebius, „war er weder ausdrücklich dagegen, noch bestärkte er Markus."

Wozu auch alles aufschreiben? Jesus selbst hat den Jüngern doch verkündet: „Es stehen einige hier, die werden den Tod nicht schmecken, bis sie sehen das Reich Gottes kommen mit Kraft." Warum ein Buch schreiben – also etwas auf Dauer festhalten –, wenn diese Welt doch noch in dieser Generation untergehen wird?

Weil, so kann man zumindest heute vermuten, die Schrift in kurzer Zeit mehr Menschen erreicht als selbst der eifrigste Missionar, der schließlich stets nur an einem Ort predigen kann.

Zudem ist die Organisation der Christen ungemein flexibel, selbst in Zeiten von Verfolgung und Mord.

Und die werden bald kommen – nach dem Großen Brand von Rom.

Warum verfolgt Nero ausgerechnet die Christen? Der heidnische römische Historiker Tacitus schreibt nur, dass die „Chrestianer beim Volk verhasst" sind, wegen nicht näher beschriebener „Schandtaten". Deshalb seien sie Opfer der kaiserlichen Schuldzuweisung geworden.

Sicher ist, dass in Rom alle Kulte miteinander konkurrieren. Ob Isis-Priester oder Dionysos-Anhänger: Niemand wird die Neuankömmlinge aus Judäa gern sehen, die plötzlich um die Seelen der Menschen ringen. Die Anhänger der heidnischen Kulte werden die kaiserliche Ver-

folgung begrüßt haben. Vielleicht ist es die Tragik der Christen, dass sie, anders als die anderen Sekten, noch keinen Sympathisanten in Neros Hofstaat haben. Sie wären somit Opfer religiösen Konkurrenzneides geworden.

Auffällig auch, dass es nur die Christen trifft, nicht dagegen die Juden. Noch im Jahr 49 hat Kaiser Claudius in einem (wohl eher lax ausgeführten) Edikt die Anführer von Juden und Christen untergegenübersteht. Sie kennt sich aus, sie weiß um die Unterschiede zwischen beiden Religionen. Und ganz sicher weiß sie auch, dass die Juden in den Christen nicht nur Abtrünnige und Irrlehrer sehen, sondern auch eine neue Gefahr. Denn die Christen missionieren erfolgreich in den jüdischen Gemeinden. Möglich also, dass Poppaea aus diesen Gründen den Groll ihres Gatten lenkt.

Möglich aber schließlich auch, dass die Christen sich selbst verdächtig gemacht

Neros Häscher machen mehrere Jahre lang Jagd auf Christen. Zunächst scheint Petrus unbehelligt zu bleiben. Doch wohl im Jahr 67 wird er ergriffen. Eifersucht und Neid, behauptet ein anonymer Briefschreiber, hätten zur Verhaftung des Apostels geführt – vielleicht ist er denunziert worden.

Einmal in Haft, gibt es kein Entrinnen mehr für „Petrus, der wegen ungerechter Eifersucht nicht nur eine oder zwei, son-

Bilder mit Szenen aus dem Alten Testament, wie das von Bileam und dem Engel, schmücken christliche Gräber in der Katakombe an der Via Latina

schiedslos wegen ihres Glaubens aus der Stadt gewiesen. Die meisten Römer misstrauen den Juden. Und ganz sicher sind deren Gemeinden größer und weit besser bekannt als die der Christen – sie wären auch diesmal, wie so oft in der Geschichte, die idealen Verdächtigen gewesen.

Doch ausgerechnet Neros zweite Gattin Poppaea ist eine „Gottesfürchtige": eine Heidin, die dem Judentum mit Sympathie

haben. Ist der Brand Roms nicht die sehnlich erwartete Apokalypse? Das Fanal zum Endkampf um die Welt? Und verkündete nicht Jesus, verkündet nicht Petrus in ihrer Mitte, das Gottesreich sei nah? So heißen vielleicht manche Eiferer in den Gemeinden den Brand in aller Öffentlichkeit gut, obwohl sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht dafür verantwortlich sind.

dern viele Peinen ertrug und, nachdem er so Zeugnis abgelegt hatte, an den gebührenden Ort der Herrlichkeit gelangte", wie ein römischer Christ berichtet.

Wo wird er eingekerkert? Wie lange? Ist er tatsächlich, wie es der christliche Chronist später andeuten wird, gefoltert worden? Auch Paulus wird von Neros Häschern ergriffen. Zur selben Zeit – oder schon lange zuvor? Denn Paulus ist be-

reits wegen seiner Mission in Kleinasien als Beschuldigter nach Rom gelangt, zwar nicht als Häftling, doch als Verdächtiger, gegen den ein Verfahren schwebt.

Jahrzehnte, Jahrhunderte später entstehen um diese letzten Tage des Menschenfischers Legenden, doch enthalten sie wohl weniger einen wahren historischen Kern, als dass sie Zeugnisse sind für das Rätsel, wann und wie Petrus in den Tod geht.

Einigermaßen plausibel ist nur, dass Paulus – der anders als Petrus das römische Bürgerrecht besitzt – nach den Regeln seines Standes ein Prozess gemacht wird. Und ihm wird das Privileg eines schnellen Todes gewährt: die Enthauptung. Petrus dagegen bleibt selbst das versagt.

Der ehemalige Fischer aus Galiläa gilt den Juristen als „Fremder" und damit als fast so rechtlos wie ein Sklave. Das Edikt Neros ist zugleich schon sein Todesurteil.

Niemand kennt den genauen Tag und Ort der Hinrichtung. Viele Indizien deuten darauf hin, dass Petrus, inzwischen wohl über 60 Jahre alt, auf den Campus Vaticanus gebracht wird. Dort hat Nero inmitten großer Parkanlagen ein Stadion für Pferderennen und andere Schauspiele errichten lassen – auch für öffentliche Hinrichtungen.

Petrus wird, so will es eine noch in der Antike gebildete Legende, mit dem Kopf nach unten gekreuzigt – angeblich auf eigenen Wunsch: Er habe sich nicht anmaßen wollen, in gleicher Positur wie Christus in den Tod zu gehen.

Auch Verbrecher haben in Rom normalerweise das Recht auf ein Begräbnis. Doch spricht nichts dafür, dass irgend jemand Petrus feierlich bestattet. Vielmehr wird sein Leichnam wohl nicht weit von der Hinrichtungsstätte verscharrt – ganz in der Nähe des Stadions liegt ein Gräberfeld.

Im Jahr darauf wird Nero gestürzt. Mit seinem Tod endet die erste blutige Christenverfolgung in Rom. Die dortige Gemeinde hat Petrus, Paulus und viele weitere führende Köpfe verloren, doch ausgelöscht worden ist sie nicht. Selbst der Historiker Tacitus, für den die neue Religion nur „unheilvoller Aberglaube" ist, gesteht widerwillig, dass im Volk wegen der grausamen Hinrichtungen „Mitgefühl" für die Christen aufgekommen sei.

Tatsächlich gehen wohl viele standhaft in den Tod – und führen mit ihren Opfern, die ja als Schauspiele vor Tausenden von Zuschauern inszeniert worden sind, vielleicht mehr Menschen zum neuen Glauben, als es Petrus allein mit seinen Predigten je vermocht hat.

Ungefähr zur gleichen Zeit schweben auch die Christen in Judäa in höchster Gefahr. Im Jahr 66 erheben sich die Juden zum Aufstand gegen die römischen Besatzer; zwar machen die Christen nicht mit und fliehen nach Pella, östlich des Jordans.

Doch im Jahr 70 zerstören römische Legionen Jerusalem und schleifen den Tempel: das Ende der jüdischen Aufstandsbewegung – und zugleich auch das Ende der Jerusalemer Urgemeinde. Die Christen sind zwar unbehelligt geblieben, die Stadt aber ist weitgehend verwüstet. Sie ist nicht länger Zentrum des neuen Glaubens.

Die römische Gemeinde, die gerade erst selbst nur knapp der Vernichtung entronnen ist, hat dadurch aber noch keine dominierende Stellung innerhalb der Christenheit inne – im Gegenteil: Auch um das Jahr 70 leben die meisten Gläubigen nach wie vor im Osten des römischen Imperiums, etwa in Alexandria, Antiochia oder Griechenland. Dass Rom einmal, zumindest dem eigenen Selbstverständnis nach, alle Gemeinden überflügeln wird, kann um diese Zeit niemand vorhersehen.

ZWEIFELLOS HAT PETRUS jede Gemeinde, die er besuchte, dominiert. Zweifellos hat er durch seine Mission und seine Lehre neue Gemeinden geformt und damit die Grundlagen einer reichsweiten Kirche geschaffen. Zweifellos hat er Entscheidungen in Glaubensfragen gefällt mit einer Autorität, wie sie vielleicht niemals wieder so groß war in der gesamten Christenheit. Doch diese Macht erwuchs aus seiner Lebensgeschichte, nicht aus einem Amt. Denn Ämter gibt es in den christlichen Gemeinden noch nicht. Wer braucht eine Hierarchie, wenn das Reich Gottes nah ist? Wer braucht Amtswürden, wenn doch bald alle Menschen vor Gott dem Richter stehen werden?

Noch rund 30 Jahre nach dem Tod des Petrus schreibt die römische Gemeinde einen Brief an die von Korinth – die Gemeinde, nicht etwa ein Bischof, denn so ein Amt gibt es noch nicht. Das muss nicht heißen, dass es um das Jahr 100 nicht schon Personen mit Autorität gibt, aber es besteht eben noch keine strenge Ämterhierarchie, nicht einmal in Rom.

Frühestens um das Jahr 140 wird die römische Gemeinde von einem Bischof mit umfassender Macht geleitet. Und jetzt erst entwickelt sich eine Ämterhierarchie, entsteht jene Institution, die wir „Kirche" nennen. Mit Stephan I. (254 bis 257) wird sich erstmals ein römischer Bischof auf das Jesus-Wort vom Felsen, auf dem die Kirche gegründet ist, berufen und damit vielleicht so etwas wie oberste Autorität einfordern.

Erst lange nach Petrus gibt es den ersten Papst

Doch erst im 5. Jahrhundert erhebt sich der Bischof von Rom zum Haupt der gesamten Kirche. Während das weströmische Reich in den Germanenstürmen untergeht und somit im Abendland keine unumstrittene weltliche Autorität mehr existiert, verkündet Leo I., der Große (440 bis 461), dass nur er, der römische Bischof, die Schlüsselgewalt zum Himmelreich habe, die Kirche leite und alle Glaubensfragen in oberster Instanz zu entscheiden vermöge. Als „Papst" (von griechisch „pappas", „Vater") wird vom frühen 3. Jahrhundert an jeder Bischof bezeichnet – zum ausschließlichen und verbindlichen Titel für den Würdenträger in Rom macht ihn erst Gregor VII. (1073 bis 1085) in seinem „Dictatus Papae". Da aber liegt schon über ein Jahrtausend zwischen ihm und dem Fischer vom See Genezareth.

Jenem Mann aus Kapernaum, dem ersten Jünger eines geheimnisvollen Galiläers, der eine neue Religion schuf. Der Missionar war, Lehrer und Verkünder der Frohen Botschaft. Der das Christentum für die Welt öffnete. Der zum Menschenfischer wurde. □

Cay Rademacher, 37, ist Historiker und Textredakteur dieses Heftes.

wiro.

SPIEGEL special
DAS MAGAZIN ZUM THEMA

Das Sonderheft zur SPIEGEL-Serie zeichnet nach, was vor 60 Jahren in Hamburg mit der Operation „Gomorrha" begann und Anfang 1945 mit dem Inferno von Dresden endete. Mit zusätzlichen Informationen, Interviews mit Augenzeugen und bewegenden Bildern.

Jetzt in SPIEGEL special.

Jetzt im Handel
oder direkt bestellen unter
www.spiegel.de/shop

312

28. OKTOBER

Der Glaube der Nächstenliebe triumphiert in einer blutigen Schlacht: Als Kaiser Konstantin seine Legionen unter dem Kreuz in den Krieg schickt, gewinnt er damit nicht nur das Imperium, sondern öffnet dem verfemten Christentum den Weg zur Staatsreligion

VON HOLGER FRIEDRICH

Es ist der 28. Oktober 312, und bei Rom stehen die Legionen des Flavius Valerius Constantinus – den man später Konstantin den Großen nennen wird – in nahezu aussichtsloser Lage den Soldaten seines Rivalen Maxentius gegenüber. Es herrscht Bürgerkrieg: eine jener vielen Auseinandersetzungen um den Kaiserthron, die das Imperium seit langem erschüttern.

Am Tag zuvor ist Konstantin, wie der antike Kirchenhistoriker Eusebius berichtet, am Himmel das Kreuz, das Zeichen des Christengottes, erschienen – zusammen mit den Worten „in hoc signo vinces", „in diesem Zeichen wirst du siegen."

Daraufhin bestimmt er das Kreuz zum Feldzeichen seiner Truppen. An der Milvischen Brücke, die nördlich von Rom über den Tiber führt, kommt es zur entscheidenden Schlacht.

Und die Truppen unter dem Zeichen des Erlösers gewinnen.

Der Kampf um Rom ist zwischen Männern wie Maxentius und Konstantin in jenen Tagen nichts Außergewöhnliches. Denn es herrscht Unruhe im Reich. Ein Grund dafür ist dessen schiere Größe, ein anderer dessen Heterogenität, ein dritter eine andauernde schwere Wirtschaftskrise. Zudem ist das Imperium geteilt in einen lateinischen Westen und einen griechischen Osten.

Seine Einwohner sind aus zahlreichen Völkern zusammengewürfelt, und sie huldigen zahllosen unterschiedlichen Göttern. Eine gemeinsame Religion gibt es nicht – und der römische Staatskult allein kann die Einheit nicht mehr erhalten.

Insbesondere das immer stärker aufkommende Christentum wird von den Herrschern als Bedrohung empfunden. In der eschatologischen Hoffnung der Jesus-Anhänger auf baldige Wiederkunft des Erlösers und den Beginn seiner gerechten, glücklichen Herrschaft sehen sie eine Absage an das weltliche Römische Reich.

Dass die Christen sich weigern, die vergöttlichten Kaiser kultisch zu verehren, verstärkt den Widerspruch.

Geistige Klammer für das Imperium?

So ist die Bekämpfung des Christentums schon seit geraumer Zeit kaiserliche Politik. 249 hat der Imperator Decius die ersten für das gesamte Reich geltenden Maßnahmen gegen die Jesus-Jünger angeordnet: Von jedem Untertan wurde das Opfer vor dem kaiserlichen Bildnis verlangt. Zehn Jahre später verschärft Valerian die Sanktionen und droht allen Angehörigen des Klerus mit der Todesstrafe. Und im Jahr 303 beginnt Diokletian mit einer besonders blutigen Christenverfolgung.

Doch die zunehmende Ausbreitung der neuen Religion hält all das nicht auf. Im Jahr 311 verkündet Kaiser Galerius schließlich ein Toleranzedikt, das den christlichen Kult ausdrücklich erlaubt. Damit ist das Christentum eine *religio licita* – also offiziell als Religionsgemeinschaft anerkannt.

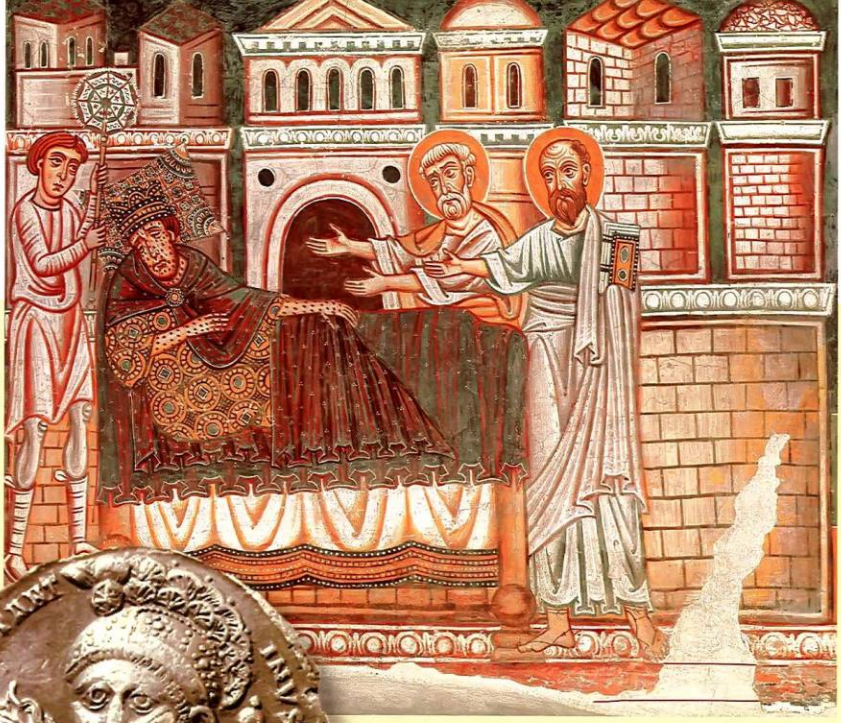
Zur entscheidenden Wende kommt es erst unter Konstantin. Diokletian hat 293 die Tetrarchie eingeführt: Das entsprechend aufgeteilte Imperium soll fortan von einem Kollektiv aus vier Herrschern regiert werden. Doch Konstantin, seit 306 einer der vier Monarchen, drängt es zur Alleinherrschaft; er marschiert gegen seine Kollegen.

Seit 312 stützt er sich dabei auf die Christen, denn deren Lehre entspricht seinen persönlichen und politischen Überzeugungen:

Zum einen befriedigt sie seine bereits vorher anklingende Sehnsucht nach einem monotheistischen Glauben.

Zum anderen erkennt Konstantin im Christentum eine Weltanschauung, die dem zerrütteten Imperium neuen Halt geben könnte, eine neue geistige Klammer. Und in der Kirche eine Organisation, auf die er sich im ganzen Reich stützen kann.

Die siegreiche Schlacht an der Milvischen Brücke wird zum Ausdruck dieser „Konstantinischen Wende". Mit ihr bewältigt der Kaiser die wichtigste Etappe seines Aufstiegs. Bald beherrscht er den lateinischen Westen, 324 auch den griechischen Osten:



Ein Fresko zeigt Konstantin als Kirchenfreund, dem im Traum Petrus und Paulus erscheinen. Um 315 lässt der Kaiser ein Medaillon prägen, bei dem das Christusmonogramm »XP« (die gr. Buchstaben Chi und Rho = Ch und R) an seinem Helm prangt

Konstantin ist Alleinherrscher im Reich.

Die Konstantinische Wende ist Beginn eines tiefgreifenden religiösen wie politischen Wandels. Immer offener favorisiert der Kaiser die zuvor verfolgte Religion.

Zunächst erhalten die Kirchen ihre beschlagnahmten Vermögen zurück, und die Christen bekommen die Möglichkeit, sich wieder zu versammeln und zu organisieren. Seit 321 fördert Konstantin die Einführung des Sonntags als Feiertag und des Kreuzes als christliches Symbol in der Öffentlichkeit sowie den Bau von Kirchen. Doch bei innerkirchlichen Konflikten greift der Kaiser rücksichtslos durch – denn an Diskussionen in Glaubensfragen ist ihm wenig, an einer Einheitskirche dagegen viel gelegen.

Im Jahr 330 weiht der Imperator im Osten des Reiches eine neue Residenz ein: Konstantinopel. Fortan regiert er nicht mehr am Tiber, sondern am Bosporus – eine Entscheidung, die für das Christentum ebenso weitreichende Folgen hat wie die Schlacht an der Milvischen Brücke.

Denn obwohl Konstantin mit der Förderung des Christentums eine Entwicklung auslöst, die aus der einst illegalen eine „Reichsreligion" macht – 391/392 wird Kaiser Theodosius alle heidnischen Kulte verbieten und das Christentum zur Staatsreligion erklären –, wirkt sich die Verlegung der Hauptstadt fatal auf die Einheit ebendieser Religion aus: Während der Patriarch, das Oberhaupt der Kirche in Konstantinopel, fortan unter dem Einfluss der dort regierenden Kaiser bleiben wird, emanzipiert sich der Bischof von Rom zunehmend von jeder weltlichen Macht.

Vom 5. Jahrhundert an treten Päpste wie Leo I. oder Gregor I. als höchste Autorität im Abendland auf (siehe Seite 172). Damit ist das Schisma bereits angelegt, das gut 700 Jahre nach Konstantin die Christenheit in eine römische und eine (östlich-)orthodoxe Kirche spalten wird.

So sehr sich Konstantin auf die Kirche einlässt – eines aber wird er Zeit seines Lebens nicht: ein Christ. Erst auf dem Totenbett, so zumindest ist es überliefert, lässt der Kaiser sich taufen. □

Dr. Holger Friedrich, 30, hat Geschichte und Politische Wissenschaft in München und London studiert.

Rom im frühen Mittelalter: Skrupellose Adelsfamilien schachern in der heruntergekommenen Stadt um den Stuhl Petri. 45 Päpste gelangen zwischen 880 und 1046 auf den Thron – darunter angeblich auch ein Minderjähriger und eine Frau. Das Papsttum durchlebt im »Saeculum obscurum«, dem dunklen Zeitalter, eine tiefe Krise. Doch was damals genau geschah, ist von Historikern heutzutage oft kaum noch nachzuzeichnen – es sind nur wenige Quellen aus jener Zeit erhalten

Zeit der Finst

Oft kolportierte Legende: Im 9. oder 11. Jahrhundert soll es eine Päpstin namens Johanna gegeben haben, die während einer Prozession ein Kind geba

ternis

VON LARS ABROMEIT

Voller Hass fährt der Ankläger den kreidebleichen Papst an, der in seinem Thronsessel zusammengesunken ist. „Cur Portuensis esses episcopus, cur ambitionis spiritu Romanam universalem usurpasti sedem?" – „Warum hast du dir aus Ehrsucht den Apostolischen Stuhl angemaßt, obwohl du doch schon Bischof von Porto gewesen bist?"

Der Bruch der „geistlichen Ehe", die jeden Bischof lebenslang an seine Diözese bindet, ist zu der Zeit ein Sakrileg – nur stadtrömische Diakone dürfen sich zum Papst wählen lassen. Und so scheint keiner der Kardinäle, Bischöfe und anderen geistlichen Würdenträger, die sich an diesem Spätwintertag des Jahres 897 in St. Peter zum Prozess gegen Papst Formosus versammelt haben, an dessen Schuld zu zweifeln.

Formosus seinerseits rechtfertigt sich während des langwierigen Verhörs mit keinem Wort, zuckt nicht einmal mit der Wimper. Er kann nicht. Er ist seit mehreren Monaten tot.

Der neue Papst, Stephan VI., hat den Leichnam ausgraben und noch einmal in die ehrwürdigen Pontifikalgewänder kleiden lassen. „Schlaff und fast zu Staub verfallen" soll Formosus einem Chronistenbericht zufolge gewesen sein. Dennoch hält die Synode drei Tage lang über ihn Gericht. Am Ende wird der Tote wegen Meineids verurteilt, sein Pontifikat annulliert.

Das Papstgewand reißen die Kleriker in Fetzen, und als Zeichen dafür, dass alle Verfügungen des Verurteilten ungültig und alle Bischöfe, die er geweiht hat, ihres Amtes entbunden sind, schneiden sie Formosus die drei Finger der rechten Hand ab, mit denen er einst geschworen und den höchsten kirchlichen Segen erteilt hat.

Mit barbarischem Geschrei schleift anschließend der Mob die entstellte Leiche durch die Straßen Roms und wirft sie in den Tiber.

Der Prozess gegen Formosus gilt als makabrer erster Höhepunkt jener Epoche zwischen 880 und 1046, für die der Kardinal Caesar Baronius im 16. Jahrhundert den Begriff „Saeculum obscurum" geprägt hat: das dunkle Zeitalter – „eisern wegen seiner unguten Härte, bleiern wegen des entstellenden Überflusses an Bosheit und dunkel wegen des Mangels an Autoren".

Als Ende des 9. Jahrhunderts die Karolinger-Dynastie, die bisherige Schutzmacht des Papstes, ihren beherrschenden Einfluss in Europa verliert, entsteht in Rom ein politisches Vakuum. Die Stadt wird nahezu bedeutungslos: Innerhalb der Aurelianischen Mauer, wo in der Blütezeit des römischen Imperiums über eine Million Menschen gelebt haben, weidet das Vieh. Ein kilometerweites Trümmerfeld aus antiken Ruinen breitet sich zwischen den Stadtteilen aus.

Rom ist kaum mehr als eine bankrotte Siedlung mit we-

alle Darstellungen in diesem Beitrag stammen aus späteren Jahrhunderten)

nigen zehntausend Einwohnern – geplagt von Hunger und Malaria, beherrscht von rivalisierenden Adelsfamilien und ständig bedroht von Invasoren. Mehrfach schon sind die Sarazenen in die Stadt eingedrungen, haben den Hafen von Ostia, die Peterskirche und die Basilika von St. Paul geplündert und verwüstet. Die arabischen Freibeuter stören den Handel im Mittelmeerraum; im Norden wiederum bedrohen Ungarn die Verkehrswege über die Alpen.

Kaum eine Kirche wird in Rom noch restauriert, kaum ein Kunst- oder Bauwerk von bleibender Bedeutung geschaffen, keine Schule von Ruf mehr genannt. Und in Konstantinopel lächelt man über den Verfall der einstigen Reichshauptstadt, deren Bischof trotzig nach wie vor beansprucht, das Zentrum der christlichen Welt zu sein. Tatsächlich verkommt das Papsttum mehr und mehr zum Spielball der römischen Aristokratie.

Ein Netz von Intrigen spinnen die Adelsgeschlechter um das Amt des Bischofs von Rom. Um sich den Apostolischen Stuhl für ihren Clan zu sichern, lassen sie Päpste einkerkern und blenden, verstümmeln oder erwürgen. Lassen Privilegien und Briefe fälschen, brechen Gelübde und Kirchenrecht.

Auf diese Weise kommen in den rund 150 Jahren zwischen dem Prozess gegen Formosus und der Reformsynode von Sutri 1046 insgesamt 39 Päpste ins Amt. Einige davon halten sich nur für ein paar Wochen; jeder dritte wird eingekerkert, verbannt oder ermordet.

Von einem dieser Nachfolger Petri heißt es, er habe „sein Genie" durch einen Teufelspakt erworben, weshalb seine Gebeine nie zur Ruhe gekommen seien und im Sarge rasselnd den Tod des nächsten Papstes ankündigten.

Und bis heute hält sich die Legende von einer Päpstin Johanna, die als Mann getarnt drei Jahre lang als Pontifex gewirkt habe.

Was aber ist an all diesen Berichten tatsächlich wahr, was nur Gerücht? Die Zahl der Quellen, die darüber Auskunft geben könnten, ist gering: Aus der Zeit zwischen 896 und 1046 etwa sind gerade noch 35 Papsturkunden im Original erhalten, aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts nicht einmal ein Dutzend. Risse und Fäulnis haben die Dokumente oft schwer beschädigt.

Auch verlässliche Abschriften, Briefe und Chronistenberichte sind für weite Abschnitte des Saeculum obscurum rar. Und sogar der „Liber pontificalis", die offizielle Papstchronik, führt nach dem Tode Hadrians II. im Jahre 872 für mehr als 200 Jahre nur noch die Lebens- und Amtsdaten der Päpste auf.

Die wenigen bis heute überlieferten Materialsplitter dennoch zu einem plastischen Bild der frühmittelalterlichen Papstgeschichte zusammenzusetzen – das ist die geheimnisvolle Kunst von Forschern wie Klaus Herbers.

In einem engen Raum der Universität Erlangen wandern die Finger des 52-jährigen Geschichtsprofessors durch das ausgehende 9. Jahrhundert. An Papst Hadrian III. eilen sie vorbei, halten bei Formosus für einen Augenblick inne,

Hinrichtung auf Befehl Ottos III. (996–1002): Den Machtkampf um den Apostolischen Stuhl verliert der deutsche Kaiser letztlich gegen die römischen Adelsfamilien

rücken den falsch platzierten Papst Stephan VI. wieder in Position: Klaus Herbers sortiert seinen Schatz – eine vier Meter lange Kollektion aus blauen Karteikarten, aufbewahrt in verschlissenen Kartons. Notizen eines halben Forscherlebens.

Seit gut 15 Jahren arbeitet der Erlanger Wissenschaftler an einer einzigartig minutiösen Chronik des frühen Saeculum obscurum. Sämtliche in mittelalterlichen Quellen überlieferten Ereignisse der Papstgeschichte zwischen 844 und 911 sollen in diesen so genannten „Regesten" verzeichnet werden – chronologisch geordnet, inhaltlich zusammengefasst und wissenschaftlich kommentiert. Jedes Privileg, das der Bischof von Rom einer Abtei oder einem Erzbistum gewährt hat, wird hier – soweit bekannt – festgehalten sein. Jede Synode, die im Lateranpalast abgehalten wurde. Jede Heldentat, jede Schlacht, jeder Verrat am Apostolischen Stuhl.

Für die 67 von ihm betreuten Jahre wird Herbers auf mehr als 2000 Einträge kommen. Jeder erfordert langwierige Recherchen. Und jeder ist doch – ebenso wie das ganze Werk – nur ein kleiner Baustein in einem gewaltigen Langzeitprojekt: den „Regesta Imperii".

Seit 1829 inventarisieren Historiker für dieses Forschungsvorhaben Stück für Stück alle urkundlichen und historiographischen Quellen der Päpste und römisch-deutschen Könige im Früh- und Hochmittelalter. Für Mediävisten sind die daraus entwickelten Nachschlagewerke wegen ihrer Präzision, Kompetenz und Materialfülle längst unentbehrlich.

Ähnlich wie Herbers mühen sich die meisten Spezialisten für frühmittelalterliche Geschichte, ihre spärlichen Quellen möglichst präzise auszuwerten und zu ordnen. Manche Historiker beschäftigen sich beispielsweise jahrelang mit den Markierungen, die Fälscher an Originalen oder Abschriften hinterlassen haben. „Sphragistiker" untersuchen die Siegel jener Zeit Millimeter für Millimeter. Und wieder andere Mediävisten haben sich auf Münzen, Keramiken, Sarkophage oder Seidenstoffe spezialisiert.

Klaus Herbers sammelt Texte. Durchkämmt für „seinen" kirchengeschichtlichen Zeitraum, in dem 21 Päpste amtierten, alle Quellensammlungen der Mediävistik – Codices, Briefe, Folianten, Canones und Urkundeneditionen.

Mit Samthandschuhen und Vergrößerungsglas vertieft er sich dann in den Mikrokosmos aus Schriftform, Tintenfarbe, Initialbögen und Wortwahl. Wandelt zwischen Zeilen, Rissen, Wasserflecken. Tastet Handschriften mit einer Infrarotlampe nach „Rasuren" ab – nach Resten von Schriftzeilen, die vom Pergament gekratzt worden sind, um es neu beschreiben zu können. Oder um den Text zu verfälschen.

„Manchmal dreht sich der ganze Aufwand nur um ein paar Buchstaben", sagt Herbers, „um kleine Wörter, die den Inhalt eines Dokuments völlig verändern können – wie zum Beispiel die einfache Silbe *non*."

Aus winzigen Details der Schriftstücke können Spezia-

listen Rückschlüsse auf die Person des Ausstellers ziehen – und manchmal sogar auf die großen Linien in der Politik des Papsttums. So zeigen die besonderen Freiheiten, die im Saeculum obscurum einigen burgundischen Klöstern vom Pontifex gewährt wurden, wie stark die dort aufkeimende Reformbewegung schon während des 10. Jahrhunderts in Rom wahrgenommen worden ist – und wie sie vermutlich sogar der Kirchenreform Gregor VII. viele Dekaden später den Weg bereitet hat (siehe Seite 50).

Auch wie sich Mitte des 11. Jahrhunderts unter den vom deutschen König Heinrich III. protegierten deutschen Päpsten das Selbstverständnis der römischen Kirche wandelt, lässt sich Herbers zufolge aus den Papsturkunden ablesen – nicht zuletzt in der Wahl der Schrift: Bis 1046 fertigt die päpstliche Kanzlei alle Dokumente in einer komplizierten, mit starken Ober- und Unterlängen durchsetzten Zierschrift aus, die schon im Mittelalter nur von Spezialisten zu entziffern ist. Historiker vermuten, dass mit dieser exklusiven „päpstlichen Kuriale" die Macht des Apostolischen Stuhls visualisiert werden sollte – oder mindestens dessen Macht*anspruch*.

Ab 1046 aber verändert sich das Schriftbild der päpstlichen Urkunden. Papst Clemens II. lässt alle Dokumente in der besser lesbaren „Karolingischen Minuskel" anlegen. Nur das Eingangsprotokoll wird noch in der traditionellen kurialen Zierschrift verfasst. Und später, unter Leo IX., verliert sich auch dieses Relikt.

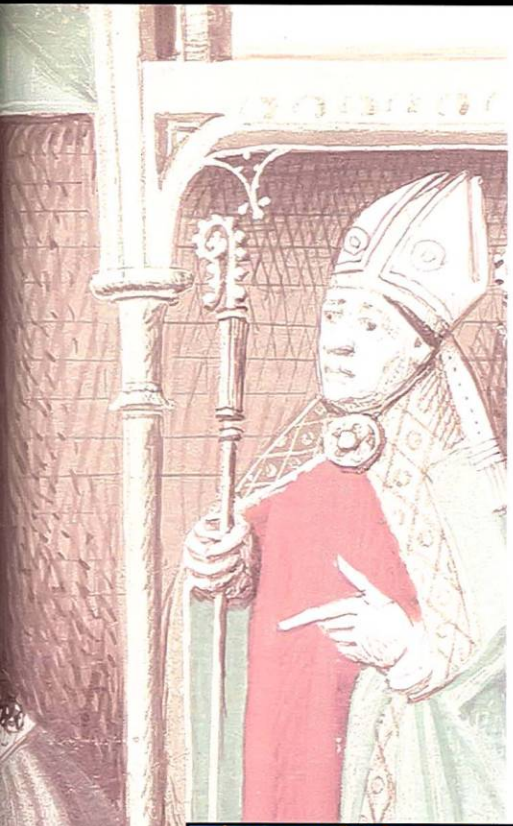
Stattdessen finden sich neue, an weltliche Herrschaftszeichen erinnernde Symbole in der Signumszeile: die Rota (Rad) mit dem Namen der Apostelfürsten und des Papstes, der Segenswunsch „Benevalete" und ein bis heute nicht eindeutig interpretiertes Komma-Monogramm. „Solche Indizien", so Herbers, „helfen zu erklären, wann das Papsttum seine universale Bedeutung wiederentdeckt, wann es also ‚europäisch' wird."

Dieses neue Selbstverständnis zeichnet sich bereits im Jahre 962 ab, als die römische Kirche sich einer neuen Schutzmacht anvertraut: dem sächsischen Königsgeschlecht der Ottonen. In einer Zeremonie, so prunkvoll, wie man sie in Rom schon lange nicht mehr gesehen hat, nimmt Otto I. am 2. Februar in St. Peter die Kaiserkrone aus der Hand des Papstes Johannes XII. an – und legt so das Fundament für das fast neun Jahrhunderte währende Heilige Römische Reich der Deutschen.

Otto will den Bischof von Rom in sein Reichskirchensystem einbinden. Doch Johannes XII. erweist sich als schwieriger Partner. Zwar schwört er dem Herrscher feierlich Treue, verbündet sich dann jedoch kurz nach Ottos Abreise mit dessen Gegner Berengar II., dem König von Italien. Und zudem häufen sich beim Kaiser die Beschwerden römischer Würdenträger über den Lebenswandel des jungen Papstes.

Johannes XII. stammt aus einer Familie, der spätere Theologen vorwerfen, sie habe im Rom des anbrechenden 10. Jahrhunderts eine „Porno-

Nur selten, wie etwa 875 bei der Krönung Kaiser Karls II. durch Johannes VIII., erlangt der Papst Ende des 9. Jahrhunderts eine Bedeutung, die über die Grenzen



der Stadt Rom hinausreicht

kratie", ein „Hurenregiment" eingeführt. Die Urgroßmutter des Papstes etwa, Ehefrau des mächtigsten römischen Konsuls, beschreibt ein zeitgenössischer Chronist als „schamlose, von der Hitze der Venus entflammte Hure", die es nicht habe dulden können, dass ihr Liebhaber – der Bischof von Ravenna – „200 Meilen von ihr entfernt nur selten zum Beischlaf zur Verfügung stand" – und ihn deshalb auf den Papstthron beförderte.

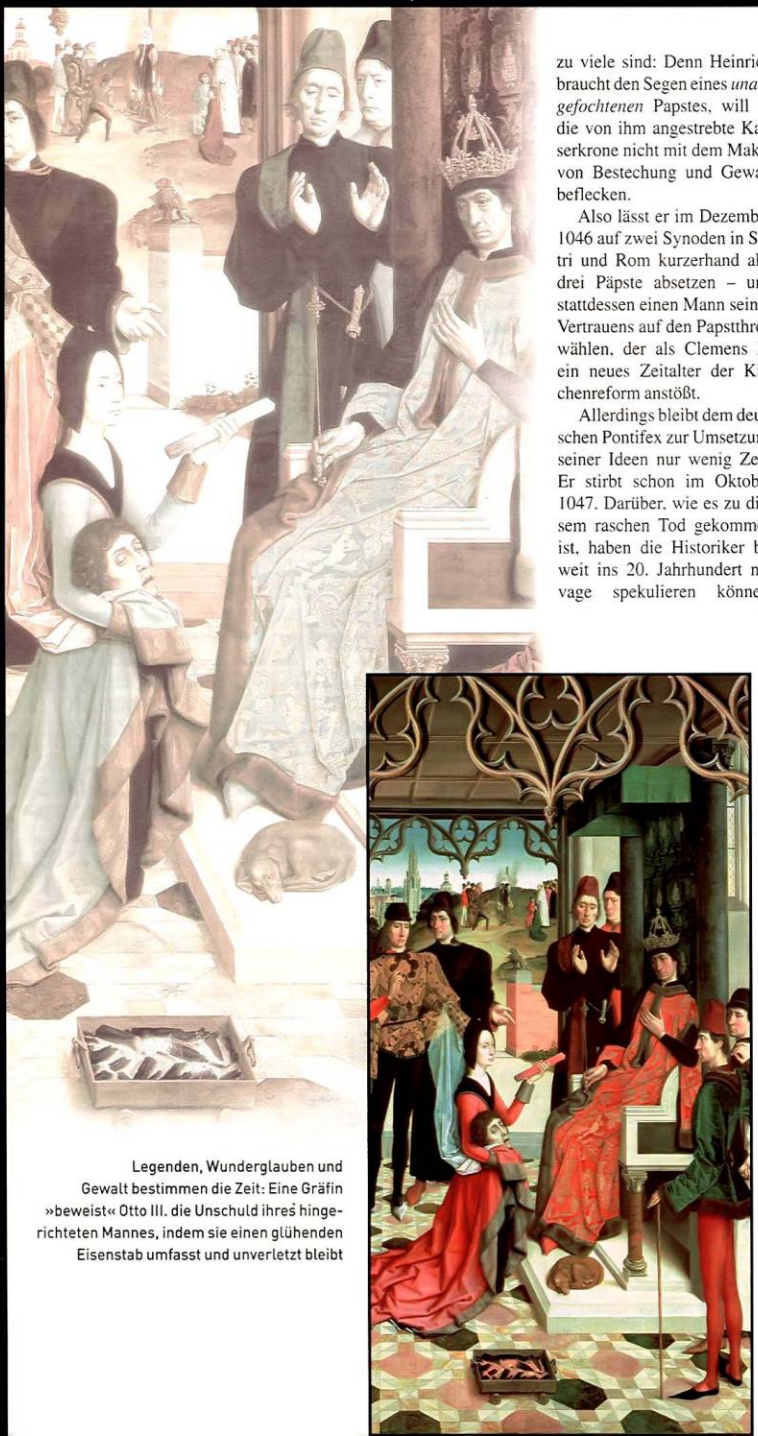
Auch Johannes XII. selbst gelangt unter merkwürdigen Umständen auf den Apostolischen Stuhl. Sein Vater, der die Stadt 22 Jahre lang straff regiert hat, nötigt den römischen Aristokraten kurz vor seinem Tod ein in der Kirchengeschichte einzigartiges Versprechen ab: Am Grabe Petri muss der Stadtadel im August 954 schwören, seinen Sohn zum nächsten Papst zu wählen.

Zum Zeitpunkt seines derart erzwungenen Amtsantritts ist Johannes XII. noch minderjährig – und mit der päpstlichen Würde offensichtlich überfordert. In einen „Tummelplatz unzüchtiger Weiber", so ein Geschichtsschreiber, habe der Papst seinen Palast verwandelt, habe mit der Konkubine seines Vaters und der eigenen Schwester geschlafen, Witwen und Jungfrauen vergewaltigt. Einen zehnjährigen Knaben habe er zum Bischof ernannt, einen anderen im Pferdestall zum Diakon geweiht, einen dritten kastrieren, einen vierten blenden lassen. Öffentlich gehe der Papst zur Jagd und verscherbele den Kirchenschatz.

Solcher Laster wegen bitten die römischen Bischöfe und Adeligen Kaiser Otto, sie von diesem päpstlichen „Judas", diesem „Monstrum", diesem „noch nie dagewesenen Geschwür" mit einem „entsprechenden Brenneisen" zu befreien. Otto gibt der Klage statt, Johannes wird ab- und statt seiner Leo VIII. eingesetzt.

Doch der Geschasste kehrt alsbald nach Rom zurück, gewinnt erneut Verbündete unter den Aristokraten – und entfacht so einen weit über seinen Tod hinaus anhaltenden Machtkampf zwischen den deutschen Königen und römischen Adelsfamilien um den Apostolischen Stuhl. Immer wieder gelingt es den Römern in den folgenden Jahrzehnten, die vom Kaiser protegierten Päpste zu stürzen und durch eigene Kandidaten zu ersetzen.

Um 1045 erreichen diese Wirren einen letzten Höhepunkt: Gleich drei von verfeindeten Adelscliquen gestützte Oberhirten können das Regiment über die römische Kirche beanspruchen – was Heinrich III., dem jungen deutschen König, entschieden



Legenden, Wunderglauben und Gewalt bestimmen die Zeit: Eine Gräfin »beweist« Otto III. die Unschuld ihres hingerichteten Mannes, indem sie einen glühenden Eisenstab umfasst und unverletzt bleibt

zu viele sind: Denn Heinrich braucht den Segen eines *unangefochtenen* Papstes, will er die von ihm angestrebte Kaiserkrone nicht mit dem Makel von Bestechung und Gewalt beflecken.

Also lässt er im Dezember 1046 auf zwei Synoden in Sutri und Rom kurzerhand alle drei Päpste absetzen – und stattdessen einen Mann seines Vertrauens auf den Papstthron wählen, der als Clemens II. ein neues Zeitalter der Kirchenreform anstößt.

Allerdings bleibt dem deutschen Pontifex zur Umsetzung seiner Ideen nur wenig Zeit: Er stirbt schon im Oktober 1047. Darüber, wie es zu diesem raschen Tod gekommen ist, haben die Historiker bis weit ins 20. Jahrhundert nur vage spekulieren können. Ließ vielleicht einer der drei in Sutri abgesetzten Päpste seinen Nachfolger vergiften, wie es in einer mittelalterlichen Chronik heißt? Oder ist Clemens, wie spätere Historiker vermuten, schlicht an Malaria gestorben?

Knapp 900 Jahre nach dem ominösen Todesfall gelingt es dem deutschen Toxikologen Walter Specht, das Rätsel zu lüften: Bei einer Grabumlegung des Leichnams nimmt er im Juni 1942 an Haaren, Gewebeteilen und Rippenknochen eine spektrographische Spurenanalyse vor – und entdeckt eindeutige Hinweise auf eine Bleivergiftung. Die quantitative Prüfung ergibt eine zehnfach erhöhte Konzentration des Schwermetalls.

Hätten Mörder den deutschen Papst vergiften wollen, hätten sie ihm über Jahre hinweg winzige Mengen des Metalls verabreichen müssen – doch Clemens regierte nur wenige Monate lang. Specht kommt daher zu dem Schluss, dass die „subchronische Deponierung" der Bleispuren wahrscheinlich durch damals übliche bleihaltige Glasuren von Trinkgefäßen oder durch den Bleianteil in Zinkgeschirr verursacht worden ist.

Der Kriminalfall Clemens II. illustriert, welcher Feinarbeit es zuweilen bedarf, um das dunkle Zeitalter aufzuhellen. Es lohnt sich für die Forscher, winzigen Auffälligkeiten in Schriften und Herrschaftssiegeln nachzuspüren, Fälschungen durch Randkritzeleien zu entlarven, Bronzesplitter, Stofffragmente und Knochenreste zu sezieren. Denn nur „anhand solcher Indizien ist die wahre historische Bedeutung des Saeculum

obscurum zu erfassen", sagt Klaus Herbers. Sein Vorgänger, der Tübinger Historiker Harald Zimmermann, hat allein für die Aufbereitung der papstgeschichtlichen Quellen zwischen 911 und 1024 ein halbes Jahrhundert gebraucht.

Tatsächlich wurden in der dunklen Zeit die Voraussetzungen für zahlreiche Umwälzungen geschaffen, die erst später Staat und Kirche prägten. So wurde einerseits die Allianz von Papst und Kaiser neu begründet, andererseits bildeten sich die Ursachen für den kommenden Investiturstreit heraus (siehe Seite 50). Und auch der Druck hin zu der Kirchenreform, die um 1075 Gregor VII. durchsetzte, staute sich in jenen gut 160 Jahren auf. Selbst die zahlreichen Mirakelberichte, Märchen und Legenden aus dem Saeculum obscurum sind historisch von Bedeutung. Denn aus ihnen ist herauszulesen, wie das frühe Mittelalter in späteren Zeiten wahrgenommen wird.

So geistert seit dem 13. Jahrhundert die Legende von der Päpstin Johanna in unterschiedlichen Variationen durch die Historiographie: Eine gelehrte Frau habe im 9. oder 11. Jahrhundert als Mann verkleidet den Apostolischen Stuhl erobert, drei Jahre lang die römische Kirche regiert und sich dann, während einer Prozession in den Straßen Roms, durch die Geburt eines Kindes verraten, woraufhin das Volk sie erschlagen und verscharrt haben soll.

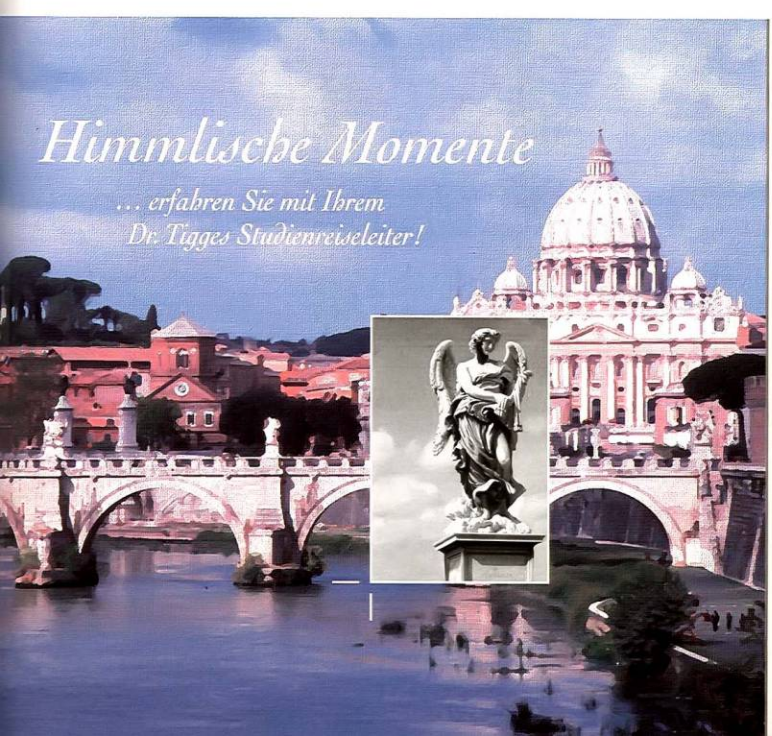
Diejenigen, die in Johanna eine reale historische Person sehen, argumentieren, die Päpstin werde in rund 500 mittelalterlichen Quellen erwähnt – selbst in einer späteren Abschrift des Liber pontificalis. Auch stand im Dom von Siena einst eine Skulptur der Päpstin.

In der Fachwelt gilt die Geschichte von der Päpstin Johanna dennoch als Märchen. Denn sämtliche schriftlichen Hinweise auf eine Frau auf dem Papstthron stammen nicht aus dem Saeculum obscurum, sondern aus späterer Zeit.

Die Forscher gehen daher davon aus, dass die Figur der Päpstin den Mönchen und Schriftstellern des späteren Mittelalters als Vehikel für eine versteckte Kirchenkritik gedient habe, quasi – so die Theologin Elisabeth Gössmann – als „Symbol für einen besonders verruchten Pseudopapst".

Zuweilen aber sind die Zeugnisse selbst aus jenen dunklen Zeiten der Papstgeschichte unstrittig. So ist der Schauprozess, in den Stephan VI. den toten Papst Formosus verwickelt hat, in den kirchlichen Annalen als „Leichensynode" eindeutig fixiert. Und auch, dass der Leichenschänder Stephan noch im selben Jahr den Folgen seines schauerlichen Spiels zum Opfer fällt: Nach einem Volksaufstand, ausgelöst von erzürnten Anhängern des Formosus, wird er eingekerkert und erwürgt – und die Beschlüsse jener makabren Veranstaltung werden für null und nichtig erklärt. □

Lars Abromeit, 28, ist GEO-Redakteur.



Dr. Tigges

An der Seite Ihres Dr. Tigges Studienreiseleiters erleben Sie unvergeßliche Augenblicke, werden verborgene Geheimnisse und faszinierende Besonderheiten lebendig. Das ist unser Anspruch seit 75 Jahren.

Bestellen Sie jetzt kostenlos unsere Kataloge unter Telefon 0431/5 44 6-0 oder unter www.DrTigges.de

World of TUI

1054

16. JULI

Seit Kaiser Konstantin gibt es im Imperium Romanum das Ideal *einer* Kirche. Doch vom 5. Jahrhundert an entfremden sich die Christen in Ost und West voneinander. Papst Leo IX. will sie wieder zusammenbringen – und erreicht das Gegenteil

VON ULRIKE MOSER

Die Messe hat noch nicht begonnen. Aber in der Hagia Sophia sind bereits Gläubige und Klerus versammelt, als drei Männer das gewaltige Gotteshaus in Konstantinopel betreten. Es sind Gesandte des römischen Papstes, die an diesem Samstagmorgen, dem 16. Juli 1054, vor die Kirchgänger treten und öffentlich Anklage gegen den Patriarchen von Konstantinopel erheben. Sie werfen ihm Verstocktheit vor. Und legen eine Bannbulle auf dem Altar nieder – eine Urkunde, mit welcher der Patriarch aus der christlichen Gemeinschaft ausgestoßen wird. Um ihre Verachtung zu zeigen, schütteln die Männer beim Verlassen der Kirche den Staub von ihren Füßen und rufen: „Der Herr soll es sehen und richten!"

Dieser Auftritt ist der dramatische Höhepunkt einer wachsenden Entfremdung zwischen Rom und Byzanz. Das Ende einer päpstlichen Mission, die der Wiederannäherung von lateinischer und griechischer Kirche dienen sollte – und stattdessen zur Spaltung der Christenheit führt.

Drei Monate zuvor sind die päpstlichen Gesandten in Konstantinopel eingetroffen, unter ihnen Humbert von Silva Candida, der Sekretär und Vertraute von Papst Leo IX. Seit zwölf Jahren wird die glanzvolle Metropole von Konstantin IX. Monomachos regiert, der wie alle byzantinischen Kaiser nicht nur weltlicher Herrscher, sondern auch Herr der Kirche ist – einer Kirche, die ungemein an Selbstbewusstsein gewonnen hat: Mit Michael Kerularios steht Konstantin ein Patriarch zur Seite, der über ausgeprägten Machtwillen verfügt und schon vor seinem Hirtenamt auf der politischen Bühne agiert hat.

Byzanz erlebt seit bald 200 Jahren eine Zeit der inneren Stabilität und Blüte. Das Reich umfasst Konstantinopel, die Küsten des Ägäischen und Ionischen Meeres sowie Kleinasien; es reicht im Norden bis an den Dnjepr und erhebt Anspruch auf Unteritalien und Sizilien. Auch die Russen erkennen den Patriarchen von Konstantinopel als ihr kirchliches Oberhaupt an.

Seit langem schon gärt der Streit

Die Trennung des Imperium Romanum in eine westliche und östliche Reichshälfte im Jahr 395, die Völkerwanderungen der Germanen und Slawen, dazu der Vormarsch der Araber haben das Reich und den Zusammenhang zwischen westlicher und östlicher Kirchenhälfte nicht nur geographisch zerrissen.

Im Laufe des 5. und 6. Jahrhunderts ist in Rom die Kenntnis der griechischen Sprache immer weiter verloren gegangen – und in Byzanz bemüht man sich kaum noch um das als barbarisch geltende Latein. Diese Sprachunterschiede haben über Jahrhunderte zu unterschiedlichen kulturellen und theologischen Gedankenwelten geführt.

Während sich im Abendland nicht zuletzt durch den lateinischen Kirchenvater Augustinus (354–430) eine eigenständige, neue Theologie und ein neues Kirchenverständnis entwickeln, hat dieser Prozess auf Byzanz keinen Einfluss; hier bleiben die griechischsprachigen Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte die Autoritäten.

Religiöse Differenzen bestehen in liturgischen Formen und dogmatischen Glaubensauffassungen. Sie führen immer wieder zu heftigen Auseinandersetzungen. Etwa in der Frage, ob für das Messopfer gesäuertes oder, wie in der lateinischen Kirche üblich, ungesäuertes Brot zu verwenden ist. Oder ob der Heilige Geist seinen Ausgang nur vom Vater allein nimmt – wie es die Griechen lehren – oder auch vom Sohn (das „Filioque" der Lateiner).

Vor allem aber vertieft der Anspruch des Papstes auf seine kirchenrechtliche Ausnahmestellung die Kluft zwischen Rom und Byzanz. Für Byzanz ist Rom dagegen nur *einer* von „fünf Hochthronen" – neben Jerusalem, Alexandria, Antiochia und Konstantinopel.

Rom wird zwar ein Ehrenprimat eingeräumt, der aber ohne kirchenrechtliche Auswirkungen ist. Allein die Synode, die Versammlung der Bischöfe, besitzt für Byzanz das Recht, dogmatische Entscheidungen zu fällen.

Doch seit 1049 ist Leo IX. Oberhaupt der römischen Kirche. Der deutsche Reformpapst beginnt die Autorität und den weltumspannenden Auftrag des Apostolischen Stuhls neu zu definieren. Er formuliert ein Dogma, hinter das der Katholizismus nicht mehr zurückweichen wird: *Allein* der Bischof von Rom ist der Primas, der Oberhirte der gesamten Kirche.

Zudem erhebt Leo IX. Anspruch auf Sizilien und Unteritalien und bedroht damit den byzantinischen Einfluss im Westen. Und er verfolgt die – in Byzanz übliche – Priesterehe sowie die „Simonie", den Handel mit Ämtern.

In einem Brief an Michael Kerularios, den er allerdings nie abschickt, erklärt Leo IX.: Die römische Kirche werde sich nie irren, noch habe sie sich jemals geirrt, weil sie in der Person des Papstes durch die Einsetzung des Herrn den Glauben Petri habe. Für Leo bilden päpstlicher Primat und römische Kirchenordnung eine Einheit. Alle abweichenden kirchlichen Traditionen stehen daher in Verdacht, Irrlehren zu sein.

Als Antwort lässt Kerularios alle Kirchen der Lateiner in Konstantinopel schließen – mit der Begründung, sie würden ungesäuertes Brot als Opfergabe verwenden. Lateinische Mönche werden aus ihren Klöstern vertrieben, wenn sie nicht den Ritus der Griechen annehmen.

Der Reformeifer Leo IX. – auf diesem Bild segnet er das Modell einer neuen Klosterkirche – entfremdet West und Ost

Gibt es noch Chancen für einen Konsens?

Leo IX. nimmt die Angriffe zunächst hin. Denn seit Anfang des Jahrhunderts dringen die Normannen immer weiter nach Unteritalien vor. Sie bedrohen sowohl byzantinische als auch römische Besitzungen. Am 18. Juni 1053 wird das päpstliche Heer bei Civitate vernichtend geschlagen. Ein militärisches Bündnis mit Byzanz wird für den Papst daher immer dringlicher.

Römische Gesandte sollen in Konstantinopel auf einen politischen und theologischen Konsens dringen. Doch von Beginn an läuft alles schief. Denn die Legaten des Papstes sind nicht an den Bosporus gekommen, um zu verhandeln, sondern um zu belehren und den Griechen ihre Entschlüsse bekannt zu geben. Und um den Kaiser dazu zu drängen, die von Rom missbilligten Bräuche zu beseitigen und, falls nötig, einen Wechsel an der Spitze der Kirche von Byzanz herbeizuführen.

Die Begegnung mit Michael Kerularios endet im Eklat. Auf einer vom Patriarchen einberufenen Synode werden die Vertreter des Papstes angewiesen, *hinter* den Metropoliten Platz zu nehmen. Die römischen Gesandten fühlen sich düpiert und brechen das Gespräch ab. Sie übergeben nur einen päpstlichen Brief, in dem Kerularios aufgefordert wird, Abbitte zu leisten.

Dagegen werden die aus Rom Gesandten von Kaiser Konstantin ehrenvoll empfangen. Dem Herrscher liegt viel an einem anti-normannischen Bündnis. Und er hat Interesse daran, die Macht seines Patriarchen zu beschneiden.

Doch es gelingt nicht, Kerularios zur Abbitte zu bewegen: Er lehnt jeden weiteren Kontakt mit den Legaten ab.

Und so kommt es am 16. Juli 1054 zur Bannbulle des Papstes gegen den Patriarchen – zur endgültigen Trennung von westlicher und östlicher Kirche. In der Bulle werden der Kaiser und die Einwohner Konstantinopels zwar als rechtgläubig bezeichnet, gegen Kerularios und seine Anhänger aber noch einmal alle Anschuldigungen der römischen Kirche zusammengefasst: die Priesterehe, die Simonie, die Missachtung des Filioque, die Differenzen in der Liturgie und so manches mehr.

Zwei Tage nach ihrem Auftritt in der Hagia Sophia verlassen die Legaten die Stadt. Sie scheiden in Freundschaft von Konstantin, dessen Zustimmung der Bannspruch offenbar gefunden hat.

Als Kerularios von der Abreise der Legaten erfährt, entfesselt er einen Volksaufstand gegen den Kaiser und lässt verbreiten, alle Orthodoxen seien mit dem Bann belegt. Vor den Demonstrationen in der Stadt kapituliert Kaiser Konstantin und ermächtigt den Patriarchen am 24. Juli, den Bann zu erwidern.

Nun ist der Bruch von beiden Seiten vollzogen.

Und hält bis heute an.

Ulrike Moser, 33, Historikerin und Literaturwissenschaftlerin in Hamburg, schreibt regelmäßig für GEO EPOCHE.

Canossa

Kampf der Gewalten

Im Winter 1077 stehen sich in einer Burg in den Apenninen Papst Gregor VII. und König Heinrich IV. gegenüber. Der Monarch will erzwingen, dass der Kirchenbann gelöst wird, den der Heilige Vater gegen ihn verhängt hat. Heinrichs Vorhaben gelingt – und wird doch zu einer Niederlage des Herrschers. Denn mit Canossa beginnt die machtvollste Epoche des Papsttums: jenes Zeitalter, in dem sich der Pontifex zum Oberhaupt des Abendlandes aufschwingt

VON JENS SCHRÖDER

Apenninenfestung Canossa, im Januar 1077. Ein Kaminfeuer lodert in den Gemächern des Papstes gegen die Kälte eines Jahrhundertwinters. Draußen vor der Burg ist die Landschaft der Emilia erstarrt; Steilhänge, Felsspalten und schmale Waldsteige liegen unter einer dicken Schneedecke. Die Menschen deuten den strengen Frost als Vorzeichen kommenden Ungemachs. Und als Mahnung gegen den menschlichen Hochmut, mit dem ein deutscher König sich gegen den Stellvertreter Petri auf Erden erhoben hat.

Für Papst Gregor VII. hat das Unheil längst seinen Lauf genommen: Der Pontifex weilt nicht freiwillig auf dem Stammsitz seiner engen Vertrauten, der jungen Markgräfin Mathilde von Tuszien-Canossa. Notgedrungen hat er hier seine Reise ins Land der Deutschen abgebrochen, wo er eigentlich gemeinsam mit den Fürsten Gericht halten wollte – über Heinrich IV., den deutschen König und künftigen Kaiser.

Doch Heinrich hat das Vorhaben vereitelt: Er ist dem Papst entgegengezogen, hat mit einem kaum 50 Mann starken Gefolge die Alpen auf einer wenig genutzten Passstraße überquert. Eine halsbrecherische Unternehmung, bei der der König der Deutschen nach dem Bericht eines Zeitgenossen bald auf allen vieren kriechend, bald auf einheimische Führer gestützt, über gefrorene Schneefelder rutschte.

Doch der König hat keine Zeit zu verlieren: Seit fast zwölf Monaten ist er nun vom Papst exkommuniziert – und seine Vasallen, die deutschen Fürsten, haben ihm ein Ultimatum gesetzt. Spätestens zum Jahrestag seiner Verstoßung aus der Kirche muss er sich mit dem Papst versöhnt und vom Bannfluch gelöst haben, sonst wollen sie einen anderen König aus ihren Reihen wählen – ein unerhörter Vorgang.

Der Tag der Entscheidung ist auf den 2. Februar festgesetzt. Die Fürsten haben sich in Augsburg verabredet. Da auch der Papst die Einladung zu dem Gerichtstag angenommen hat, muss der König handeln: Eine offene Allianz zwischen Papst und Fürsten würde das Ende seiner Herrschaft bedeuten.

Heinrich weiß, dass er zumindest in Italien noch treue Gefolgsleute hat: In der Lombardei haben ihm seine Anhänger einen triumphalen Empfang bereitet, fest entschlossen, dem Deutschen ein

Miniatur von 1115: König Heinrich IV. fällt vor Mathilde von Tuszien-Canossa auf die Knie. Er will sie um Vermittlung im Streit mit Papst Gregor bitten. Der Abt von Cluny – ein Berater Heinrichs – verfolgt die ungewöhnliche Szene

Ritterheer zu stellen, um mit ihm gemeinsam den Papst in die Schranken zu weisen.

Heinrich hat zwei Optionen: Er kann dem Papst mit Gewalt seinen Willen aufzwingen. Oder er kann versuchen, Gregor mit Verhandlungen auf seine Seite zu ziehen.

Die königstreuen Anhänger setzen auf einen Militärschlag. Heinrich steht nicht im Ruf eines kompromissbereiten Diplomaten. Der junge Salier ist 26 Jahre alt, athletisch, nicht frei von Leichtsinn und Hinterhältigkeit. Oft zeigt er sich unberechenbar, getrieben von einer fast irrationalen Sucht, den eigenen Willen durchzusetzen – zuletzt in einem brutalen Krieg gegen die aufständischen Sachsen.

Und: Heinrich sieht im Papst den Rangniederen. Denn ist nicht der deutsche König seit Jahrhunderten Haupt und Schutzherr der römischen Kirche, ein gesalbter Stellvertreter Christi, der seine Macht allein der Gnade Gottes verdankt?

Angeblich ist es eine Warnung aus der engsten Umgebung des deutschen Herrschers, die den über 60-jährigen, gebrechlichen Papst nun dazu bewogen hat, die Gefahr zu erkennen, die ihm durch Heinrich droht, und auf der durch schroffe Felsen und drei Mauerringe befestigten Burg Canossa Schutz zu suchen.

Vehement hat Gregor in den vergangenen Jahren für die Reform seiner Kirche gekämpft, um sie aus der Verquickung mit dem weltlichen Imperium zu lösen. Doch um sein Lebenswerk zu vollenden, muss er die Unterstützung des Königs suchen – oder dafür sorgen, dass ein anderer, gefügigerer den Thron besteigt.

Im Moment kann er nur auf den nächsten Zug seines Gegners warten – in Canossa, jenem oberitalienischen Dorf, in dem Papst und König in den nächsten Tagen den Gang der Geschichte verändern werden: Weil sich hier die Balance in dem seit Generationen schwelenden Machtkampf zwischen weltlichem und geistlichem Herrscher erstmals deutlich zugunsten einer vom König unabhängigen Kirche verschieben wird.

Einer Kirche, die zur alleinigen geistlichen Vormacht im Abendland aufsteigt und deren Oberhaupt wie ein Monarch der Christenheit zu einem eigenständigen Machtfaktor unter den Fürsten Europas wird.

Es ist die Weltordnung des frühen Mittelalters, gebaut auf die Verzahnung von weltlicher und religiöser Herrschaft, die hier in Canossa ins Wanken gerät – durch eine einzige symbolische Handlung.

Kaiser oder Papst – wer ist der höchste aller Herrscher im Abendland?

HEINRICH IV. BEZIEHT mit seinem Gefolge Quartier in der nahe gelegenen Burg von Bianello, die ebenfalls Mathilde gehört. Kaum zwei Stunden zu Pferde trennen den deutschen König und den Bischof von Rom.

Aber zwischen ihnen liegt auch ein ganzes Jahr voller wütender Anschuldigungen – ein Propaganda-Krieg, bei dem Pamphlete mit Boten durch das ganze Reich geschickt und in der Sprache des Volkes verlesen worden sind. „An Hildebrand" hat der deutsche Herrscher einen seiner Briefe adressiert – und damit den Papst schnöde mit dessen Geburtsnamen angesprochen.

Und mehr noch: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern von Gottes Gnaden König, an Hildebrand, nicht mehr Papst, sondern falscher Mönch", lautet die komplette Schmähformel. Es folgen schwere Vorwürfe gegen den Papst: Eine anrüchige Wahl und einen gebrochenen Eid kreiden der König und seine Getreuen Gregor an. Und in Andeutungen sogar ein Verhältnis mit der 30 Jahre jüngeren Markgräfin von Canossa, einer verheirateten Frau, mit der sich Gregor auf Bischofsversammlungen sehen lässt, und die er öffentlich als „liebste Tochter des heiligen Petrus" bezeichnet.

Die Konsequenz ist für den König klar. Gregor sitzt zu Unrecht auf dem Apostolischen Stuhl: „Ich, Heinrich, sage dir zusammen mit allen meinen Bischöfen: Steige herab, steige herab, du ewig Verdammungswürdiger!"

Heftige Worte, die weniger den Papst als die deutsche Öffentlichkeit beeindrucken sollen. Eine leicht abgemilderte Fassung dieses in Deutschland kursierenden Briefes erreicht Gregor bei der Eröffnung der Fastensynode in der römischen Salvatorkirche. Hochrangige Kleriker hat der Papst hier um sich geschart, um einmal mehr das große Reformprojekt seiner Kurie zu unterstreichen: die Universalgewalt des römischen Bischofs gegenüber allen anderen Kirchenfürsten – und das Primat der Kirche über jeden weltlichen Herrscher.

Als der Bote den Brief aus Deutschland verliest, begibt er sich in Lebensgefahr. Gregor persönlich muss den bereits halb tot Geprügelten vor der Wut seiner Anhänger in Schutz nehmen.

Heinrich wird später gegenüber den deutschen Bischöfen behaupten, der Papst habe den Gesandten eingekerkert, „durch Entblößung, Kälte, Hunger, Durst und Schläge zermürbt" und dann wie einen Märtyrer durch die Stadt führen lassen. Eine Propagandalüge.

Doch auch der Pontifex weiß die öffentliche Meinung zu beeinflussen: Seine Antwort an Heinrich kleidet der Papst effektvoll in ein Gebet an den Apostelfürsten, das er zum Abschluss der Synode laut vorträgt. „Heiliger Petrus, neige, ich bitte Dich, Dein Ohr gütig zu uns und höre mich: Im Namen des allmächtigen Gottes untersage ich dem König Heinrich die Leitung des ganzen Reichs, löse alle Christen von dem Band des Eidschwurs, den sie ihm geleistet haben, und ich untersage, dass irgendjemand ihm als König diene."

Der König „vom Leibe der Kirche abgetrennt" durch das Schwert des Kirchenbanns: Die Wucht dieser Nachricht lässt nach dem Bericht eines Chronisten den „gesamten römischen Erdkreis erzittern".

Eine nie dagewesene Situation ist entstanden:

Der Papst – wegen angeblicher Amtsanmaßung für abgesetzt erklärt durch den König und die deutschen und oberitalienischen Bischöfe.

Der Herrscher des römisch-deutschen Reiches – wegen mangelnden Gehorsams gegenüber dem Papst mit Billigung seiner Fürsten vom Thron gestoßen.

Eine völlige gegenseitige Verneinung der beiden größten Gewalten. Und, wie sich herausstellt, eine scharfe Waffe in den Händen der Widersacher des Königs: Denn es ist jetzt geradezu eine Gefahr für das eigene Seelenheil geworden, weiterhin Heinrichs Befehlen Folge zu leisten, ja auch nur Umgang mit ihm zu pflegen. Ein guter Vorwand, sich von dem ungeliebten Herrscher zu distanzieren.

Zumal zwei von dessen engsten Verbündeten binnen weniger Wochen unerwartet aus dem Leben scheiden: Heinrichs geistlicher Mitstreiter, der Bischof von Utrecht, stirbt an einer qualvollen Krankheit, kurz nachdem er von der Kanzel den Papst im Auftrag des Königs exkommuniziert hat. Und Heinrichs militärischem Helfer, dem Herzog von Niederlothringen, sticht ein Meuchelmörder auf dem Abtritt ein Schwert zwischen die Gesäßbacken.

Die Gregorianer verbreiten die Todesfälle als Gottesurteil gegen den König. Heinrich ist in die Ecke gedrängt. Ihm bleibt nichts übrig, als den Papst an seiner Alpenquerung zu hindern – ihm vorher, noch in Italien, eine Versöhnung abzuringen: auf welche Weise auch immer. Und wenn nicht in Rom, dann eben in Canossa. Mitten in einem der kältesten Winter des 11. Jahrhunderts.

DIE VERHANDLUNGEN zwischen den unfreiwilligen Gästen auf Bianello und Canossa verlaufen zäh. Der König will zunächst die Chancen für eine einvernehmliche Lösung ausloten. Mehrfach treffen sich die Unterhändler auf halber Strecke, in der Nikolauskapelle von Montezane. Wie soll Heinrich seine Buße zeigen? Muss der König tatsächlich selbst schwören, oder darf er dazu einen Stellvertreter bestimmen? Und vor allem: Sind Heinrichs Vasallen wieder an ihre Treueide gebunden, wenn die Kirche den König wieder in Gnaden aufnimmt?

Eine Schlüsselrolle spielt wahrscheinlich Mathilde, eine Vertraute Gregors und Cousine Heinrichs. Sie ist die Gastgeberin beider Parteien – und Heinrich bittet sie angeblich sogar mit einem Fußfall um Fürsprache bei Gregor.

Bischof Benno von Osnabrück führt im Namen des Königs die diplomatischen Gespräche. Er gehört zu jenen 26 Bischöfen, die ein Jahr zuvor den rüden Absetzungsbrief an Papst Gregor unterzeichnet haben – aber er ist auch bekannt als ein Mann des Ausgleichs, und wahrscheinlich bewegt er Heinrich zu jenem

kühnen Manöver, das als „Gang nach Canossa" in die Geschichte eingehen wird.

Mittwoch, 25. Januar 1077. Die Kirche feiert den Tag der Conversio Pauli, an dem aus dem Christenverfolger Saulus der treue Apostel Paulus wurde. Es gibt kein günstigeres Datum, um das Oberhaupt der Kirche zur Milde gegen einen Sünder zu zwingen.

Als die Unterhändler nach erfolglosen Gesprächen wieder von Montezane nach Canossa aufsteigen, gibt sich der König einen Ruck: Nach der Schilderung eines Chronisten folgt er der Spur der Vermittler im Schnee und erscheint „hastig und unerwartet" im Dorf Canossa. Er eilt an der Ostseite des Festungsfelsens den schmalen Burgpfad und eine steinerne Treppe hinauf und präsentiert sich dem überrumpelten Papst vor dem von zwei mächtigen Türmen flankierten Burgtor.

Auf den letzten Metern hat Heinrich sich die Schuhe und die Strümpfe ausgezogen und ein Büßergewand aus grober Wolle übergestreift, in dem er nun barfuß im Schnee steht: auf dem Vorhof der Festung, unter den Augen des päpstlichen Hofstaates, der die Inszenierung durch die Fenster des Hauptgebäudes beobachten kann. Heinrich muss den Bußritus genau einhalten, um den Machtpolitiker Gregor bei dessen Seelsorgerpflichten zu packen.

Im Hintergrund laufen die Verhandlungen nun unter erhöhtem Druck weiter. Der Papst will nicht einlenken, beharrt darauf, den Streit persönlich in Deutschland zu schlichten – gemeinsam mit Heinrichs Widersachern aus dem deutschen Lehnsadel. Nur so kann Gregor seinen Führungsanspruch sichtbar *ultra montes*, über die Alpen, tragen.

Doch Heinrichs Berater haben eine Schwäche der päpstlichen Position entdeckt: Ein bußfertiger Sünder darf auf Vergebung im Namen Gottes hoffen – und kein Priester, schon gar nicht der höchste, kann sie ihm verwehren. Gregor muss Heinrich empfangen.

Doch zumindest die volle Härte der Buße will er seinem Gegenspieler nicht ersparen. Die öffentliche Demutsbekundung wird auf drei Tage festgesetzt. Dreimal soll der Herrscher barfuß vor der Festung erscheinen. Genau so lange, wie der Sünder Saulus gebüßt und gefastet hat, soll er um Einlass in die Burg und in die Kirche betteln. Drei Tage: länger als je ein weltlicher Fürst einen Geistlichen um Absolution ersucht hat.

Der König gehorcht. Auch den geforderten Eid nimmt er an – „tieftraurig" über dessen Härte. Immerhin erreichen seine Diplomaten, dass der Herrscher nicht persönlich die Hand zum Treueschwur heben muss: Benno von Osnabrück und andere verbürgen sich dafür, dass Heinrich im Machtkampf mit dem Reichsadel einen Urteilsspruch des Papstes annehmen wird.

Am Vormittag des 28. Januar wird das Ritual vollendet: Die Burgpforte öffnet sich, der König wirft sich mit ausgebreiteten Armen, in Kreuzesform also, vor dem Papst auf den

Der deutsche Herrscher Heinrich IV., hier auf einem zeitgenössischen Porträt, hält sich nur wenige Wochen an das Abkommen von Canossa. Dann greift er den Papst erneut an

Seit bald 500 Jahren eine Ruine: die Burg von Canossa

Bauch. Gregor nimmt ihn in die Arme, küsst ihn zum Zeichen des neuen Friedens und spendet Heinrich das Abendmahl – auch wenn papsttreue Geschichtsschreiber dem König später nachsagen, er habe die Hostie unter Vorwänden ausgeschlagen (wohl wissend, dass er die getroffenen Vereinbarungen ohnehin nicht ehren werde).

Ein gemeinsames Mittagessen soll die Wiederaufnahme Heinrichs in den Stand der Gnade besiegeln. Ob der Salier dabei wirklich – wie in einer Chronik beschrieben – schweigsam und mit hängenden Schultern am Tisch sitzt, bei den Speisen nicht zugreift und die Holzplatte der Tafel gedankenverloren mit dem Fingernagel bearbeitet, ist heute nicht mehr zu klären.

Tatsächlich entspräche eine gedrückte Stimmung aber der Lage des Herrschers: Sein Bußgang ist von kaum abschätzbarer Tragweite für seine Zukunft – und für die seines Reiches. Heinrich hat zwar fürs Erste seine Krone gerettet, das Ultimatum der Fürsten eingehalten und den Papst, wie Gregor selbstkritisch zugeben wird, „durch seine ständige Zerknirschung besiegt". Ein strategischer Triumph. Aber um welchen Preis?

Es ist ja nicht irgendein Machtkampf zwischen zwei Starrköpfen, der hier in Canossa zum Höhepunkt gelangt ist. Mit den Geschehnissen am Tor der Festung hat sich ein Riss aufgetan im Gefüge der mittelalterlichen Welt, der sich nie wieder schließen wird – die Idee eines gesalbten weltlichen Herrschers von Gottes Gnaden hat unwiderruflich Schaden genommen.

Denn der höchste weltliche Machthaber hat vor aller Augen eingestanden, dass er wie alle anderen ein sündiger Mensch ist. Ein Laie – und dem Erbarmen des Papstes ausgeliefert. Die Kirche, so schreibt selbst Heinrichs Enkel, der Geschichtsschreiber Otto von Freising, hat das Reich zerschmettert: an jenem Tag, „als sie beschloss, den römischen König nicht wie den Herrn der Welt zu achten, sondern wie ein aus Lehm geformtes Geschöpf mit dem Bannschwert zu schlagen".

Mit Intrigen und Propaganda bekämpfen sich Gregor und Heinrich

ES IST KEIN ZUFALL, dass das alte Ringen zwischen Kirche und weltlicher Macht in der Begegnung gerade dieser beiden Männer eine solche Zuspitzung erfährt. Denn die Wucht, mit der Gregor seit Jahren die Freiheit der Kirche vorantreibt, untergräbt die Grundfesten des römisch-deutschen Herrschaftssystems.

Als Heinrich 1056 im Alter von sechs Jahren zum deutschen König gekrönt wird, erbt er ein Reich, das ohne die Kirche nicht mehr zu regieren ist. Wie nirgendwo sonst in Europa sind die deutschen Bischöfe und Äbte seit dem 10. Jahrhundert zu Instrumenten der Reichsverwaltung geworden.

Im Namen des Königs halten sie Gericht, prägen Münzen, erheben Zölle und befestigen Stadtmauern. Sie übernehmen die Regierung ganzer Grafschaften, stellen Panzerreiter für die königlichen Feldzüge und bewirten den durchs Land reisenden Königshof mit seinen bis zu 4000 Angehörigen.

Dem König sind sie genau wie die weltlichen Adeligen als Vasallen verpflichtet: Nach altem Brauch führt der Herrscher die von ihm mit ausgewählten Bischöfe in ihre Diözesen ein. Er überreichte ihnen in der Zeremonie der „Investitur" symbolisch Hirtenstab und Bischofsring, spricht die Formel „Accipe ecclesiam" („Empfange diese Kirche"), umschließt ihre Hände zum Lehnseid – und überantwortet ihnen so gegen ihr Treueversprechen die reichseigenen Ländereien des Kirchengutes und andere königliche Lehen.

Es ist ein System gegenseitiger Abhängigkeiten, das die Bischöfe und Äbte in einer geistlich-weltlichen Zwitterstellung hält, von der vor allem der König profitiert: Denn die mit Verwaltungsaufgaben betrauten Kirchenmänner sind den weltlichen Fürsten meist an Bildung überlegen; oft haben sie ihre Ausbildung an der königlichen Hofkapelle erhalten, stehen in engem Vertrauensverhältnis zum Hof.

Vor allem aber: Priester und Mönche hinterlassen keine legitimen Kinder. Nach dem Tod eines geistlichen Vasallen kann daher niemand dessen Lehen als Erbe beanspruchen und dem König die Reichsgüter streitig machen – die somit an ihn zurückfallen. Und die er nun einem neuen Günstling überlassen kann.

Dass sich die Herrscher solche Gunst oft bezahlen lassen, ist kaum zu vermeiden. Anwärter auf eine reich begüterte Abtei versprechen dem König „goldene Berge" und „außergewöhnliche Dienstleistungen". Das Erzbistum Narbonne etwa kostet seinen neuen Bischof 100 000 Goldschillinge; für 3000 Goldstücke ersteht ein reicher Vater das Bischofsamt von Florenz als Geschenk für seinen Sohn.

Der Widerstand aus Rom gegen diesen Schacher – nach dem biblischen Ketzer Simon Magus „Simonie" genannt – hält sich in Grenzen. Denn auch die Päpste gelangen seit Jahrhunderten stets nur mit Zustimmung der deutschen Könige und teils gegen Bezahlung auf den Apostolischen Stuhl. Und noch Heinrich III., der Vater Heinrichs IV., hat die königliche Vormacht auf die Spitze getrieben: Als in Rom drei Päpste miteinander konkurrierten, setzte er kurzerhand alle ab und hob stattdessen den Bischof von Bamberg auf den Thron.

„Wir bekennen", gestanden die Römer dem Herrscher damals schriftlich, „dass wir unverständig genug gewesen sind, Idioten als Päpste einzusetzen." Und garantierten dem Kaiser aus Deutschland fortan wieder das entscheidende Wort bei der Ernennung des Bischofs von Rom.

Für Gregor, der zu diesem Zeitpunkt noch den Namen Hildebrand führte, war die Szene ein Schlüsselerlebnis: Er gehörte als junger Kapellan zum Gefolge eines der abgesetzten Päpste – und so wurde der gebürtige Toskaner mit seinem gedemütigten Herrn ins fremde Köln ins Exil geschickt.

Vielleicht liegt hier der Grund dafür, dass Hildebrand später die Befreiung seiner Kirche aus der Vereinnahmung durch die Reichsverwaltung mit nie gekannter Radikalität vorantreibt; dass er der so genannten „Gregoriani-

schen Reform" für immer seinen Namen aufdrücken wird.

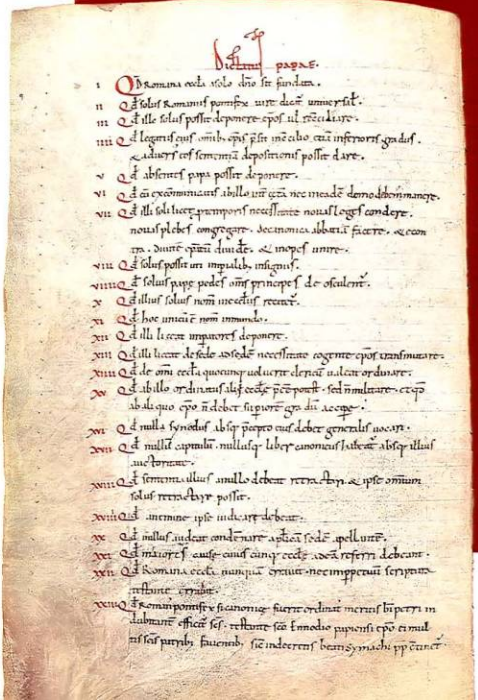
Schon 1059 ist für den ehrgeizigen Mönch der harte Kollisionskurs mit dem römisch-deutschen Reich der Salier beschlossene Sache. Da ist sein späterer Widersacher Heinrich IV. gerade acht Jahre alt – 18 Jahre vor Canossa.

ROM, LATERANPALAST, 13. April 1059. Kurz nach dem Osterfest haben sich 113 Bischöfe auf Einladung von Papst Nikolaus II. zu einer Synode versammelt. Die Reformer um den inzwischen zum Archidiakon, zum Geschäftsführer der Kurie, aufgestiegenen Hildebrand haben bereits gute Arbeit geleistet: Der Palast an der Via Merulana im Südosten der Stadt ist binnen weniger Jahre von einer städtischen Bistumsverwaltung zur straff organisierten Kurie der abendländischen Kirche umgestaltet worden.

Eine professionelle Kanzlei wickelt den Schriftverkehr auf Pergamenten genauso effizient ab wie die Hofschreiber eines weltlichen Fürsten. Ein „Vicedominus" vertritt den Apostolischen Stuhl, wenn der römische Pontifex auf Reisen geht. Ein Kollegium von Kardinälen ist als engster Mitarbeiterstab des Papstes etabliert – ein einflussreicher kirchenpolitischer Zirkel, dessen Mitglieder nun immer häufiger auch als Legaten der Kurie deren reformerische Ideen an den Herrscherhöfen in ganz Europa vertreten.

Längst werden nicht mehr nur römische Kleriker in das erlauchte Gremium berufen. Auch kluge Köpfe aus Deutschland und Burgund ergänzen dieses Regierungsorgan einer geistlichen Welt-

Gregor VII.: Porträt aus einer Handschrift mit seinen Texten



Dictatus papae.

i Quod Romana ecclesia solo dño fundata.
ii Quod solus Romanus pontifex iure dicat vniuersalis.
iii Quod ille solus possit deponere episcopos uel reconciliare.
iiii Quod legatus eius omnibus episcopis presit in concilio etiam inferioris gradus. et aduersus eos sententiam depositionis possit dare.
v Quod absentes papa possit deponere.
vi Quod cum excommunicatis aliis inter cetera nec maneat domo ibidem manere.
vii Quod illi soli licet pro temporis necessitate nouas leges condere. nouas plebes congregare. de canonica abbatiam facere. & econtra. diuites episcopatum dividere. & inopes unire.
viii Quod solus possit uti imperialibus insignibus.
viiii Quod solius pape pedes omnes principes deosculentur.
x Quod illius solius nomen in ecclesiis recitetur.
xi Quod hoc unicum est nomen in mundo.
xii Quod illi licere imperatores deponere.
xiii Quod illi liceat de sede ad sedem necessitate cogente episcopum transmutare.
xiiii Quod de omni ecclesia quocunque uoluerit clericum uolens ordinare.
xv Quod ab illo ordinatus alii ecclesie prodesse potest. sed nullatenus ei cuique ab eliquo episcopo debet superiore ius ad regendum.
xvi Quod nulla synodus absque precepto eius debet generalis uocari.
xvii Quod nullum capitulum nullusque liber canonicus habendus absque illius auctoritate.
xviii Quod sententia illius a nullo debeat retractari. & ipse omnium solus retractare possit.
xviiii Quod ipse neminem debeat iudicare.
xx Quod nullus audeat condemnare apostolicam sedem appellantem.
xxi Quod maiores causae cuiuscunque ecclesie ad eam referri debeant.
xxii Quod Romana ecclesia nunquam erranit. nec imperpetuum scripturam testante errabit.
xxiii Quod Romanus pontifex si canonice fuerit ordinatus meritis beati petri indubitanter efficitur sanctus. testante sancto Ennodio pontificum eo ei multis sanctis patribus faciente. sicut in decretis beati Symachi papae continetur.

Manifest des Machtwillens: Im März 1075 diktiert Gregor VII. 27 Leitsätze über das Papsttum. Er hält in diesem »Dictatus Papae« unter anderem fest: dass es ihm zukünftig erlaubt sein soll, Kaiser abzusetzen (XII). Dass der Papst von niemandem gerichtet werden dürfe (XIX). Dass der römische Bischof »unzweifelhaft heilig wird« (XXIII). Und dass »die römische Kirche niemals geirrt hat und nach dem Zeugnis der Schrift auch fürderhin niemals irren wird« (XXII). Einige der Grundsätze haben für die katholische Kirche bis heute Gültigkeit

Der Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht ist ein Thema in der Chronik des Bischofs Otto von Freising, der im 12. Jahrhundert unter anderem das Ende der Auseinandersetzungen zwischen dem deutschen König und dem Papst darstellt: Heinrich IV. sorgt für die Wahl des Erzbischofs Wibert von Ravenna (Guibertus) zum Gegenpapst Clemens III. und vertreibt Gregor VII. (oben), der den König verflucht und 1085 im Exil in Salerno stirbt

macht, deren Oberhaupt neuerdings auf Betreiben Hildebrands in festlichem Glanz und ganz nach Art der Kaiser, gekrönt wird.

Papst Nikolaus erscheint auf seiner Synode erstmals mit einer Doppelkrone auf dem Kopf, die zwei Inschriften trägt: „Königskrone von Gottes Gnaden" und „Kaiserkrone aus Peters Hand". Der Papst und seine Berater wissen, dass die Zeit für Veränderungen günstig ist: In Deutschland regiert ein Kind unter der Vormundschaft seiner frommen Mutter. Ein Machtvakuum, das es zu nutzen gilt.

Auch mit kirchenrechtlichen Traktaten ist der Weg der Emanzipation längst geebnet: Gerade hat Kardinal Humbert von Silva Candida – neben Hildebrand einer der Chefideologen der Kurie (siehe Seite 48) – seine revolutionären „Schriften gegen die Simonisten" verfasst. In der Bischofsinvestitur durch einen Laien, und sei er König, sieht er eine grobe Anmaßung nicht vorhandener Hirtengewalt.

Und eine Gefahr für die Würde der Kirche: Denn kein Mensch, so der Kardinal, bekomme jemals etwas umsonst. Selbst wenn bei der Ernennung eines Bischofs durch den Fürsten kein Geld fließe, sei der neue Bischof moralisch verpflichtet zu Schmeichelei und Hofdiensten bei seinem weltlichen Gönner – verpflichtet also zu einer verborgenen Bezahlung. Ein unverhohlener Schlag gegen das Reichskirchensystem des deutschen Herrscherhauses.

Hildebrand hält sich auf der Synode im Hintergrund, er verliest nur eine einzige Ansprache, die er mit den Worten beschließt, er sei „der geringste Diener" seiner Heiligkeit, Papst Nikolaus II. Dabei vermuten Zeitgenossen längst, dass Hildebrand der eigentliche starke Mann in der Kurie ist und dass er „seinen Nikolaus im Lateran wie einen Esel füttert".

Der unduldsame Archidiakon ist selbst vielen seiner Mitstreiter unheimlich. Einen „heiligen Satan" nennt ihn, halb bewundernd, halb eingeschüchtert, einer der wichtigsten Reformkardinäle. Und in einem Hildebrand gewidmeten Gedicht gesteht derselbe Kirchenmann dem Archidiakon: „Rechtens ehre ich den Papst, an dich jedoch richt' ich Gebete."

Der Einfluss der grauen Eminenz zeigt Wirkung. Die Teilnehmer der Lateransynode sind im Reformfieber, erlassen eine Reihe von Kirchengesetzen im Geiste einer neuen Spiritualität. Sie verbieten die Bischofsinvestitur durch Laien, „weder umsonst noch gegen Geld", bekräftigen das bislang fast wirkungslose Eheverbot für Priester und regeln die Wahl künftiger Päpste in ei-

nem revolutionären Dekret, dessen Grundzüge bis heute in Kraft sind: Ausschließlich das Kardinalskollegium, so die Quintessenz, hat von nun an das Recht, das Oberhaupt der römischen Kirche zu wählen.

Heinrich, das Kind auf dem deutschen Thron, wird mit einer nichtssagenden Formulierung abgespeist: Die Papstwahl solle „unbeschadet der schuldigen Ehrfurcht gegen unseren geliebten Sohn Heinrich, den gegenwärtigen König", vonstatten gehen. Eine Floskel.

Viel konkreter werden die Bischöfe, als sie den Fluch formulieren, der bei Missachtung der Wahlordnung über einen regelwidrig inthronisierten Papst kommen soll: Der nämlich sei „für immer dem Bannfluch verfallen, als ob er der Antichrist, Eindringling und Zerstörer der ganzen Christenheit sei. Seine Kinder mögen zu Waisen werden und sollen betteln gehen. Ein Wucherer möge seine gesamte Habe durchwühlen, und Fremde mögen alle seine Werke zunichte machen. Der Erdkreis kämpfe gegen ihn und alle Elemente seien ihm Feind."

Der Machtkampf zwischen Kirche und Reich ist in eine entscheidende Phase eingetreten. Das Drehbuch für Canossa ist geschrieben.

ROM, 21. APRIL 1073. Ungewöhnlich ruhig verhalten sich die Römer nach dem Tod ihres Papstes. Hildebrand, immer noch Archidiakon, wird mit der Organisation der Begräbnisfeier betraut. Er ordnet ein dreitägiges Fasten an, wählt Litaneien aus, verspricht den Armen Sonderalmosen. Jahrelang hat er als Alter ego verschiedener Kirchenoberhäupter seine Ideen verfolgt. Ein Chronist behauptet gar, er habe seine Vorgänger im Amt des Papstes selber „gepflanzt", und sie dann „wie dürres Gras so lange bestehen lassen, wie er wollte; sie weggeschafft, wann es ihm passte".

Hildebrand gilt längst als Kandidat für den päpstlichen Thron. Diesmal wird er den Geschehnissen ein wenig nachhelfen.

Während der Leichnam des Papstes in der Salvatorkirche beigesetzt wird, kommt es zu einem Tumult. „Hildebrand, Papst!" schreit die Menge dem Archidiakon zu, der sofort zur Kanzel eilt, um das Volk zu beruhigen. Kardinal Hugo der Weiße, ein zwielichtiger Funktionär, der schon mehrfach in innerkirchlichen Machtkämpfen die Seiten gewechselt hat, nimmt die Sache – abgesprochen oder nicht – in die Hand: Er preist den Archidiakon, nennt ihn den einzig geeigneten Kandidaten.

Das Volk ist begeistert und trägt den neuen Bischof von Rom durch die Straßen zur Kirche San Pietro in Vincoli, wo er sofort – in krassem Widerspruch zum Papstwahldekret von 1059 – inthronisiert wird und den Amtsnamen Gregor VII. annimmt.

Später wird Gregor beteuern, er sei von den Ereignissen überrumpelt worden – vom Volk, das „wie wahnsinnig" auf ihn eingedrungen sei, ohne ihm Zeit für Entgegnungen zu lassen. Und vom so kraftvoll offenbarten Willen Gottes, der ihm ein übermenschliches Opfer abverlangt habe.

Das päpstliche Register wird die anrüchige Spontaneität der Wahl im Nachhinein verschleiern – und behaupten, dass die Kardinäle ordnungsgemäß den Wahlakt eingeleitet hätten und das Volk nur per Akklamation daran beteiligt gewesen sei: „Gefällt es euch? Es gefällt. Wollt ihr ihn? Wir wollen ihn. Spendet ihr Beifall? Wir spenden Beifall."

Natürlich wollen sie ihn. Der neue Papst steht beim Volk längst im Ruf eines Wundertäters. Ähnlich wie beim Propheten Elias, dem Funken aus dem Haupt gesprüht sein sollen, sei auch aus den Kutenärmeln des jungen Hildebrand der Legende nach Feuer gespritzt – ohne Zweifel die Glut des heiligen Eifers.

Der neue Pontifex nutzt seine Chance und macht sich sofort ans Werk. Er stellt seiner Amtszeit ein altes Kirchenväter-Zitat voran: „Christus hat nicht gesagt, ich bin die Gewohnheit, sondern ich bin die Wahrheit." Was heißen soll: keine Rücksicht mehr auf überkommene Strukturen.

Der Papst hat keine Angst, sich unbeliebt zu machen. Seine Legaten ordnet er unabhängig von ihrem Weihegrad allen Bischöfen des Reiches über. Kirchenfürsten zitiert er schon beim Verdacht der Simonie nach Rom und lässt deren Untergebene bei der Anklage zu Wort kommen – ein unerhörter Vorgang, der ihm den Vorwurf einträgt, er behandle seine Bischöfe „wie Gutsverwalter".

Energisch geht Gregor gegen verheiratete Priester vor, schlägt deren Kinder als Unfreie dem Kirchenvermögen zu und stachelt sogar Laien zum Boykott des Gottesdienstes auf, wenn ein Kleriker den Zölibat nicht achtet. Denn nur „caelebs" (ehelos) könne ein Priester „caelo beatus" (im Himmel selig) werden.

Wem hat sich der Papst zu verantworten – dem Kaiser oder Gott?

Was die weltlichen Reiche angeht, so verfolgt Gregor eine unverhohlene Expansionspolitik – nicht mit Kriegen, sondern mit Briefen. Bei den Königen von Irland, Spanien und Ungarn fordert er die päpstliche Oberherrschaft über ihre Länder auf der Basis von alten, teils erfundenen Rechten. König Sven von Dänemark bietet er für den Fall seines Gehorsams sogar ein päpstliches Lehen an, ein „überreiches Land am Meer", vermutlich Dalmatien.

Die meisten Herrscher aber winken ab. Gregor unterstützt daraufhin nicht selten deren innenpolitische Gegner – in der Hoffnung, dass sie ihm seine Hilfe nach siegreichem Machtkampf mit Unterordnung danken werden.

Spätestens im Jahre 1075 offenbart Gregor schriftlich, auf welchen umfassenden Anspruch er seine Politik stützt: Unter dem Titel „Dictatus Papae" stellt er in 27 knappen Leitsätzen fest, dass alle Fürsten des Papstes Füße zu küssen haben; dass es ihm allein erlaubt ist, neue kirchliche Gesetze zu erlassen und alte anzupassen; dass der Papst von niemandem gerichtet werden kann; dass er der letztinstanzliche Richter für die wichtigen Streitigkeiten jeder Teilkirche ist; dass er schon zu Lebzeiten heilig ist. Und: dass er allein das Recht hat, Kaiser abzusetzen.

Die meisten der Sentenzen sind zwar aus alten Schriften

zusammengesucht. Doch in ihrer Lösung aus den früheren Zusammenhängen, in ihrer Zuspitzung auf die päpstliche Allgewalt, sollen sie nicht die Zeugen einer vergangenen, sondern die Vorboten einer neuen Epoche sein.

Ein Regierungsprogramm der unglaublichen Anmaßung? Nur scheinbar: Das hochmittelalterliche Papsttum wird die Ansprüche Gregors zwar nicht in allen Details, aber doch in ihrer Grundtendenz einlösen.

Ein selbst erlassenes Ermächtigungsgesetz, geschaffen zur Stärkung Gregors im kommenden Streit mit Heinrich IV.? Auch nicht: Mit dem jungen König ist der Papst zunächst überraschend nachsichtig.

Zwar hat schon Gregors Vorgänger einige von Heinrichs Ratgebern exkommuniziert, weil sie bei der Besetzung des Mailänder Bischofsstuhles einen anderen Kandidaten als den der Kurie unterstützt hatten. Doch Gregor will den Bruch mit dem König nun kitten. Er ist ein Pragmatiker – und zieht eine einvernehmliche Kirchenreform mit einem einsichtigen Herrscher dem offenen Konflikt vor.

„Innigst geliebter Sohn" nennt er den fast 40 Jahre jüngeren Regenten in einem frühen Brief, bevor er ihn behutsam an die umstrittene „Sache mit Mailand" erinnert, in der Heinrich zumindest die gebannten Ratgeber endlich von seiner Seite stoßen solle.

In einem weiteren Schreiben bittet Gregor den deutschen König sogar, „wenn es Dir passt", um einen wichtigen Dienst: An der Spitze eines Kreuzzuges will Gregor ins Heilige Land ziehen und Heinrich derweil, „nebst Gott", den Schutz der Kirche anbefehlen.

An Heinrichs Gewohnheit, entgegen allen Verboten in Deutschland die Bischöfe zu ernennen, stört sich der Papst noch nicht. Erst als sich der König ein weiteres Mal in die Nachfolge im Erzbistum Mailand einschaltet, wird der Ton schärfer. Gregor fordert nun ultimativ den Gehorsam:

„Gregor, Diener der Diener Gottes, sendet König Heinrich seinen Apostolischen Segen – wenn anders er dem apostolischen Stuhl gehorcht, wie es sich für einen christlichen König ziemt", schreibt er dem Deutschen am 8. Dezember 1075.

Der Brief erreicht Heinrich kurz nach seinem großen Sieg über die aufständischen Sachsen, auf dem Höhepunkt seiner jungen Herrschaft. Und in Kampfeslaune. Er ruft seine Anhänger zu einem Reichstag nach Worms.

Heinrich weiß, dass zumindest die Bischöfe ihm in seinen Propagandakrieg gegen den Papst, der ihre Rechte beschneiden will, folgen werden. Aber er weiß nicht, dass er seine eigenen Kräfte überschätzt – und dass ihn sein Hochmut bis vor die Tore von Canossa bringen wird.

KEINER DER BEIDEN Kontrahenten wird die Folgen der von ihnen markierten Wende im Machtkampf der Gewalten erleben. Die Bedeutung des königlichen Bußgangs von Canossa geht zunächst in den Wirrnissen der Tagespolitik unter. Heinrich bricht bereits nach wenigen Wochen alle getroffenen Vereinbarungen – päpstliche Legaten werden auf ihrer Reise nach Deutschland gefangen gesetzt; und die

1177 schließen Kaiser Barbarossa und Papst Alexander III. in Venedig Frieden – zu den Bedingungen des Heiligen Vaters

Am Ende triumphiert die Kirche – 100 Jahre nach Canossa

enttäuschten deutschen Fürsten wählen gegen den Willen des Papstes trotzdem einen Gegenkönig: Herzog Rudolf von Schwaben.

Gregor zögert drei Jahre lang, ehe er Heinrich abermals in den Bann schlägt und dem Gegenkönig Rudolf seine Unterstützung zusagt. Doch der kommt kurz darauf in einer Schlacht mit den Truppen Heinrichs ums Leben: Durch einen Schwertstreich verliert er ausgerechnet die rechte Hand – die Schwurhand, mit der er einst Heinrich IV. den Lehnseid geleistet hat.

Ein neuerliches Gottesurteil, glauben die Zeitgenossen – diesmal aber gegen das Kirchenoberhaupt.

Heinrich wiederum einigt sich mit den ihm ergebenen Bischöfen auf einen Gegenpapst, den er mit Militärgewalt nach Rom bringt (und von dem er sich gleich darauf zum Kaiser krönen lässt). Gregor muss sich derweil wenige hundert Meter entfernt in der Engelsburg verschanzen und kann nur mit Mühe aus seiner Residenzstadt fliehen. Zum zweiten Mal in seinem Leben muss er ins Exil, diesmal nach Salerno.

Dort stirbt er 1085 verbittert. Seine letzten Worte sind verbürgt: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, das Unrecht gehasst, deshalb sterbe ich in der Verbannung."

GREGOR kann nicht ahnen, wie sehr seine Reform in den folgenden Jahrhunderten das Selbstverständnis und die Machtfülle der römischen Kirche prägen wird. Bereits 1122 einigen sich Kaiser Heinrich V., der Sohn Heinrichs IV., und Papst Paschalis II. im Wormser Konkordat auf einen Kompromiss in der Frage der Bischofsinvestitur: Die Könige geben ihren Anspruch auf, die Kirchenfürsten mit Ring und Stab in ihr Amt einzuführen, bescheiden sich damit, nur mehr den weltlichen Teil der bischöflichen Gewalt zu übergeben.

Und die westeuropäische Kirche entwickelt sich zu einer streng hierarchischen Institution unter dem straffen Führungsanspruch des römischen Bischofs – zu einem eigenständigen politischen Schwergewicht, mit dessen schlagkräftiger Verwaltung der Papst nun sogar eigene militärische Großoperationen in Angriff nehmen kann: die Kreuzzüge. Es entsteht ein Machtapparat, der seine Herrschaft seit dem „Dictatus Papae" immer weniger auf Glauben und Kult und immer selbstbewusster mithilfe der Wissenschaft fundiert: mit juristisch präzise ausformulierten kirchlichen Gesetzen, die von nun an in direkte Konkurrenz zu den Erlassen der Fürsten und Könige treten.

UND DAS VERHÄLTNIS von Papst und Kaiser? Der Kampf um die Vorherrschaft ist mit Canossa nicht vorüber. Aber Gregor VII., der „heilige Satan" der Kirchenreform, hat die Vorzeichen verkehrt, unter denen das Ringen der Gewalten fortan stattfinden wird.

Es ist ausgerechnet der beliebteste Kaiser des Mittelalters, der Staufer Friedrich Barbarossa, der dies zu spüren bekommt – als er mit der römischen Kurie einen offenen Machtkampf beginnt, den er nicht gewinnen kann.

Rom, 7. September 1159. Im Wahllokal der Peterskirche spielt sich eine groteske Szene ab. Fast alle Kardinäle haben sich für den Kandidaten des Apostolischen Stuhls ausgesprochen, für Alexander III. Nur zwei haben in der Kampfabstimmung den Kaisergünstling Viktor IV. gewählt. Doch der, so berichtet Alexander empört, sei „zu solcher Unverschämtheit aufgestiegen, dass er den Papstmantel von unserem Nacken mit eigenen Händen brutal herunterriss und unter lautem Getöse mit sich schleppte".

Aber die Zeiten, in denen ein Kaiser mit solchen Handstreichen erfolgreich sein konnte, sind vorbei: Je mehr sich der selbst ernannte Papst als Marionette Barbarossas erweist, desto mehr verliert er in ganz Europa an Autorität.

Der um sein Amt geprellte Alexander stellt sich an die Spitze des Widerstandes gegen den deutschen Herrscher. Der Kampf wird zunächst juristisch geführt: Barbarossa versucht mit Rückgriffen auf antike römische Rechtssätze seine Oberherrschaft über die Kirche zu begründen. Er nennt seine Herrschaft nun das „Sacrum Imperium", das Heilige Reich, will anknüpfen an seine Vorgänger, die „vergöttlichten Kaiser".

Doch das schlecht organisierte deutsche Wanderkönigtum hat der schlagkräftigen Kanzlei der römischen Kurie in Sachen Propaganda nichts entgegenzusetzen. Papst Viktor bleibt bedeutungslos, und der kanonisch gewählte Alexander bekommt sein Recht auf den Stuhl Petri.

Auch militärisch bleibt Barbarossa gegen die Phalanx der papsttreuen Kämpfer ohne Erfolg. Nicht mehr die Kirche, sondern der Kaiser muss nun um die eigene Machtposition fürchten.

1177, genau 100 Jahre nach dem Canossa-Gang, kommt es in Venedig zur Erniedrigung Friedrichs. Nach Jahren des Kampfes will der Kaiser mit Papst Alexander III. Frieden schließen. Gleichberechtigt, heißt es offiziell.

Doch als die Parteien einander begegnen, muss Barbarossa den Stratordienst versehen: Er hält das Zaumzeug des weißen Pferdes, auf dem Papst Alexander III. sitzt, führt es vor aller Augen ein Stück des Weges – wie ein Lehnsmann, der einen Knechtsdienst versieht.

Die Wunde, die das Kaisertum in Canossa davongetragen hat, ist unheilbar. Und die römische Kirche entwickelt sich zu einer überstaatlichen Macht, der mehr Menschen gehorchen, als je einem Kaiser untertan waren.

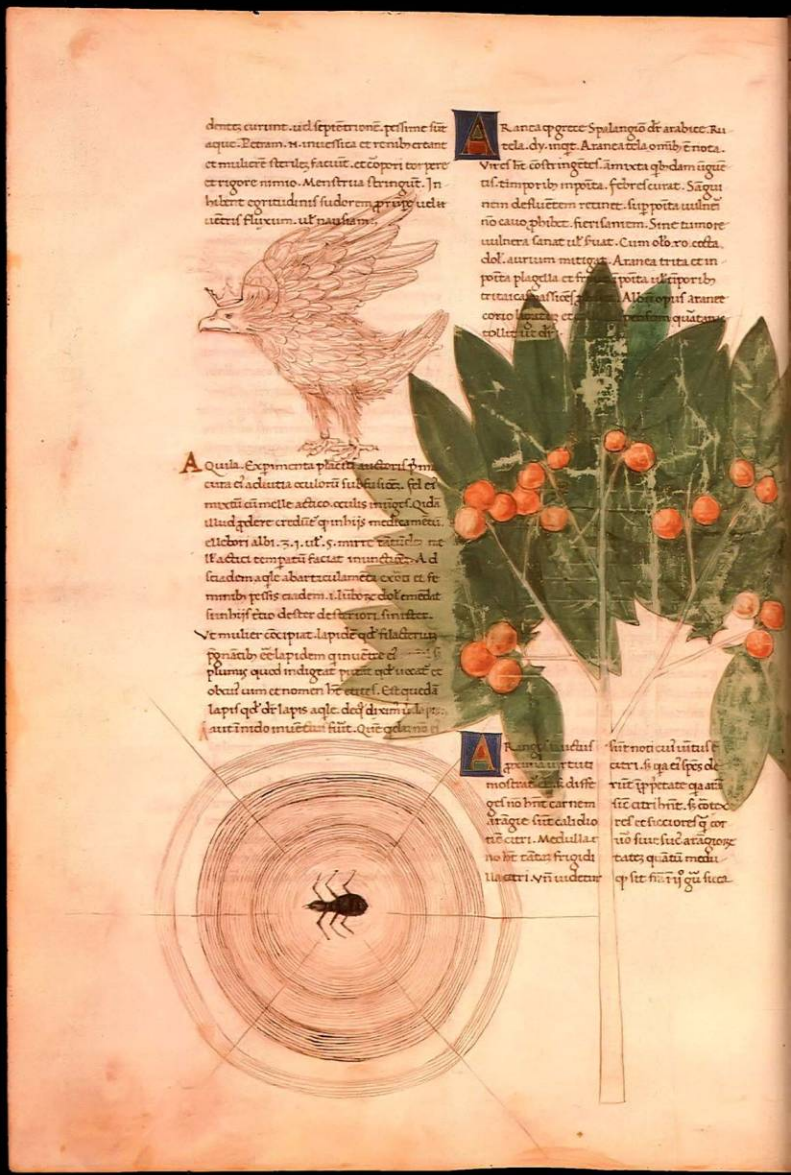
Ein später Triumph wird den Ideen Gregors VII. noch 1870 zuteil: Das Erste Vatikanische Konzil definiert das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes – so wie 800 Jahre zuvor in Gregors Leitsätzen von 1075 postuliert. Das zweite deutsche Reich gerät darüber in Streit mit dem Vatikan. Und im Berliner Reichstag beginnt Kanzler Bismarck im Mai 1872 seinen Propagandafeldzug gegen den Katholizismus mit den Worten: „Nach Canossa gehen wir nicht!" □

Jens Schröder, 30, hat Politische Wissenschaft, Volkswirtschaft und Öffentliches Recht studiert. Er ist seit 2001 GEO-Redakteur.

SANCTISSIMO.IN.C

Vom Wissen der Welt

Seit vielen Jahrhunderten verwahren die Päpste in ihren Archiven einmalige Dokumente, darunter Bibelhandschriften, Forschungsberichte und Denunziationen, aber auch antike Lehrbücher und Manuskripte. Drei bedeutende Sammlungen bewahren die Erfahrung von Jahrtausenden: die Vatikanische Bibliothek, das Archiv der römischen Inquisition und das Geheimarchiv des Vatikans. Hier lagert auch diplomatische Korrespondenz – wie jene 85-mal besiegelte Depesche, in der englische Adelige 1530 den Papst bitten, die Ehe ihres Königs Heinrich VIII. aufzulösen



Natur

Der 1450 gegründeten »Bibliotheca Apostolica Vaticana« gehört die wohl größte Sammlung wissenschaftlicher Werke der Renaissance, darunter lateinische Übersetzungen arabischer Texte, wie der Traktat »De simplicibus medicinis« (»Über die einfachen Arzneien«) aus dem 15. Jahrhundert. Heute lagern in den Archiven der Vaticana 1,6 Millionen Bücher und 150 000 Handschriften, auch Texte von Vergil, Plutarch und Galileo Galilei

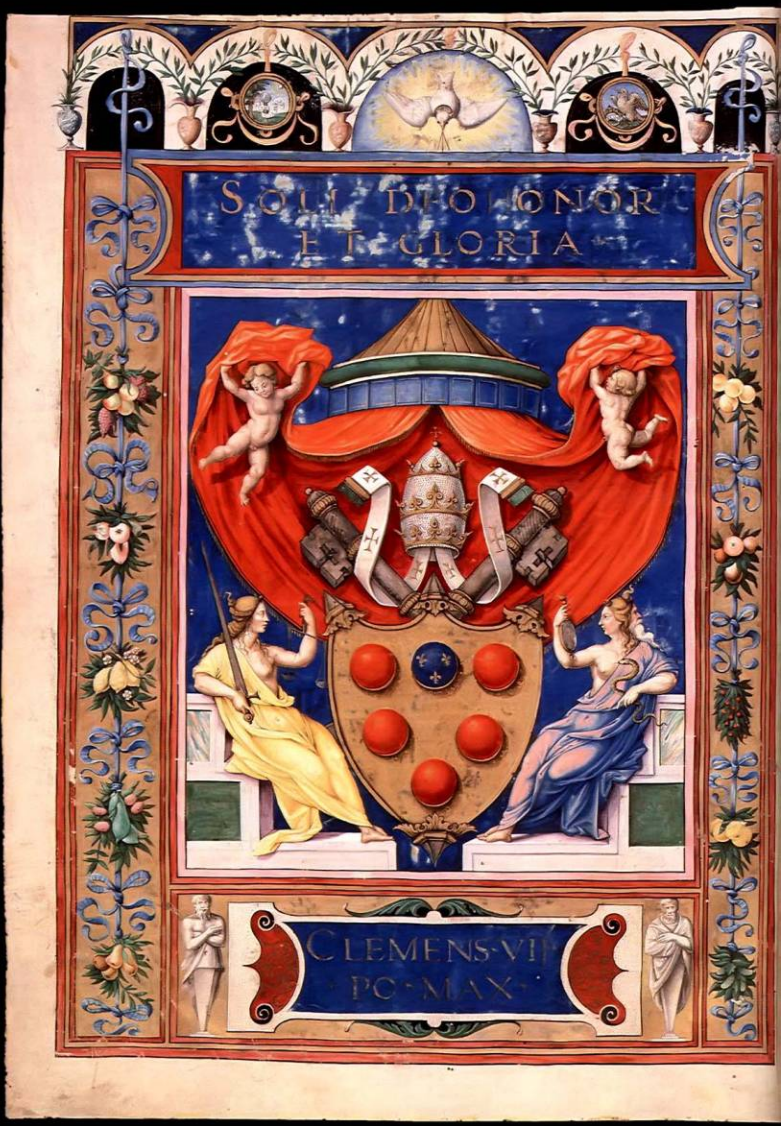
Gedächtnis

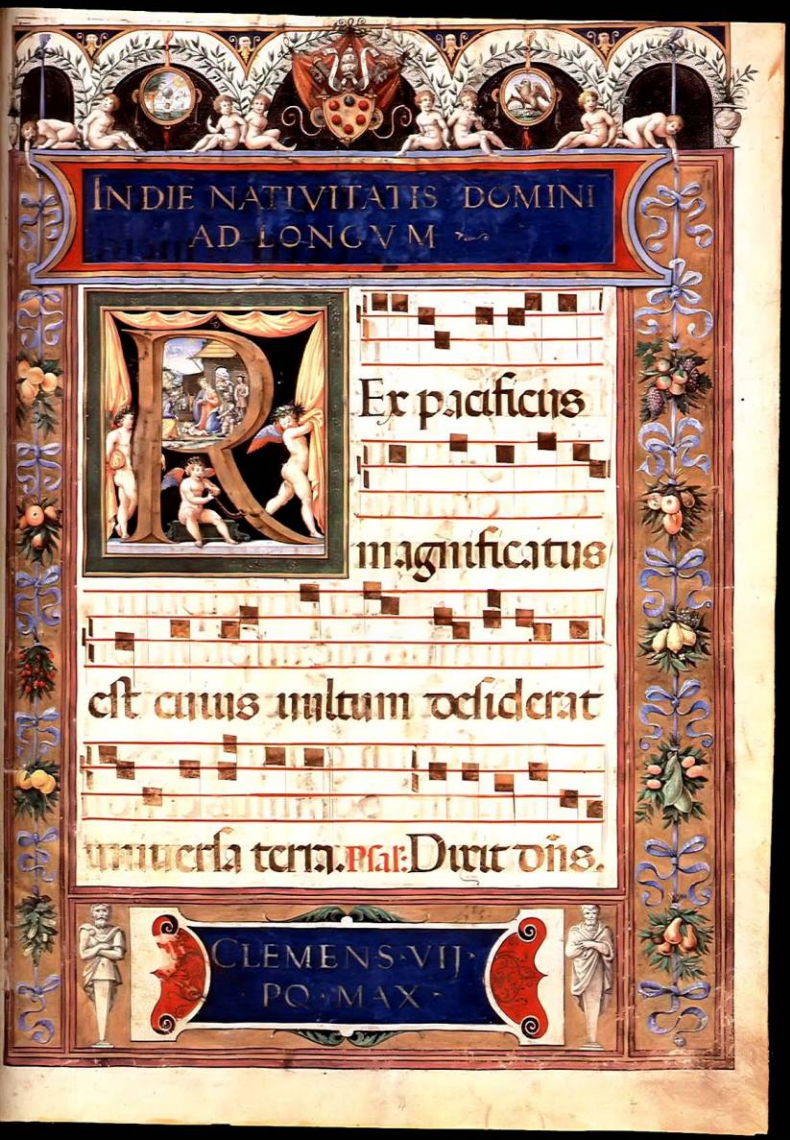
Schon die ersten römischen Christen sammeln wichtige Dokumente, doch werden viele davon in den Verfolgungen vernichtet. Erst vom 4. Jahrhundert an bleiben die Sammlungen teilweise erhalten und bilden den Grundstock des 1612 gegründeten Vatikanischen Geheimarchivs. Hier wird aufbewahrt, was immer mit dem Heiligen Stuhl zu tun hat. Etwa eine 1574 ergangene Anweisung des Kardinals Francisco Pacheco de Toledo, bestimmte Reformen in Spanien durchzusetzen (o.), oder die Unterlagen des Prozesses gegen den Templerorden 1308–1310 (u.). Der Brief Martin Luthers an Kurfürst Friedrich von Sachsen, in dem der Wittenberger 1531 seine Vorstellungen erläutert, stammt dagegen aus der Vatikanischen Bibliothek

Gnad durchleuchtigster Hochgeborner Fürst Gnedigster Herr, Es hat mein lieber Herr und Freund Doctor Brück Canzler mir etlich meinung an mir gethonen, das mich meins Gnedigsten Herrn Churfürsten, Landgrafen, und Hertzog Georgen Gnaden werbt, enthalten wollt, so were es gar unfreuntlich sein wolt, meines gnedigsten und der Lere halben dauon der friede und vertrag, zwischen den Fürsten durch Gottes gnaden bestehet, nicht zu rüchte oder zerhindert werde, Nu ist mir wol wor, das Hertzog George mercklich kosten und klumpen bey mir an reichen hat. Aber auch das ich stehen, das mich gnedigst Churfürst zu friedten habe, und meine Churfürstliche gnade aus sunderm pflichte zu schirmen, do wil ich solch alles seinen Churfürstlichen gnaden, do fern Hertzog George mich hinfurt nicht zu friedten lesst und keine newe unlust anrichte, Auch mit dem vorbehalt, Wo andere potentaten mit mir nicht friedten haben wollten, das ich frey sein wil, die abzuwenden, denn damit wil ich Hertzog Georgen nicht meinen, allein, das er mich nicht dahin deute, Bittende wil ich E f g weiter alles dienstes freundlichs gefallens, Hier mit Gott befolhen Amen Donnerstags nach S. Jacobi 1531

E f g

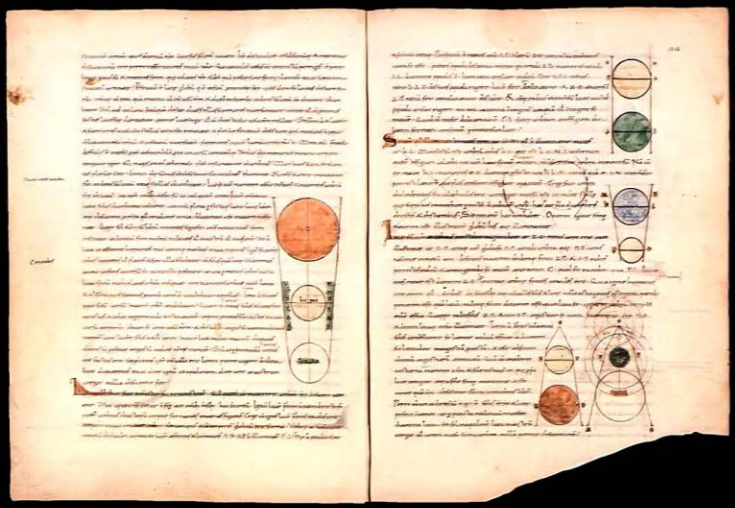
Unterthenige
Martinus
Luther


SOLI DEO HONOR
ET GLORIA
CLEMENS VII
PONT MAX



Die linke Seite des um 1530 geschaffenen Liederbuchs Clemens VII. zieren die Tiara und die Schlüssel als Symbole apostolischer Macht sowie das Wappen seiner Familie, der Medici. Das rechte Blatt enthält Text (»Rex pacificus«) und Noten eines Weihnachtsliedes. Zur Sammlung der Vaticana gehören auch seltene Manuskripte aus fast allen alten Zivilisationen, etwa aztekische Codices und ägyptische Papyri, sowie Texte in persischer, koptischer, arabischer und chinesischer Sprache

Musik



Weltbild

Die Werke antiker Wissenschaftler werden in den dunklen Jahrhunderten des frühen Mittelalters in Klöstern erhalten und kopiert. Später gelangen viele dieser Manuskripte in die Vatikanische Bibliothek – etwa eine Abschrift aus dem 9. Jahrhundert von Euklids »Elementen« (o.; die Seite zeigt auch den berühmten Pythagoras-Lehrsatz $a^2 + b^2 = c^2$). Oder Platons »Timaios« in lateinischer Übertragung aus dem 10. Jahrhundert (u.). Doch die Päpste sammeln nicht nur das Wissen der Klassiker, sondern fördern auch Zeitgenossen – etwa den Konstanzer Mönch und Geographen Andreas Walsperger, auf dessen 1448 entstandener Karte Jerusalem (unterhalb des Roten Meeres) noch im Mittelpunkt der Welt steht

DER GETEILTE HIMMEL

Der Beginn des Konstanzer Konzils: Noch beherrscht Johannes XXIII. – einer der drei amtierenden Päpste – die Sitzungen, an seiner Seite zwei Kardinäle und sechs Bischöfe, zu ihren Füßen sechs Gelehrte. Ulrich Richental, Sohn des Konstanzer Stadtschreibers, führt während der insgesamt dreieinhalb Jahre dauernden Versammlung Tagebuch und legt einen Bericht vor, den er von einem unbekannten Meister illustrieren lässt. Auf Richentals Chronik basieren auch alle anderen Federzeichnungen in diesem Bericht

Ein schreckliches Jahrhundert liegt hinter Europa. Der Papsthof ist nach Avignon umgezogen, der Klerus hat in Luxus und Laster gelebt, die römische Kirche hat sich gespalten und mit ihr die ganze Christenheit – und jetzt gibt es sogar drei Päpste gleichzeitig. Deshalb versammeln sich im Jahre 1414 in Konstanz all jene, die im Abendland etwas zu sagen haben, um auf der größten Konferenz des Mittelalters die Einheit der Kirche wiederherzustellen

VON GABRIELE RIEDLE

Wenigstens Gott hat dieses schreckliche, dieses 14. Jahrhundert überlebt. Wenigstens Er gab Sinn, als die Welt verloren schien, war Frieden, Mitleid, Trost in den unendlichen Jahren der Kriege, der Hungersnöte, der Pest, des zigmillionenfachen Todes. Und wenigstens Er war ewig, einzig und allmächtig in diesen unbeständigen Zeiten der Zwietracht und der Zweifel.

Aber Seine Statthalter auf Erden! Die Päpste, die Kardinäle, die Prälaten. Die Männer der Kirche. Die Repräsentanten des Reiches Gottes im Diesseits. Sie sind zuständig für die irdischen Bilder vom Himmelreich, sie sind die Darsteller des Heiligen und Ewigen in der profanen Welt, sie sind die Garanten der Stabilität. Vor allem aber sind sie die Vermittler zwischen Ihm und den Menschen – und damit fast so allmächtig wie Er selbst. Und sie haben furchtbar versagt in diesem krisenhaftesten aller Jahrhunderte.

Es gibt jetzt, zu Beginn des 15. Jahrhunderts, drei Statthalter des doch einzigen Gottes, einen in Rom, einen in Avignon, einen, der durch Italien irrt – und das ist für die Menschen des Mittelalters ungefähr so, als hätte man ihnen gesagt, jeder Mensch habe drei Väter.

Die Kirchenmänner haben die Kirche gespalten, Kriege geführt, Menschen getötet statt Frieden zu bringen, sie haben gelebt in Luxus und Laster. Und die Gläubigen, die Schönheit, Erhabenheit, Heiligkeit, Einheit, Beständigkeit sehen wollten, erlebten nur noch wüste Bilder vom höllischen Chaos.

KONSTANZ am Bodensee, im Herbst des Jahres 1414. Bisher sind alle Versuche, das Chaos zu ordnen, gescheitert. Aber jetzt wollen sie sich zusammensetzen – die Geistlichkeit und alle, die im Abendland etwas zu sagen haben, denn schließlich sind geistliche und weltliche Herrschaftsbereiche eng verknüpft. Und so wird man sich zum Allgemeinen Konzil versammeln – auf neutralem Boden in der freien Reichsstadt Konstanz, die günstig liegt zwischen Nord und Süd, Ost und West.

Ende Oktober 1414 erscheinen, an Zügeln geführt, neun Schimmel mit roten Schabracken vor dem Stadttor; einer trägt eine prächtige Monstranz mit brennenden Kerzen. Die Bürger warten auf sie, ein riesiges Tuch in den Händen – den goldenen Himmel. Den halten sie jetzt empor als Baldachin für ihn, den „Engel des Friedens": Johannes XXIII., den mächtigsten der drei Heiligen Väter, derzeitig Papst in Florenz. Er soll dem Konzil vorsitzen.

Im weißen Gewand reitet er in die Stadt, an der Spitze einer Kavalkade von neun Kardinälen mit roten Hüten und roten Mänteln, gefolgt von der gesamten Kurie und einem starken italienischen Troß. Vor dem Münster sitzt man ab. Glockengeläut, Tedeum aus vollen Kehlen – ein Bild endlich wieder von großartiger Erhabenheit. Auftakt eines grandiosen Schauspiels, auch zur Rettung des Heiligen in der Welt.

In den folgenden Wochen und Monaten treffen immer mehr Konzilsteilnehmer in Konstanz ein. Männer auf Pferden, mit bunten Standarten, prächtigen Kleidern, reichem Gefolge. Kleriker und Laien aus ganz Europa. Könige und Kardinäle, Kurfürsten in Waffen und Bischöfe in Kutschen. Theologen, Kanonisten und Doctores, die Abordnungen der Städte, die Delegierten der Klöster, die Vertreter der Universitäten, unter ihnen auch der Prager Magister Jan Hus, der nach Konstanz vorgeladen worden ist.

Am Weihnachtsabend kommt der deutsche König Sigismund an – er war es, der aus Not und aus Mangel an päpstlicher Autorität das Konzil einberufen und in einer diplomatischen Meisterleistung sämtliche verfeindeten Parteien und Mächte zur Teilnahme überredet hat. So wird er zum Schutzherrn der Versammlung.

Die beiden anderen Päpste, derentwegen die ganze Veranstaltung überhaupt stattfinden muss, erscheinen jedoch nicht. Aber immerhin schicken der Avignoneser Papst Benedikt XIII. und der römische Papst Gregor XII. Abordnungen zu dieser größten Konferenz des Mittelalters, zur Generalversammlung des Abendlandes.

Dabei geht es um viel, um nicht zu sagen: *um alles*. Um die kirchliche Einheit. Um den Frieden in Europa. Um die Reform der verweltlichten Kirche „an Haupt und Gliedern".

Und um Glaubensfragen – um die Auseinandersetzung mit gewissen ketzerischen Gedanken aus England und Böhmen, die in diesen Krisenzeiten um sich greifen konnten. Dreieinhalb Jahre wird das Konzil schließlich tagen, von November 1414 bis zum April 1418.

Konstanz, eine Stadt von 8000 Einwohnern, ein Zentrum des europäischen Fernhandels, ist gut vorbereitet auf die schließlich über 72 000 Fremden. Ein Geschäfts- und Handelshaus ist als Konzilsgebäude freigeräumt, Schlafstätten und Massenquartiere sind in Bürgerhäusern, Klöstern, Kirchengebäuden, Bretterbuden in der Stadt und den umliegenden Dörfern aufgeschlagen worden. Die Zufuhr von Viktualien wurde organisiert und jeder Preis festgesetzt.

Auswärtige Händler, Handwerker, Geldwechsler, Schankwirte und 700 Dirnen sind herbeigeeilt, um ihre Dienste anzubieten. Florentiner Bankiers haben die Finanzierung des Konzils übernommen – und die Stadtväter von Konstanz dafür gesorgt, dass bei jeder finanziellen Transaktion etwas für die Kommune abfällt.

Jetzt beginnen die Zeremonien. Prozessionen ziehen durch die Stadt und um die Kirchen. Allenthalben gibt es feinsinnige Vorlesungen und wohlüberlegte Predigten, man zelebriert würdige Hochämter und im Münster feierliche liturgische Akte.

Der deutsche König Sigismund ist Schutzherr der Versammlung. Er hat das Konzil einberufen – und in einer diplomatischen Meisterleistung sämtliche verfeindeten Parteien und Mächte zur Teilnahme überredet

Indessen machen sich die Juristen und Theologen an die Arbeit. Gremien müssen gebildet, Tagesordnungen festgelegt werden; die einzelnen Delegationen besprechen ihre Strategien. Und natürlich wird gebetet und gesungen – und vielleicht wird auch der Heilige Geist herniederkommen und helfen, die Verwirrungen von über 100 Jahren zu beseitigen.

Nach den heiligen Messen und feierlichen Konzilsversammlungen folgen die großzügigen Gelage. Für König Sigismund wird ein gepökeltes Rind aus dem fernen Litauen herbeigeschafft

DENN DIESE HABEN schon Anfang des 14. Jahrhunderts begonnen.

Bis dahin hatte ein großer Gedanke das Mittelalter beherrscht: die Idee, dass alles irdische Leben vom Geist und der einzigen Wahrheit Gottes durchdrungen sei und auch sein müsse, um nicht dem Verderben anheim zu fallen. Ein ganzheitliches, ein universales Konzept. Gottes Wahrheit ist der innerste Grund, der die Welt zusammenhält – sie ist Ursache und Ziel allen Daseins.

Durch sie begründeten sich die Sitten, Regeln, Lebensideale des Alltags; der Stand, in den jeder hineingeboren wird; die Wissenschaft, die zuallererst Theologie war und immer nur der Erkenntnis Gottes und seiner Werke diente; die Vorstellung vom Zusammenleben der Menschen, die sich alle vereinigen sollten unter dem Dach der Mutter Kirche. Und die Macht auf Erden.

Auch die musste aus der einzigen Wahrheit kommen: von Gott. Und dessen Repräsentant war der Papst. Deshalb hatte dieser seit gut 200 Jahren immer dringender den Anspruch entwickelt, über den weltlichen Herrschern zu stehen, deshalb sollten sich alle verneigen vor dem einen, dem Heiligen Stuhl, auf dem der Statthalter Gottes saß. Er würde die Menschheit dann auch zum ewigen Heil führen – und bis dahin durfte ihm keiner die alleinige Herrschaft im Diesseits streitig machen. Auch kein Kaiser oder König.

Dem ordneten sich die weltlichen Herrscher, wenn überhaupt, nur widerwillig und zähneknirschend unter. Und an der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert unternahm der französische König Philipp IV., den man den Schönen nannte, wieder einen dieser unerhörten Vorstöße: Er erlaubte es sich, Steuern auf kirchliche Güter zu erheben. Ein Sakrileg! Papst Bonifaz VIII. war empört, seine Autorität bedroht, die päpstliche Oberhoheit infrage gestellt.

Schon war der Klerus hin- und hergerissen und wusste nicht mehr, wem er folgen sollte. Dem Papst? Dem König? Schon kämpfte man auf beiden Seiten mit härtesten Mitteln. Der Papst schrieb Bullen gegen den König, Philipp antwortete mit einer Anklage gegen den Papst.

Vorgeworfen wurden Bonifaz VIII. die schlimmsten bekannten Verbrechen der Zeit – alles von Blasphemie über Sodomie bis zur Hexerei. Da half dem Papst nur noch die Ankündigung, seinerseits den französischen König zu exkommunizieren – und wer aus der allein selig machenden Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen wurde, existierte praktisch nicht mehr.

Bevor es so weit kommen konnte, hatte der König bereits seine Truppen um sich versammelt. Am 7. September 1303 marschierten bewaffnete Einheiten am Sommersitz des Papstes in Anagni bei Rom auf und belagerten ihn. Zwar wurde Bonifaz VIII. nach drei Tage währenden Tumulten von den Einwohnern Anagnis befreit, aber der Papst, ein alter Mann, war den Aufregungen wohl nicht mehr gewachsen – einen Monat später starb er.

Dieses „Attentat von Anagni" war nichts wirklich Besonderes. Ähnliche Vorfälle hatte es immer wieder gegeben. Nur waren diesmal die Konsequenzen schwerwie-

Konstanz, eine Stadt von 8000 Einwohnern, muss 72 000 Fremde versorgen. Mit Schlafplätzen, mit Lebensmitteln, mit Lustbarkeiten

gender als je zuvor: Die Affäre wurde zum Prolog für jene langen Jahre des Niedergangs aller Ordnung, die über ein Jahrhundert später in Konstanz nun endlich wiederhergestellt werden soll.

Denn als der Nachfolger von Bonifaz VIII. nach nur acht Monaten starb, folgte 1305 ein Franzose von Philipps Gnaden auf den Stuhl Petri – der Erzbischof von Bordeaux, einer von Philipps Untertanen, den der König hoffte kontrollieren zu können.

Dieser Erzbischof, jetzt Clemens V., war der erste von sieben französischen Päpsten in Folge. Und er nahm seinen Sitz nicht mehr in Rom, sondern in Avignon – vielleicht, weil Clemens nach den Vorfällen von Anagni die Rache der Italiener fürchtete, vielleicht, weil er eine französische Mätresse hatte.

In jedem Fall: Clemens und seine Nachfolger ließen es sich in Avignon gut gehen, sehr gut. Die Stadt wurde schon bald „babylonische Hure" genannt. Vom völligen moralischen Niedergang war die Rede. Von einer „ekelhaften Stadt". Von „hemmungslosen Festen". Von der Gier nach Reichtum. Nach Macht. Nach Lustbarkeiten.

Der Dichter Francesco Petrarca beschrieb voller Abscheu „eine Höhle von Gespenstern und Teufeln, die Schmutzgrube aller Laster, die Hölle der Lebendigen. Gott wird hier verachtet, das Geld angebetet, die Gesetze werden mit Füßen getreten, die Guten verhöhnt, bis kaum noch einer da ist, über den man spotten kann. Eine Sintflut ist nötig, aber es würde keinen Noah geben."

Petrarca war Italiener – und schon von daher nicht gut auf Avignon zu sprechen. Aber so konnte selbst Petrarca nur über ein Papsttum schreiben, dessen geistliche Macht drastisch schwand.

Tatsächlich war es durch seinen Auszug aus Rom, aus der Heiligen, der Hauptstadt der Welt, geschwächt – als wäre der direkte Anschluss ans Jenseits verloren gegangen. Deshalb konzentrierte sich das Papsttum nun ganz auf den Ausbau seiner weltlichen Macht. Mit allen widerwärtigen Folgen.

UND NOCH ETWAS hatte sich allmählich verändert: Die Wahrnehmung und das Denken der Zeitgenossen. Es mochten die Päpste schon in Rom durchaus keine Heiligen gewesen sein. Aber bis jetzt hatte man ihnen und dem gesamten Klerus selbst die ungeheuerlichsten Entgleisungen durchgehen lassen.

Denn das an der göttlichen Wahrheit orientierte mittelalterliche Denken war bis zur Wende zum 14. Jahrhundert an konkreten Dingen weitgehend desinteressiert. Auf die kam es nicht an. Das wichtigste Motto der ganzen Epoche lautete: Nur die Ideen, die so genannten „Universalien", sind wirklich.

Wirklich war deshalb nicht das Individuum, sondern der Stand, dem es angehörte. Wirklich war nicht der Reiter beim Turnier, sondern das große Ideal der ritterlichen Gesellschaft. Wirklich war nicht der Priester, der spielte, prasste, log, sondern die katholische Kirche, in deren Namen er Gnade spendete. Und wirklich waren auch nicht die einzelnen Päpste, Wüstlinge, Völlerer, Hurenböcke, Mörder, sondern war das Papsttum, die Heiligkeit des Amtes, die Idee der Nachfolge Petri.

Anfang des 14. Jahrhunderts hatte diese fest gefügte Wirklichkeit begonnen, sich zu verändern.

Denn inzwischen war nicht nur die gedankliche, sondern auch die reale Welt ein wenig größer und ein wenig offener geworden – und die Menschen sahen, hörten, lasen und berührten Dinge, die sie vorher nicht gekannt hatten.

In ganz Europa wurden die Handelsbeziehungen enger und erreichten im Windschatten der Kreuzzüge sogar den

Neben den Konzilsteilnehmern sind Tausende von Gewerbetreibenden nach Konstanz gekommen. Schreiber, Gaukler, Huren – und natürlich unzählige Händler und Handwerker wie etwa Fischverkäufer und Pastetenbäcker

Aus Florenz reist Johannes XXIII. herbei – in der Hoffnung, vom Konzil als Papst bestätigt zu werden

Orient; im Abendland erblühten die Städte, es wurden Universitäten gegründet, Waren zirkulierten, Geld und Ideen. Auch die des antiken Philosophen Aristoteles.

Über die Übersetzerschule von Bagdad und das maurische Spanien waren sie nach langer Vergessenheit zurück ins Abendland gelangt. Der alte Grieche lehrte die Menschen des Mittelalters, die sinnliche Wahrnehmung als Mittel der Erkenntnis ernst zu nehmen und vom Konkreten aufs Allgemeine zu schließen – nicht umgekehrt.

Damit begann sich das allumfassende und fest gefügte System von Abstraktionen und Klassifizierungen aufzulösen, die konkreten Dinge kamen ins Blickfeld – und später sogar die Möglichkeit, sie zu verändern. Individuen lösten sich aus ihren heiligen Ständen, Bauern zogen in die Städte, Städter wurden zu Rittern. Und der Klerus wurde zum Ziel allumfassenden Spotts.

Aber zunächst begann die Auflösung ganz oben, und so waren es schon bald die Päpste, die sich nicht mehr hinter ihrem Amt verstecken konnten und zu *konkreten Personen* wurden, freigegeben zur kritischen Beobachtung. Und das, was die Zeitgenossen nun zu sehen lernten, war nicht sehr schön und nicht sehr heilig – auch wenn sich die Avignoneser Päpste, die Kardinäle, die Prälaten, angetan mit Pelzen, purpurfarbenen Gewändern und Goldbrokatstoffen aus Damaskus, längst in ihrer Festung verschanzt hatten.

Von 1310 an war der Bischofspalast zu Avignon zur Papstresidenz ausgebaut worden. Ein klobiges Monstrum mit Türmen, riesigen Kaminen und meterdicken Wehrmauern, ein Ort „des Stolzes, der Habgier, der Selbstherrlichkeit und Korruption", wie die Mystikerin und Ordensgründerin Birgitta von Schweden schrieb.

In dieses „Bordell", wie sie sagte, floss Geld aus ganz Europa: Peterspfennige, Bullentaxen, Zehnte, Annaten, Subsidien, Einkünfte aus den Kirchenstaatsgebieten, dazu Sondersteuern für Kreuzzüge. Wer nicht zahlte, riskierte die Exkommunikation.

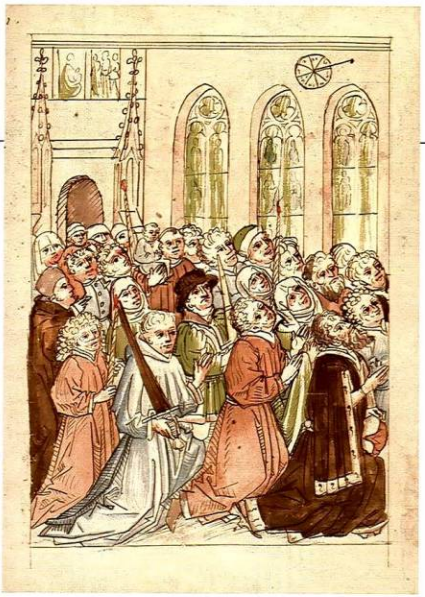
Gleichzeitig gab es nichts, was nicht verkauft wurde. Auf dem Markt waren: Ämter, soweit sie nicht ohnehin an Verwandte vergeben wurden, Ernennungen, Rechte, Gnaden, Reliquien, Kardinalshüte, Gelübdeablösungen. Und natürlich Ablässe – mit gestaffelten Preisen je nach Schwere der Sünde. In Avignon, so Birgitta von Schweden, seien die Zehn Gebote zu einem einzigen geworden. „Es lautet: Bring dein Geld her!"

Nie zuvor war der päpstliche Verwaltungsapparat so aufgebläht gewesen wie jetzt, nie der Lebensstandard der Kurie so hoch. Nie waren solche Unsummen verschlungen – und nie so viele Steuern erhoben worden. Das Papsttum verkam zu einer gigantischen Geldbeschaffungsmaschinerie, die sich selbst den Geist austrieb.

Der Widerstand gegen Finanzpolitik und Lebensstil der Päpste ließ nicht auf sich warten. Vor allem die asketischen Franziskaner und ihre Gelehrten machten mobil. Christus habe arm gelebt, sagten sie, und deshalb dürften auch jene, die ihm nachfolgten, keinen Reichtum anhäufen.

Manifeste wurden geschrieben, Predigten gehalten – der so genannte „Armutsstreit" entbrannte, und der Papst kam in Bedrängnis. Schließlich erklärte er die Lehre von der völligen Besitzlosigkeit Jesu und der Apostel

Auch wenn Konstanz verkehrsgünstig zwischen Nord und Süd, Ost und West liegt, so ist der Weg für alle Beteiligten doch äußerst beschwerlich. Johannes XXIII. muss über den Arlberg. Wo sein Wagen – ein Zeichen? – umstürzt



Zunächst sieht sich Papst Johannes XXIII. noch von seinen Anhängern umgeben. Und die Gläubigen folgen andächtig, wenn er im Münster von Konstanz die heilige Messe zelebriert

kurzerhand zur Ketzerei, auch wenn er sich damit zahlreiche neue Gegner einhandelte. Nicht nur in den Reihen der Kirche und deren Gelehrten.

Auch das Volk begann zu rebellieren. Päpstliche Steuereintreiber wurden verprügelt; in London köpfte eine aufgebrachte Menge einen Bischof; selbst einfache Bettelmönche wurden tätlich angegriffen, weil sie entgegen ihrem Gelübde als Verführer bekannt waren und mit Pelzen und Gürteln handelten. Der Materialismus und die Sündhaftigkeit der Kirchenfürsten waren bis nach ganz unten durchgesickert – der Ekel davor auch.

Dann fegte zur Mitte des Jahrhunderts die Pest durch Europa, die Strafe für Gier, Weltlichkeit und Luxus, und tat ein übriges dazu, dass sich die Menschen schließlich massenweise Sekten am Rande oder außerhalb der Kirche anschlossen – den Flagellanten, die sich mit Lederpeitschen selbst geißelten, den Teufelsaustreibern, die dem Tanzwahn verfielen, den Fratizellen, radikalen Franziskanern, die in härtester Askese lebten.

Manche Gelehrte begannen, auch allerlei grundsätzliche Privilegien der Päpste und der Kirche anzuzweifeln: das Recht auf die Kaiserkrönung; die Einflussnahme auf weltliche Regierungen. Forderungen wurden laut, die Kirche solle der weltlichen Macht untertan sein. Die Nationalstaaten, die sich gerade bildeten, müssten Souveränität erhalten.

Der radikalste aller abtrünnigen Gelehrten, der junge Oxforder Theologe und Prediger John Wyclif, behauptete sogar, das Papsttum sei überhaupt überflüssig, die Kirche brauche kein sichtbares Oberhaupt, die Geistlichkeit solle von den weltlichen Regierungen ausgeschlossen und aller weltliche Besitz der Kirche enteignet werden.

Im fettleibigen, überfressenen Avignon nahm man jedoch nicht wahr, dass es Zeit wurde, die Kirche zu reformieren. Zumal auch die politische Lage unübersichtlich genug war: Seit 1337 herrschte Krieg zwischen England und Frankreich (später sollte man ihn den Hundertjährigen nennen) – ein Konflikt, in dem sich das Papsttum auf die Seite Frankreichs stellte und damit den englischen Antikurialismus weiter anheizte.

Es kam zu Auseinandersetzungen zwischen der Kurie und dem deutschen König Ludwig IV., dem Bayern, der es schließlich wagte, sich statt vom Papst von einem Laien in Rom zum Kaiser krönen zu lassen. Vor allem aber gab es ständige Kämpfe um den Kirchenstaat in Italien, der immerhin die weltliche Basis des Papsttums bildete.

Ihn militärisch unter Kontrolle zu halten, war, trotz starker päpstlicher Truppen, von Avignon aus unmöglich. Italien lag im Chaos, jeder kämpfte gegen jeden – und das Papsttum gegen alle. Mit Verwüstungen, mit Massakern, mit Terror, mit Plünderungen. Selbst Anhängern des Papsttums in Italien waren die Avignoneser verhasst.

Da trat Urban V., seit 1362 Papst in Avignon, die Flucht nach vorn an. Um den letzten Rest seiner Autorität zu retten, nahm er 1367 wieder Residenz in Rom. Allerdings nur für kurze Zeit. Denn die Hauptstadt der Welt war inzwischen völlig heruntergekommen, die Aufstände in den Gebieten des Kirchenstaates nahmen kein Ende, der größte Teil der Kurie war ohnehin in Avignon geblieben. Und so beendete Urban V. seinen Zwischenaufenthalt in Rom schon nach drei Jahren. Die Gemetzel um den Kirchenstaat jedoch gingen weiter.

Den nächsten Versuch, das Papsttum zurück nach Rom zu bringen, unternahm 1376 Urbans Nachfolger Gregor XI. Die Kurie und der französische König waren dagegen, die einflussreichste Ordensfrau der Zeit dafür: Denn nur durch die Rückkehr nach Rom könne sich die Kirche läutern – so die Mystikerin Katharina von Siena, von der man sich erzählte, sie erhalte in ihren Meditationen Anweisungen direkt von Gott.

Dass die Krise des Papsttums damit erst ihren Höhepunkt erreichen sollte, konnte Katharina nicht ahnen.

Denn schon ein gutes Jahr nach seiner Ankunft in Rom starb Gregor XI. Immerhin wurde dadurch das nächste Konklave wieder in der Heili-

Johannes XXIII. bemüht sich, einen guten Eindruck auf die Teilnehmer des Konzils zu machen. Er folgt ausgeklügelten Benimm-Regeln seiner Berater, mäßigt seine Worte, ist freundlich zu Gästen – und er wirft geweihte Kerzen in die Menge

Bald kursieren wüste Gerüchte über Johannes XXIII. Von Ausschweifungen ist die Rede. Und von schlimmsten Verbrechen

gen Stadt abgehalten. Und natürlich forderten die Bürger Roms endlich wieder einen Italiener auf dem Stuhl Petri.

Das Kardinalskollegium war jedoch längst von Franzosen dominiert, und die wollten, so ging das Gerücht, einen Landsmann wählen, der seinen Sitz wieder in Avignon nehmen würde.

Die Stimmung in Rom war entsprechend aufgeheizt. Schon vor Beginn des Konklaves im April 1378 ließen die französischen Kardinäle all ihren Besitz in die Engelsburg schaffen, einer legte ein Kettenhemd an, ein anderer machte sein Testament. Unter massivem militärischen Schutz zogen sie durch die aufgebrachte Menge in den Vatikan, Todesangst in den Gesichtern.

Um dem Mob zu entkommen, griffen die Kardinäle schließlich zu einer List: Sie setzten, als Ablenkungsmanöver fürs wütende Volk, einen alten römischen Kollegen mit Mitra und Vespermantel auf den Thron und flüchteten unterdessen aus der Stadt.

Am nächsten Tag gaben sie die Wahl eines anderen bekannt, auf den sie sich zuvor schon geeinigt hatten: Papst wurde der Erzbischof von Bari, jetzt Urban VI. – ein Kompromisskandidat zwischen Franzosen, Italienern und Spaniern im Kardinalskollegium. Ein Außenseiter von niederer Geburt, ein bescheidener Schwächling, von dem die Franzosen annahmen, sie hätten ihn in der Hand.

Doch Urban VI. machte sich, kaum dass er im Amt war, selbstständig. Beschimpfte Kardinäle. Verbot ihnen, Geschenke anzunehmen. Geißelte den Ämterkauf, die Völlerei, das Lotterleben. Kurz: Urban VI., da waren sich die beleidigten Kardinäle sicher, war im Amt sofort verrückt geworden. Und schließlich weigerte sich dieser Verrückte sogar, nach Avignon zurückzukehren.

Wie konnten die Kardinäle ihren Missgriff rückgängig machen? Den Papst wegen Unfähigkeit des Amtes zu entheben war nicht möglich. Blieb nur, militärische Unterstützung zusammenzuziehen und dann die Wahl für ungültig zu erklären. Sie sei, so erklärte das Kardinalskollegium, nur unter „Todesfurcht" zustande gekommen; in Wirklichkeit sei der Stuhl Petri zur Zeit unbesetzt.

Indessen stellten sich die patriotischen Römer und ihre Truppen hinter den Italiener Urban VI. – während die abtrünnigen Kardinäle politisch vom König von Frankreich und militärisch von bretonischen Söldnern unterstützt wurden. Am 20. September 1378 wählte das Kardinalskollegium in Fondi im Königreich Neapel einen neuen Papst aus seiner Mitte: Clemens VII., einen Verwandten des französischen Königs.

DAMIT GAB ES NUN zwei Heilige Väter. Urban VI. in Rom und Clemens VII., der nach Avignon zurückkehren sollte. Das Große Abendländische Schisma hatte begonnen.

Der Name von Clemens VII. vor seiner Wahl war Robert von Genf gewesen, genannt der „Schlächter von Cesena": Als päpstlicher Legat in Italien hatte Robert 1375 im Kampf um den Kirchenstaat eine Niederlage einstecken müssen. Im Zorn hatte er daraufhin im ostitalienischen Cesena ein Blutbad angerichtet, hatte Frauen vergewaltigen, Kinder gefangen nehmen, Männer schlachten, die Stadt verwüsten lassen. Zwischen 2500 und 5000 Tote in drei Tagen.

Jetzt, knapp zwei Jahre nach dem Massaker, war der allseits gefürchtete Kriegsherr zum Stellvertreter Christi auf Erden gewählt worden, zuständig für Heiligkeit und Erhabenheit in der Welt. In der gesamten Kirchengeschichte hatte sich der Zynismus der Hierarchen noch nie so nackt gezeigt.

Aber es ging jetzt ohnehin nur noch um die Macht. Nachdem Clemens VII. sich hatte inthronisieren lassen, dachte Urban VI. gar nicht daran zurückzutreten. Beide Päpste beharrten darauf, der einzige Stellvertreter Christi zu sein; und wer der Rechtmäßige von beiden war, sollte für immer umstritten bleiben. Jetzt galt das Recht des Stärkeren – politisch und militärisch.

Der erste militärische Erfolg ging an Urban VI. Unmittelbar nach der Wahl Clemens VII., der in diesem Moment noch in Italien war, heuerte Urban sowohl ein völlig neues Kardinalskollegium als auch eine Söldnertruppe an und schlug, angefeuert durch Katharina von Siena, den französischen „Antichristen" samt dessen Kardinälen und Soldaten in die Flucht.

Dann wurden die politischen Gräben gezogen. Je nach ohnehin schon bestehenden Bündnissen oder Feindschaften schlugen sich die Staaten Europas auf die eine oder andere Seite.

Deutschland sowie dessen nördliche und östliche Nachbarn und die meisten italienischen Mächte hielten sich an den römischen Papst. Frankreich unterstützte natürlich den Avignoneser. Frankreichs Todfeind England und dessen Bündnispartner Portugal standen dementsprechend auf der Seite des Römers. Schottland wiederum reihte sich auf der Gegenseite bei den Avignonesern ein – genau wie Kastilien, das schon lange Konkurrent Portugals war.

Jetzt, da es zwei Statthalter Gottes gab, war der Gehorsam gegenüber dem Papst – welchem auch immer – keine Frage der Metaphysik und des Glaubens an die einzige Wahrheit mehr, sondern nur noch: politisches Kalkül. Und auch von päpstlicher Oberhoheit konnte keine Rede mehr sein – beide Päpste waren vollständig von ihren weltlichen Unterstützern abhängig.

Bald erfasste die Spaltung der Kirche die ganze Gesellschaft. Zwar hatte etwa der französische König ein Verbot erlassen, wonach niemand, weder Geistlicher noch Laie, dem römischen Urban VI. gehorchen dürfe. Aber er hatte damit keinen großen Erfolg.

Nach dramatischen Tagen reißt das Konzil die Macht an sich – und entledigt sich aller drei Päpste

Nicht nur in Frankreich standen sich die jeweiligen Anhänger und Gegner der beiden Päpste nun gegenüber. Voller Hass bekämpften sich im Abendland Bischöfe und Gegenbischöfe, Äbte und Gegenäbte. Der Riss ging durch viele große Orden; selbst die Heiligen wurden aufgeteilt.

Universitäten, wie die von Paris, erlebten den Niedergang, weil Doctores nach Rom flohen, um sich Urban VI. anzuschließen; es wurden die Provinzen erfasst, die Städte, die Familien. Und auch die einzelnen Seelen.

Denn beide Päpste hatten einander sowie die Anhänger des jeweils anderen exkommuniziert – und niemand konnte sagen, ob empfangene Weihen und Sakramente noch gültig waren, oder ob vielmehr die Verdammung auch für ihn ganz persönlich galt und er damit vielleicht für immer verloren war.

Den Menschen war gepredigt worden, sie brauchten die Vermittlung der Kirche und des Papstes, um der Erlösung teilhaftig werden zu können. Aber welchen Papstes? Wer konnte noch für sie vermitteln? Wer konnte sie noch retten? Im gesamten Abendland wusste niemand Antwort.

Nachdem das Konzil Johannes XXIII. abgesetzt und Gregor XII. zum Rücktritt gezwungen hat, wird über den dritten Papst der Bannfluch verhängt. Da Benedikt XIII. dem Konzil fernbleibt, stellt dieses Bild die Strafe nur symbolisch dar

DOCH. EINER. In England. John Wyclif, der aufrührerische Prediger aus Oxford, kannte einen neuen, einen radikalen Weg zu Gott. Den der Bibel. Ihr braucht keine Vermittler, rief er in polemischen Predigten den Gläubigen zu, ihr braucht keinen Papst und kein verkommenes Priestertum, keinen Heiligenkult, keine Sakramente, keine Beichten, keine Ablässe und auch keine Verwandlung von Brot und Wein – denn die ist reine Illusion und findet deshalb nicht statt.

Stattdessen sollten die Menschen nach den Regeln des armen und demütigen Christus leben und nur der Bibel folgen – Wyclifs Anhänger hatten sie erstmals aus dem Lateinischen in eine Volkssprache, ins Englische, übersetzt, damit ein jeder sie selbst lesen könne. „Denn jeder Mensch, der verdammt sein soll, soll durch seine eigene Schuld verdammt sein, und jeder Mensch, der gerettet sein soll, soll durch sein eigenes Verdienst gerettet sein."

So brachte das Chaos des Schismas in den 1380er Jahren einen ganz neuen Gedanken hervor, der erst knapp 200 Jahre später, in der Frühaufklärung, richtig ausgeformt werden sollte: den der Selbstverantwortlichkeit des modernen Individuums.

Natürlich waren Wyclifs volkstümliche Thesen unerhört, natürlich wurden sie von Theologen als ketzerisch erkannt – dennoch griffen sie über nach Böhmen, dessen Gelehrte enge Kontakte zu England unterhielten.

Dort, an der Universität Prag, sollte zwei Jahrzehnte später der Magister Jan Hus zum Wortführer einer nationalistisch-religiösen Erneuerungsbewegung und zu einem vehementen Verteidiger des inzwischen verstorbenen englischen Predigers werden.

Dabei war Hus zwar ein Heißsporn, jedoch in seinen Lehren längst nicht so radikal wie Wyclif. Aber auch Hus predigte den kleinen Leuten in ihrer Muttersprache, wetterte gegen die Verweltlichung des Papsttums, gegen die Habsucht und die Unsittlichkeit der Kleriker, gegen Ämterkauf und Ablasshandel.

Hus provozierte größte Konflikte mit den kirchlichen Institutionen, ja sogar seine Verbannung aus Prag samt nachfolgenden Unruhen in der Bevölkerung, die schon zu großen Teilen auf der Seite des Reformers stand. Das brachte ihm schließlich eine Vorladung zum Konstanzer Konzil ein. Aus rein kirchenpolitischen Gründen. Und damit wieder Ruhe herrsche in Böhmen.

Das Gebaren der Päpste jedoch, das Hus angeprangert hatte, verteidigte schon längst niemand mehr.

Nicht ihre Gier. Nicht ihre Gewalttätigkeit. Dem wohl tatsächlich wahnsinnig gewordenen römischen Papst Urban VI. gab man nun den Beinamen „der Schreckli-

Auch der Prager Magister Jan Hus, der gefürchtetste Kirchenkritiker jener Tage, kommt nach Konstanz. Obwohl ihm König Sigismund freies Geleit zugesagt hat, wird Hus verhaftet und 1415 verbrannt

che", und er war nicht weniger verhasst als sein Konkurrent in Avignon, der vormalige „Schlächter von Cesena". Sowohl diese beiden Päpste als auch ihre jeweiligen Nachfolger riefen – im strikten Willen, den Rivalen zu vernichten – ihre Gefolgsleute wiederholt zu Kreuzzügen gegeneinander auf. Das war selbst den an Krieg gewöhnten Menschen des späten Mittelalters zu viel.

Die Gier der Päpste wurde in den Jahren nach Beginn des Schismas noch schlimmer als zuvor. Ihre Einkünfte hatten sich durch die Spaltung jeweils halbiert – deshalb nahmen sie nun das Geld, woher sie es bekommen konnten. Die Preise für geistliche Handlungen wurden immer weiter erhöht. Ebenso die für Ämter und für Ablässe. Am Prunk durfte nicht gespart werden. Im Gegenteil. Das Bedürfnis nach Extravaganz wuchs – ein klassisches Phänomen der Dekadenz –, je schwächer die Päpste wurden. Und ihre Autorität hatte längst den absoluten Tiefpunkt erreicht.

Für das gesamte Abendland war der Zustand unhaltbar geworden. Es gab kaum jemanden, der ihn nicht beenden wollte – zumal mit der Wahl von Nachfolgern der beiden Päpste das Schisma dauerhaft geworden war.

IN BETRACHT kamen folgende Lösungsmöglichkeiten: gewaltsame Absetzung eines der beiden Päpste. Oder: freiwilliger Verzicht auf das Papstamt. Oder: Entzug der Gefolgschaft. Oder: Übereinkunft der Parteien. Oder: Beendigung des Schismas durch ein Konzil. Manche Theologen und Kirchenrechtler empfahlen gar einen Losentscheid.

Außer dem Losverfahren wurden alle verschiedenen Möglichkeiten durchprobiert. Ohne Erfolg.

Der französische König Karl VI. war für Gewalt. Zunächst gegen den römischen Papst. Nach Rom marschieren und ihn absetzen. Warum nicht? Die Kisten der Avignoneser Kurie waren schon gepackt für den Umzug. Dann kamen Karl allerdings wichtige Friedensverhandlungen mit England dazwischen – da war keine Zeit für einen Überfall auf den Papst.

Die Theologen der Pariser Universität wiederum schlugen vor, nicht dem römischen, sondern dem Avignoneser Papst, inzwischen Benedikt XIII., die Gefolgschaft zu kündigen und ihn damit zur Aufgabe seines Amtes zu zwingen. Allein: Der lehnte entschieden ab.

Da half es auch nicht, dass 18 seiner Kardinäle sich von ihm lossagten, und König Karl VI., der inzwischen die Seiten gewechselt hatte, 1398 den Papstsitz zu Avignon mit Kanonen beschießen ließ. Benedikt XIII. blieb, wo er war. Fünf Jahre eingeschlossen in seinem Palast. Und als er 1403 endlich entkam, hatten es sich König und abtrünnige Kardinäle ohnehin wieder anders überlegt und hielten erneut zu ihm – die politische Interessenlage hatte sich geändert.

Jetzt sollten es die Parteien mit Einigung versuchen. Zweimal wollte Benedikt XIII. aus Avignon sich mit Gregor XII. aus Rom treffen. Vergeblich. Vor allem Gregor XII. wollte keine Einigung.

Dann rief man zu Konzilien auf – Kirchenversammlungen, welche die Gesamtheit der Gläubigen repräsentieren soll-

Drei Jahre tagt das Konzil schon. Im November 1417 ist es endlich so weit: Ein neuer Papst wird gewählt

ten. Traditionsgemäß, so fanden die Päpste, hatten sie das Einberufungsrecht. So lud jeder seine eigene Gesamtheit der Gläubigen ein – Gregor XII. ins venezianische Cividale, Benedikt XIII. ins aragonesische Perpignan. Beide Konzile aber blieben schlecht besuchte Privatveranstaltungen zur Untermauerung der jeweiligen Ansprüche.

Es gab jedoch inzwischen sehr viele Kleriker, die ganz andere Vorstellungen von der Funktion von Konzilien hegten. Diese sollten nämlich die letzte Instanz der Kirche sein, das höchste Gremium – dem selbst der Papst unterworfen sein sollte. Eine wahrhaft revolutionäre Idee, ein kühner Schritt weg vom päpstlichen Absolutismus hin zur Demokratie.

Noch war dieser so genannte „Konziliarismus" umstritten und nicht offiziell anerkannt – aber er erfasste nun selbst die Kurien der beiden Päpste. Die taten sich zusammen und beriefen 1408 fast gleichzeitig mit den anderen beiden Kirchenversammlungen ihrerseits ein Konzil ein – nach Pisa.

Und siehe: Am 5. Juni 1409 setzte dieses Konzil Benedikt XIII. und Gregor XII. ab, exkommunizierte beide als Schismatiker, Häretiker und Eidbrecher und wählte Alexander V. zum Nachfolger.

Damit gab es nun: drei Päpste. Denn die spanischen Reiche erkannten Alexander V. nicht an, und damit auch nicht Johannes XXIII., der Alexander nach dessen schnellem Tod nachfolgte.

Gregor XII. wurde weiterhin von Deutschland unterstützt.

Und da blieb auch der Avignonese Benedikt XIII. einfach im Amt.

100 Jahre Verwirrung, fast 40 Jahre Schisma und drei Päpste: Dies ist die Lage zu Beginn des Konzils von Konstanz im Herbst 1414.

NACH UND NACH treffen die Konzilsteilnehmer ein. Wieder und wieder bitten sie um den Beistand des Heiligen Geistes, ermuntern sich zu freier Rede und zweckdienlichem Handeln, fordern sich gegenseitig auf zu Gebet, Almosengeben und Fasten (was sie nicht daran hindert, großzügige Gelage abzuhalten).

Dann beschließen sie, sich an die Arbeit zu machen. Um Himmel und Erde neu zu ordnen. Aber womit beginnen?

Am besten mit Jan Hus, dem Außenseiter, dem Randproblem – das ist in derartig verworrenen Situationen am einfachsten. Und Hus, der Hitzkopf, liefert jeden nur denkbaren Vorwand, ihn anzuklagen. Liest Messen trotz Verbotes; plant große Auftritte zur Verteidigung seiner ketzerischen Thesen vor dem Plenum des Konzils; bleibt in Konstanz, obwohl Johannes XXIII. (der das Hus-Problem los sein will) ihm rät, in aller Stille wieder abzureisen.

Also wird Hus Ende November 1414 verhaftet, obwohl ihm ursprünglich freies Geleit zugesichert worden war. Eine Untersuchungskommission für Ketzerangelegenheiten wird gebildet. Zeugen werden verhört und auch der Angeklagte selbst – und dann wird er fürs Erste in Ruhe gelassen, wenn auch nicht in Freiheit. Es gibt, so erkennen viele Konzilsteilnehmer, im Moment wirklich Wichtigeres: den Rücktritt aller drei Päpste.

Erst als der, Monate später, als sicher erscheint, kann sich das Konzil wieder intensiv um ketzerisches Gedankengut kümmern. Dann aber mit allen Konsequenzen. Zuerst wird Wyclif behandelt. Der ist zwar schon lange tot, dennoch werden seine Schriften zum wiederholten Mal geächtet, und es wird beschlossen, seine Gebeine zu exhumieren und zu verbrennen – weiter kann der Wille zur Vernichtung eines Gegners nicht gehen.

Dann wird Hus der Prozess gemacht – gegen den scharfen Protest der anwesenden böhmischen, mährischen und polnischen Adligen, die für ihn Partei ergreifen, und unter hasserfülltem Gebrüll seiner böhmischen Gegner. Immerhin bekommt Hus Gelegenheit, seine Lehren zu widerrufen. Aber welcher Querkopf würde so etwas schon tun? Zumal, wenn er Recht hat.

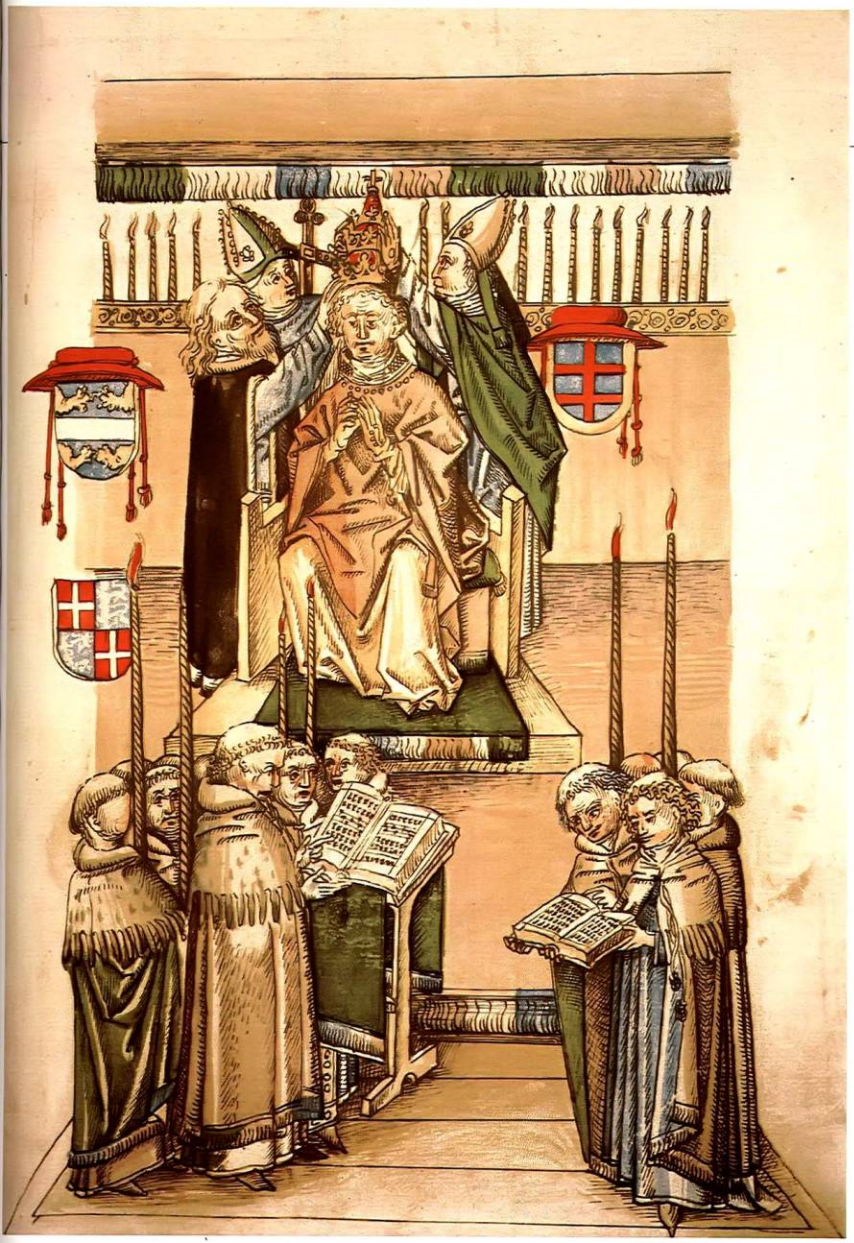
Am 6. Juli 1415 fällt das Urteil. Noch am selben Tag lodert vor den Mauern der Stadt ein Scheiterhaufen. Damit sind die Glaubensfragen auf dem Konstanzer Konzil abgearbeitet (und es ist die Lunte gelegt für die Hussitenkriege). Erst 1965 wird Hus vom Vatikan offiziell rehabilitiert.

Unterdessen ist die Arbeit am Rücktritt der Päpste eine äußerst komplizierte Angelegenheit. Gregor XII. und Benedikt XIII. sind ja gar nicht erst in Konstanz erschienen. Und Johannes XXIII. ist nicht mit vollem Gepränge durchs Stadttor geritten, um wenig später kleinlaut abzudanken. Im Gegenteil. Von diesem Allgemeinen Konzil will er vor allem eines: die Anerkennung als alleiniger Papst der Gesamtkirche.

Und damit Johannes XXIII. – eine zwielichtige Figur wie viele seiner Vorgänger – auf die versammelte Weltöffentlichkeit einen guten Eindruck macht, geben ihm seine Wahlkampfberater sogar einen Benimm-Katalog in die Hand: Er solle niemals ohne Amtstracht in der Öffentlichkeit erscheinen, amtliche Auftritte stets ehrfürchtig zelebrieren, seine Ratgeber anhören, freundlich zu Gästen, vorsichtig in seinen Äußerungen sein – und sich nur allgemeiner Redensarten bedienen.

Zunächst sieht sich Johannes XXIII. noch von zahlreichen Unterstützern umgeben. Aber er bedenkt wohl nicht die unberechenbare Dynamik von Großveranstaltungen – all das, was geschehen kann, wenn viele Menschen in unzähligen Gremien und Zirkeln ständig zusammensitzen und nichts anderes tun als zu reden, Gerüchte zu streuen, Koalitionen zu bilden und wieder zu brechen und eine unglaubliche Masse von Papieren, Pamphleten, Abhandlungen, Denkschriften auszutauschen.

Zumal in Konstanz noch vieles andere verhandelt wird:



Ein Glückstag für die Christenheit im Abendland. Nach fast 40 Jahren ist die Spaltung der Kirche, das Große Abendländische Schisma, beendet. Und Oddo Colonna, Kardinal aus einer römischen Adelsfamilie, wird als Papst Martin V. öffentlich gekrönt

Nach der Papstwahl beschäftigt sich das Konzil kaum noch mit den Problemen der Kirche – etwa der Frage, wie moralisch der Klerus lebt. Und Martin V. weiht Priester, die nicht viel anständiger sein werden als die bisherigen

Krieg und Frieden zwischen den Nationen, Universitätspolitik, Städtepolitik. In solchen komplexen Prozessen ändert sich die Stimmung ständig.

Schon wenige Wochen nach Beginn des Konzils schlägt sie um. Gegen Johannes. Nicht nur die Vertretungen der deutschen, französischen und englischen Nationen, die sich durch abstimmungstechnische Tricks die Mehrheit gesichert haben, wollen, dass er zurücktritt. Auch viele Kardinäle wünschen seinen Rückzug – auf dass durch die Wahl eines neuen Papstes die Einheit der Kirche wiederhergestellt werden kann.

Zudem kursieren wüste Gerüchte über Johannes. Ausschweifungen, hemmungslose Genusssucht, Bestechung, Vetternwirtschaft, Geldverschleuderung sind noch die geringsten Vorwürfe. Schließlich ist sogar von der Vergewaltigung von Nonnen die Rede, von Sodomie, und davon, dass der Papst seinen Vorgänger Alexander V. vergiftet habe.

Johannes versucht, das Konzil auszumanövrieren. Mit einem Angebot: Er würde ja abdanken, verkündet er, aber nur, wenn auch Gregor XII. und Benedikt XIII. zurückträten – und damit ist, so nimmt er an, nicht zu rechnen.

Er täuscht sich. Denn Sigismund, der deutsche König und klügste Taktiker des Konzils, hat bereits begonnen, mit den Konkurrenten zu verhandeln, und zumindest Gregor XII. signalisiert seine Bereitschaft zum Rücktritt. Es wird eng für Johannes.

Da macht er sich, in Verkleidung, Ende März auf die Flucht, rheinabwärts nach Schaffhausen. Von dort aus versucht er, das Konzil aufzulösen. Eine dramatische Situation. Ganz Konstanz ist in Panik.

Aber nicht lange. Denn jetzt, da der Papst weg ist, reißt das Konzil unter dem Vorsitz des deutschen Königs die ganze Macht an sich. Am 6. April 1415 wird ein sensationelles Dekret verkündet: „Diese heilige Synode zu Konstanz erklärt, sie repräsentiere die katholische Kirche und habe ihre Vollmacht unmittelbar von Christus." Und jeder Stand, jeder Würdenträger, einschließlich des päpstlichen, sei dem Konzil zum Gehorsam verpflichtet.

Damit ist amtlich, was in Pisa schon unter der Hand praktiziert wurde: Das Konzil steht über dem Papst, der Gedanke der Demokratie und des kirchlichen Parlamentarismus hat gesiegt (zumindest für eine kurze Zeit; denn nach und nach setzt sich erneut die alte Hierarchie durch – seit 1516 sind Konzilien auch offiziell wieder weitgehend dem Papst untergeordnet).

Jetzt nutzt die Gesamtheit der Gläubigen ihre neu gewonnene Macht, um zu handeln. Sigismund lässt Johannes XXIII. in Breisach verhaften und in Radolfzell einkerkern. Unterdessen beginnt in Konstanz ein Schauprozess gegen Johannes: 70 Anklagepunkte inklusive der kursierenden Gerüchte über Mord, Sodomie und Vergewaltigung werden verhandelt. Zum Schluss, Ende Mai 1415, steht Johannes XXIII. als einer der „absoluten Bösewichte" der Renaissance da, wie später ein Historiker schreibt – und ohne sein Papstamt.

Das Konzil setzt ihn ab; selbst sein Bullenstempel und sein Siegelring werden sofort von einem Goldschmied zerbrochen, damit Johannes nicht, wie alle bisher abgesetzten Päpste, auf die Idee kommt, dennoch im Amt zu bleiben. Und über 500 Jahre später wird er sogar aus der historischen Erinnerung gelöscht. Als Angelo Giuseppe Roncalli 1958 zum Papst gewählt wird, nimmt er ebenfalls den Namen Johannes XXIII. an. Als hätte es den ersten nicht gegeben – weder ihn, noch alle anderen nicht-römischen Päpste aus der Zeit des Schismas.

Nach der Absetzung von Johannes XXIII. gibt es für zwei Jahre überhaupt keinen Papst mehr. Jedenfalls keinen offiziellen. Denn noch bleiben die Probleme mit Gregor XII. und Benedikt XIII.

Ersteres erledigt sich schnell: Der römische Papst verzichtet.

Aber mit Benedikt XIII. ziehen sich die Verhandlungen hin – und noch immer wird er von den Spaniern unterstützt.

Die Einheit ist wiederhergestellt, und die Gegner sind vernichtet. Wird sich die Kirche jetzt läutern?

Erst durch ausgedehnte Reisediplomatie kann Sigismund die Staaten der Iberischen Halbinsel zum Entzug der Gefolgschaft für Benedikt XIII. und zur verspäteten Teilnahme am Konzil in Konstanz überreden.

Inzwischen ist es Juli 1417, das Konzil tagt bereits seit zweieinhalb Jahren. Die Fachleute haben begonnen, das kirchliche Jurisdiktions- und Verwaltungssystem wieder zu zentralisieren, und das Plenum hat einige kleinere Reformen hinsichtlich Finanzgebaren und Benehmen von Klerikern beschlossen – Schönheitsreparaturen am Erscheinungsbild des Systems, das jetzt, da Jan Hus vernichtet ist, endlich von niemandem mehr infrage gestellt wird.

Und dieses System braucht, Konziliarismus hin oder her, vor allem wieder einen starken Papst. Der jetzt gewählt werden soll.

Denn in diesem Juli wird auch Benedikt XIII., der letzte der unseligen Trias, nach einem langen Schauprozess in Abwesenheit abgesetzt – auch wenn er das Urteil nie akzeptiert und bis zu seinem Tod als eine Art Privatpapst mit winziger Gefolgschaft in einer Burg in Katalonien sitzen bleibt.

Im Herbst 1417 wird in Konstanz das Konklave angesetzt, die Wahl eines Papstes. Die verschiedenen Parteien haben sich darauf geeinigt, dass ausnahmsweise Nationen und Kardinäle gemeinsam abstimmen sollen. Unten in dem Geschäfts- und Handelshaus am See.

Aufregung in der Stadt schon Tage vorher. Das Handelshaus ist weiträumig abgesperrt. Selbst Schiffe dürfen nicht in Pfeilschussweite kommen. Wieder Hochämter und Prozessionen. Und merkwürdige himmlische Zeichen: In der Nacht vor Beginn des Konklave, so will ein Chronist beobachtet haben, setzen sich Raben und Krähen auf das Dach des Kaufhauses – aber als am Nachmittag des 8. November die Wähler feierlich den Ort des Konklave betreten, sind die Todesvögel plötzlich weg.

Vier Tage lang ziehen Prozessionen um das Kaufhaus. Und dann, am Tag des heiligen Martin, als nach dem Bericht eines Chronisten gerade 200 unschuldige Kinder ihren engelsgleichen Gesang ertönen lassen, erhört der Himmel die Gebete, die Gesänge, das Flehen.

Unvermittelt verzieht sich der Nebel, eine riesige Schar von fröhlichen Meisen, Zeisigen und Buchfinken fliegt herbei, um sich auf das Kaufhausdach zu setzen, und die Menschen sinken voller Rührung auf die Knie. Die Entscheidung ist gefallen: Habemus papam. Es ist Oddo Colonna, Kardinal aus einer römischen Adelsfamilie, genannt Martin V. – nach dem Heiligen dieses Tages.

Das wichtigste Ziel des Konzils ist erreicht. Jetzt ist das 14. Jahrhundert wirklich zu Ende. Jetzt ist die Stunde des Neuanfangs.

Und die Menschen sind trunken vor Glück in diesen Stunden, da die Erdenscheibe nach all den schrecklichen Jahren für einen Moment wieder rund und unverletzt erscheint, und ein einziger Heiliger Vater und eine einzige Mutter Kirche den Gotteskindern ihren Schutz versprechen.

Vielleicht hält dieses Glücksgefühl eine Weile an. Vielleicht sogar, bis die restlichen bürokratischen Fragen erledigt sind, das Konzil sich auflöst und der Papst am 16. Mai 1418 abreist.

Aber vielleicht ahnen die Menschen schon jetzt, dass Vater und Mutter noch immer nackt sind. Und allenfalls ein gütiger Gott ihnen helfen kann.

Wenn die einige Kirche sich nach dem Neuanfang nun in den kommenden Jahren wieder verhärtet. Wenn sie zur Verfolgerin ohne Gnade wird. Wenn sie jeden Widerspruch tötet. Wenn sie sich jeden Sündenablass teurer bezahlen lässt denn je. Wenn das Luxusleben des Klerus erst richtig beginnt. □

Die Papstwähler verabschieden sich von König Sigismund – am 22. April 1418 ist das Konzil offiziell beendet. Die bis dahin tiefste Krise in der Geschichte der Kirche ist überstanden

Gabriele Riedle, 44, ist vor vielen Jahren aus der katholischen Kirche ausgetreten. Sie ist GEO-Redakteurin.

GOTTES HAUS

Michelangelo, Bramante, Maderno, Bernini: Die größten Künstler ihrer Zeit arbeiten am Petersdom, erschaffen in 120 Jahren ein Monument kirchlicher Macht. Es sind Genies, die in ihrer Besessenheit, ihrem Größenwahn nur noch übertroffen werden von ihren Auftraggebern, den Päpsten, die mit diesem Bau sogar die Spaltung der Christenheit riskieren

Eine Kuppel wie ein Felsen, eine Fassade wie ein Palast: die Frontseite der Kirche Petri

Die Unvollendete: Die Ausschmückung des gewaltigen Innenraumes dauert bis heute an. So wurden die Statuen von Ordensgründern im Langhaus – etwa der heiligen Juliana von Falconieri – erst vom 18. Jahrhundert an erschaffen

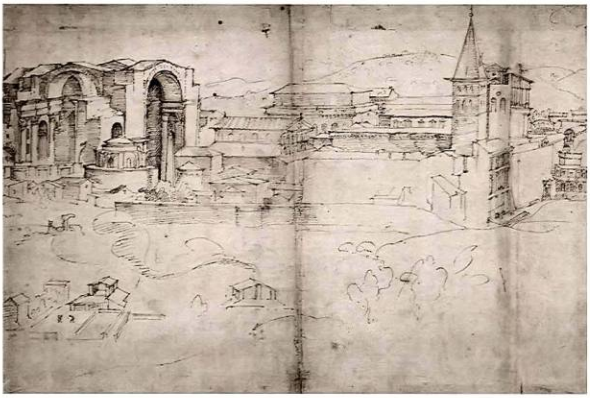
SIXTVS·PP·V·A·MDXC·PONTIF·V·S·PETRI·GLORIAE

Allein das von Maderno ab 1612 erbaute Langhaus zwischen Kuppel und Fassade – über 100 Meter lang und 45 Meter hoch – ist fast so groß wie die gesamte, um 320 an diesem Ort entstandene erste Peterskirche

VON WALTER SALLER;
FOTOS: AURELIO AMENDOLA

Vielleicht hat Maerten van Heemskerck beim Anblick der gewaltigen Ruine in Rom an den eingestürzten Turm von Babel gedacht. Das jedenfalls könnte man glauben, wenn man die Veduten betrachtet, die der niederländische Maler 1532 von dem monströsen Torso am Westufer des Tibers angefertigt hat.

Aus allen Richtungen hat er den zerfallenden Klotz gezeichnet. So, als wäre er geradezu besessen gewesen von dem Durcheinander aus nackten Pfeilern, Schutt und geborstenen Mauern. Besessen von Bildern, die nichts als das Scheitern menschlicher Hybris zu symbolisieren schienen. Denn die Ruine war kein Relikt der Antike, sondern die neue Kirche von St. Peter. Die größte Baustelle Europas, maßlos in ihren Dimensionen und bereits wieder aufgegeben. Ein Trümmerhaufen.



Maerten van Heemskercks Skizze von 1532 zeigt den Bau von Neu-St. Peter (links) neben der Ruine der alten Basilika

Schon 1527, fünf Jahre vor der Ankunft des Holländers, hatten die Arbeiter den gigantischen Kirchenbau verlassen. Sie waren geflohen vor Kaiser Karl V. und dessen Landsknechten, die am 6. Mai 1527 über Rom kamen wie ein Sturm aus Blut und Tod. Fast die gesamte Schweizergarde fiel bei der Verteidigung des Vatikans. Papst Clemens VII. verschanzte sich in der Engelsburg und wurde schließlich von den kaiserlichen Truppen festgenommen.

Monatelang besetzten die Soldaten die Stadt, plünderten und mordeten; apokalyptische Szenen müssen sich abgespielt haben. Von den 90 000 Einwohnern überlebten nur etwa 40 000 die Massaker und die Pest, die mit den Eroberern Einzug gehalten hatte in der Stadt.

Tief hat sich der „Sacco di Roma", die Plünderung Roms, ins kollektive Gedächtnis gegraben. Und aus dieser Perspektive erscheinen die Veduten der Ruine von St. Peter, die Maerten van Heemskerck gezeichnet hat, auch wie Allegorien auf eine traumatisierte Stadt und auf den drastischen Verfall päpstlicher Macht.

Mit seiner Skizze „Blick von Süden auf St. Peter" hat van Heemskerck ein verblüffendes Zeitdokument geschaffen. Man sieht einen Bau, zerrissen wie die römische Kirche selbst. Die Ruine der alten Basilika und Fragmente der neuen stehen sich unversöhnlich gegenüber. Dramatisch spiegelt der Riesentorso den Abgrund zwischen den hochfliegenden Träumen der Kirche und einer bitteren Wirklichkeit. Und angesichts seiner Ausmaße erscheint jeder Gedanke an eine Vollendung absurd.

Doch die Geschichte ist andere Wege gegangen. Am 18. April 1506 wird der Grundstein gelegt, am 18. November 1626 die neue Peterskirche geweiht. Dazwischen liegen die Pontifikate von 20 Päpsten. So gut wie alle großen Künstler und Architekten der Zeit sind beteiligt am Bau: Bramante, Raffael, Michelangelo, della Porta, Maderno, Bernini. Ihre Ideen aber ergänzen sich nicht wie bei einem gotischen Dombau. Die Künstler verstehen sich nicht als Kollektiv, wie im Mittelalter, sondern als Individuen der Neuzeit. Beinahe jeder präsentiert eigene Entwürfe, die denen des Vorgängers widersprechen.

So wird die Peterskirche zum Experimentierfeld für moderne Methoden der Planung und der Berechnung, geprägt von oft radikalen Änderungen – bis hin zum Abriss bereits fertig gestellter Partien. Und die Wiedergabe der gesamten Baugeschichte mit all ihren Verstrickungen und Akteuren würde ein ganzes Buch füllen, umfänglich und ausschweifend wie ein historischer Roman.

Aber nicht allein die Architekten sind verantwortlich für den verwickelten Entstehungsprozess. Denn auf der Baustelle wird nicht nur eine neue Kirche aufgeführt, sondern auch ein Drama gegeben – mit Päpsten, Fürsten und Künstlern, die vor einem komplexen Hintergrund aus Politik, Religion und persönlichen Ambitionen handeln.

Diese Kulisse verändert sich im Laufe eines Jahrhunderts, und mit ihr wandeln sich die Ziele, die mit der neuen Kirche verbunden sind. Auch deshalb wird sie zu einem Bau beständiger Metamorphosen. Und das eigentliche Wunder ist, dass Neu-St. Peter – die damals größte Kirche der Christenheit – je vollendet wird.

GIULIANO DELLA ROVERE wird am 26. November 1503 unter dem Namen Julius II. Papst. Ein machtbewusster Mann, jähzornig und egozentrisch, seit seiner Zeit als Kardinal Vater dreier Töchter und das Muster eines Renaissancefürsten.

Julius II. ist aber auch ein Schöngeist – Förderer von Künstlern wie dem Maler und Bildhauer Michelangelo Buonarroti. Der soll dem Papst für die sagenhafte Summe von 10 000 Dukaten ein riesiges Grabmal errichten – und vermutlich bringt er Julius II. bei den Planungen zum Grabmal auf die Idee, die alte Peterskirche anzutasten.

23 Päpste haben in St. Peter ihre letzte Ruhe gefunden – auch Benedikt XIV., dessen 1769 von Pietro Bracci vollendetes Grab im Licht der Kuppelfenster erstrahlt

Die Basilika, 118 Meter lang und 64 Meter breit, hat Kaiser Konstantin um das Jahr 320 über jener Stelle errichten lassen, an der das Grab des Apostels vermutet wird (siehe Kasten Seite 99). Der riesige Bau müsste dringend renoviert werden. Zudem fehlt in dem mit Grabmalen und Reliquienschreinen vollgestellten Gotteshaus der Platz, um die Messe nach der feierlichen Liturgie zu zelebrieren.

Julius ist begeistert von der Vorstellung, sein Grabmal in einer Erweiterung der berühmten Kirche zu errichten. Im April 1505 begibt sich Michelangelo nach Carrara, um die Brechung des Marmors für das Grabmal zu überwachen. Acht Monate bleibt er fort. Ein Fehler – denn diese Zeit nutzt der kaum weniger berühmte Baumeister Bramante, um Michelangelo auszuspielen.

Er ist von Julius angestellt worden, den architektonischen Entwurf für die Erweiterung der alten Peterskirche vorzulegen. Aber in Bramante brennt das Feuer eines Besessenen. Er will keine Erweiterung – er will einen Neubau.

Mit einer Flut von Skizzen gelingt es Bramante, den Papst zu überreden. Denn Julius II. sieht im Heiligen Stuhl eine Art Herrscherthron. Und ein Herrscher braucht einen triumphalen Rahmen. Den soll Neu-St. Peter bilden.

Viele der Zeichnungen, die Bramante und seine Mitarbeiter nun entwerfen, wirken wie gedankliche Expeditionen auf der Suche nach dem absoluten Bau. Und aus ihren Strichen, Bögen, Kreisen gehen ganze Wälder von Pfeilern, Säulen und Kuppeln hervor.

Am ungewöhnlichsten ist jene Skizze, mit der Bramante das Grundrissmodell auf Karopapier festgehalten hat. Wie auf einem Palimpsest zeichnet der Architekt seine Ideen in mehreren Schichten übereinander – und auf dieser Skizze hat er anstelle des alten Gotteshauses eine neue, dreischiffige Kirche mit einer großen Kuppel eingezeichnet. Was aber soll aus Alt-St. Peter werden?

Am 18. April 1506 wird der Grundstein für den Neubau gelegt – außerhalb der alten Basilika. Julius II. wird zur mehr als sechs Meter tiefen Fundamentgrube getragen. Später einmal wird aus ihr der Pfeiler der heiligen Veronika aufragen, eine der vier gigantischen Stützen, auf denen heute die Kuppel ruht.

Die Zeremonie ist kurz. Der Grundstein aus Marmor und ein Tonkrug, angefüllt mit elf Baumünzen von der Größe einer Hostie, werden in der Grube versenkt und mit Ziegeln eingemauert. Dann besprengt Julius II. das Loch mit Weihwasser und betet. Die zwölfte Münze hat der dem Papst assistierende Bischof einfach an sich genommen. Ihre Prägung zeigt eine gewaltige Kuppel, inmitten von Türmen und Halbkuppeln.

Michelangelo fehlt bei der Feier. Mehrmals hat er sich im Frühjahr 1506 zum Papst begeben, um versprochene Raten seines Honorars für das geplante Grabmal einzufordern. Doch stets wurde er abgewiesen. So barsch, dass er nun fürchtet, man trachte ihm nach dem Leben.

Am 17. April ist er nach Florenz geflohen – überzeugt, Bramante habe sein Projekt hintertrieben. Wahrscheinlich aber hat Julius einfach nur festgestellt, dass allein mit der Begleichung von Michelangelos Rechnung sein Baubudget für das erste Jahr schon fast erschöpft wäre.

Bald verwandelt sich der Vatikanische Hügel in ein Heerlager aus Lastkarren, Seilwinden, Gerüsten, Holzbalken, Kalkgruben, Steinhaufen und Schmiedefeuern. Die Schläge der Steinklopfer füllen die Luft. Die Tätigkeiten setzen im Frühjahr 1506 mit 250 Arbeitern ein. Das geht aus den ersten Auszahlungsbelegen an vier Baumeister von Bramante hervor, die von Ende April jenes Jahres stammen.

Verzeichnet sind sie im „Liber Mandatorum", dem Rechnungsbuch für St. Peter aus der Zeit von Julius. 260 Posten sind darin aufgelistet – Anweisungen an Bankhäuser, Rechnungsbelege für Maurer, Steinmetze, Marmorgräber, Schmiede. Und Lieferbestätigungen für Sand, Ziegel, Kalk, Holz.

Wie drückend die Finanzlast des Vatikans ist, verrät die Ablassbulle, die Julius II. zur Baufinanzierung erlässt.

Die Bulle wird am 12. Februar 1507 veröffentlicht. Zunächst für ein Jahr gültig, wird sie mehrmals verlängert. Sie gewährt all jenen einen vollständigen Sündenablass, die für den Neubau spenden. Solche Ablassbullen werden seit dem späten Mittelalter angefertigt. Doch nie zuvor ist ein solches Heer an Predigern durch Europa gezogen, um für eine einzige Kirche zu sammeln (siehe Seite 100).

Von 1506 an arbeitet Bramante, der „architectus sanctissimi domini nostri", der „Architekt unseres hochheiligen Herrn", an den vier Pfeilern der Kuppel und an einem Chor. Die angedeutete Riesenkuppel lässt einen *Zentralbau* vermuten – also eine streng symmetrisch angelegte Kirche. Der ausgedehnte Chor jedoch ist nur mit einem *Langbau* vereinbar. So spricht vieles dafür, dass Bramante an eine Kombination aus beiden denkt. Die Folgen für Alt-St. Peter sind in jedem Fall verheerend.

Vor allem die monströsen Dimensionen der Kuppelpfeiler lassen Alt-St. Peter auf lächerliche Relationen schrumpfen: Jeder der vier Türme ist 50 Meter hoch; gemeinsam ergeben sie ein Quadrat mit 40 Meter Seitenlänge. Im Verhältnis zu der Kuppel, die von diesen Pfeilern einmal getragen werden soll, wirkt der spätantike Restbau nebenan wie angeklebt.

Deshalb werden Bramantes Nachfolger, was immer sie auch planen mögen, Alt-St. Peter auf jeden Fall abreißen müssen – um einen Neubau zu schaffen, der mit der gewaltigen Kuppel harmoniert. Bramante plant in gewisser Weise nicht von unten nach oben – vom Fundament zum Dach –, sondern umgekehrt, von oben nach unten: Er baut an einer Kuppel, unter der das neue Kirchenschiff, wie immer es aussehen mag, auf jeden Fall gewaltig sein muss.

Die zwei westlichen Pfeiler des Neubaus stehen noch außerhalb von Alt-St. Peter. Die Fundamente der beiden östlichen indes liegen *in* der antiken Kirche. Mittendrin!

Seit ihrer Grundsteinlegung im Frühjahr 1507 bezeugen sie den Anfang vom Ende der alten Basilika, der sich bereits gut ein halbes Jahr vorher angekündigt hat: Da wurde die Decke im Bereich der künftigen Kuppel aufgerissen und abgetragen. Nun klafft ein riesiges Loch über dem Hochaltar mit dem Papstthron. Die Messen müssen in der aufgegrabenen, teils dachlosen Kirche voller Schutt und Dreck und Baugerümpel gefeiert werden. Immer wieder löschen Windböen oder Regengüsse die

Eine vergoldete Kassettendecke überspannt das 25 Meter breite Mittelschiff. Die prachtvolle Ausschmückung des Innenraumes geht auf einen Gesamtplan Berninis zurück

Kerzen. Pfützen bedecken den Boden. Die alte Basilika ist fast völlig zerstört.

AM 21. FEBRUAR 1513 stirbt Julius II., gut ein Jahr darauf auch Bramante. 80 000 Dukaten hat der Bau bereits verschlungen. Für diese Summe hätte man ein Dutzend gewöhnliche Kirchen bauen können – und Bramante hat bisher kaum mehr als die vier gewaltigen, mit Bögen verbundenen Pfeiler errichten lassen, die einmal die Kuppel tragen sollen: zwei riesige Stelzen außerhalb, zwei innerhalb der schwer verwüsteten antiken Basilika. Es wäre viel zu aufwendig, das alte Gotteshaus wieder herzurichten und die Pfeiler abzureißen. Soll die Christenheit nicht mitten in ihrem Herzen eine Bauruine stehen haben, muss Neu-St. Peter um jeden Preis vollendet werden.

Doch von 1520 an bis 1547 wächst der Bau, unterbrochen durch Jahre des Stillstands nach dem Sacco di Roma, nur noch in die Breite. Vor allem aber: planlos und in alle Richtungen. Jeder neue Papst und jeder neue Baumeister scheint eine andere Kirche im Sinn zu haben.

Am 1. Januar 1547 wird Michelangelo endlich als „architectus" bestätigt. Er ist inzwischen 71. Zeitgenossen beschreiben ihn als zynisch und verbittert. Notizen aus seiner Hand scheinen das zu bestätigen. Über sein Lebensgefühl vermerkt er: „Meine Freude ist die Melancholie, meine Ruhe sind die Qualen. Die Liebesflamme ist erloschen, die Seele ist kahl."

Und doch ist es Michelangelo, der die Wende am Neubau von St. Peter einleitet. Mehr als 17 Jahre und unter sechs Päpsten wird er an der Kirche arbeiten. Und vor allem ihm ist es zu verdanken, dass sie je fertig wird. Aber was findet Michelangelo vor auf dem Vatikanischen Hügel, als er sein Amt antritt?

Einen Irrgarten aus Bruchstücken, in dem viel begonnen und wenig fertig gestellt wurde. Gerüste lehnen an Mauern, von denen man kaum zu sagen weiß, ob sie zu alten oder zu neuen Ruinen gehören. Und in der Mitte des Labyrinths stechen die 50 Meter hohen Pfeilertürme mit ihren Bögen in den Himmel, umgeben von Steinmassen, die seltsam kraftlos wirken und wie aufgequollen.

Michelangelo plant einen stark verkleinerten Zentralbau, gekrönt von der Kuppel auf Bramantes Pfeilern. Davon lässt er ein Grobmodell bauen. Dann, und mit dem Mut eines alten Mannes, der nichts mehr zu verlieren hat, will er sich freie Hand verschaffen. Er tritt vor den Kardinal, der die päpstliche Baukommission leitet. „Ich will nicht dazu verpflichtet sein", sagt er, „Eurer Heiligkeit oder irgend jemand anderem mitzuteilen, was ich tun muss oder zu tun gedenke."

Sein dreister Auftritt ist erfolgreich. Michelangelo erhält von Papst Paul III. Vollmachten wie nie zuvor ein Künstler. Denn Paul, ein Greis wie Michelangelo, ist der erste Pontifex der Gegenreformation. Und mit ihm nimmt der Neubau eine andere kirchenpolitische Richtung.

Julius II. und seine Nachfolger hatten ein Monument ihrer ganz persönlichen Macht geplant – Paul III. aber will mit Neu-St. Peter das Sinnbild einer wiedererstarkten römischen Kirche errichten. Und Michelangelos Plan eines überschaubaren Zentralbaus erscheint ihm als der schnellste und beste Weg zu diesem Ziel.

Noch im Frühjahr 1547 werden die Pfeiler Bramantes eingerüstet. In den beiden folgenden Jahren lässt Michelangelo ihre Enden mit einem steinernen Ring verbinden, auf dem die trommelförmige Rundung, der Tambour der Kuppel, ruhen soll. Schließlich wird die Trommel aufgeführt, Steinkreis um Steinkreis, 134 Meter im Umfang. Die Arbeit in Höhen von 50 Metern an aufwärts erfordert Präzision, jeder Fehler kann zum Einsturz führen. Und sie ist zeitraubend. Bis 1568 wird am Tambour gemauert.

Auch von der Kuppel, die den unvorstellbaren Durchmesser von 42 Metern haben soll und die gewaltigste ihrer Zeit sein wird, entwirft Michelangelo ein Modell. Es zeigt, dass er die Trommel, die Kuppel mit ihren zwei Schalen und die sie krönende Laterne als organische Einheit versteht.

Ganz offenbar ist sein Vorbild Filippo Brunelleschis *Cupola* über dem Dom zu Florenz – die erste frei schwebende Großkuppel Europas seit der Antike.

AM 18. FEBRUAR 1564 stirbt Michelangelo mit fast 89 Jahren. In den Jahren nach seinem Tod vollendet Guglielmo della Porta, dem nun 800 Mann zur Verfügung stehen, den Zentralbau seines Vorgängers. Della Porta überarbeitet auch das Modell der *Cupola* Michelangelos und vergrößert deren Steigungswinkel. So wird die Kuppel sieben Meter höher als ursprünglich geplant, leichter und eleganter in ihrer Wirkung. Mit Laterne, Weltkugel und Kreuz wird sie eine Höhe von 136 Metern erreichen.

Im Sommer 1588 werden alle 800 Arbeiter zur *Cupola* kommandiert. In Schichten und rund um die Uhr wird an den beiden gekrümmten Schalen der Kuppel gemauert – auf schmalen Gerüsten in 80, 90, 100 Meter Höhe. Es kommt zu Abstürzen, nachts vor allem, im trügerischen Licht flackernder, rußender Fackeln. Die Zahl der Menschen, die beim Bau von Neu-St. Peter umkommen, ist aber nirgendwo verzeichnet.

Fast zwei Jahre wird wie im Akkord gearbeitet. Gravierende Probleme scheint es nicht zu geben. Obwohl eine Kuppel mit diesem Umfang und in dieser Höhe eine architektonische Pioniertat ist. Die statischen Berechnungen erweisen sich als zuverlässig. Im Mai 1590 wird der Schlussstein gesetzt. Michelangelos Zentralbau hat jetzt ein geschlossenes, monumentales Dach.

Die Kirche könnte nun endlich vollendet sein – klebte da nicht noch immer ein Teil des spätantiken Gotteshauses an der Ostseite des Zentralbaus. Ein Fremdkörper, eine Mahnung an die ehrwürdige spätantike Basilika und deren Zerstörung.

Paul V., der sein Pontifikat am 29. Mai 1605 antritt, ist entschlossen, das alte Gotteshaus endlich vollständig abzureißen. Und so fegt die Bombe, die Bramante mit seinen Pfeilern ein Jahrhundert zuvor gelegt hat, nun auch den Rest von Alt-St. Peter hinweg.

Der Pontifex will aber nicht einfach nur den symmetrischen Zentralbau von Michelangelo als neue Kirche von St. Peter. Paul V. will eine Kirche in der klassischen Form eines lateinischen Kreuzes. Schon in ihrer Grundgestalt soll sie so Zeugnis ablegen davon, dass die Kurie – aller Reformation zum Trotz – unverrückbar auf römisch-katholische Tradi-

tion baut. Und deshalb soll dem gewaltigen Kuppelbau über dem Grab des hl. Petrus ein neues, mächtiges Langhaus hinzugefügt werden.

Ein Wettbewerb wird ausgeschrieben. Am 16. Juni 1608 entscheidet die päpstliche Kommission: „Man wird dem Plan des Architekten Carlo Maderno folgen." Maderno, der wichtigste Architekt des Frühbarock, schlägt vor, den Kuppelbau mit einem ebenso monumentalen dreischiffigen Langhaus zu vereinen, dem ein Atrium vorgelagert ist (siehe Seite 175).

Noch im Sommer 1608 und mit 700 Mann beginnt das Unternehmen. Zunächst werden Blöcke aus Travertin angehäuft, einem Kalkstein mit dem Ton von blassem Ocker. Damit lässt Maderno die Fassade seines Langhauses aufführen. Wie ein Baldachin überspannen Bahnen aus Segeltuch die Baustelle – gegen die gleißende Sonne. Und dann, und wie schon beim Bau der Kuppel im Akkord und in Schichten, werden die Blöcke behauen, aufgetürmt und vermauert.

Vom Einbruch der Dunkelheit bis zur Morgendämmerung brennen am Bau Fackeln. Nun wächst auch die Fassade mit ihren acht korinthischen Säulen Tag und Nacht, in rasendem Tempo. Schon im Juli 1612 ragt die neue Fassade auf, 114 Meter breit, 45 Meter hoch, erbaut im Stil des frühen Barock. Sie wirkt schwer und klobig, mehr wie die Mauer eines Stausees als die Stirnseite einer Kirche.

In der unfassbar kurzen Spanne von nur anderthalb Jahren wird die bis dahin frei stehende Fassade nun durch das Langhaus mit der Kuppel verbunden. Am 24. März 1615 ist zum ersten Mal Neu-St. Peter ganz zu überblicken. Bramantes Pfeiler, Michelangelos Kuppel und Madernos Langhaus verbinden sich zum größten Sakralbau des Abendlandes: 213 Meter lang, mit dem nördlichen und südlichen Kreuzarm bis zu 137 Meter breit, insgesamt 25 616 Quadratmeter Fläche, Platz für 12 000 Menschen.

Doch der Gigantismus hat einen Preis: Wenn man sich nun vom Petersplatz her der neuen Kirche nähert, sinkt Michelangelos riesige Kuppel mit jedem Schritt ein Stück tiefer hinter Madernos allzu massiges Langhaus. Bis sie beinahe ganz verschwindet. Deshalb ist paradoxerweise ihre Wirkung auf den Betrachter umso geringer, je näher man ihr kommt.

Jahre wird am Rohbau gearbeitet. Und dann beginnt die Phase der Ausschmückung. Schon zuvor wurde eine eigene Bauhütte gegründet, der die *sampietrini* angehören: Steinmetze, Stuckateure, Maler, Glaser, Mosaikleger, Vergolder, Bronzegießer. Sie verwandeln im Laufe vieler Jahrzehnte die Wände, Decken, Bögen, Säulen und Fenster der neuen Kirche von „San Pietro in Vaticano" in ein einziges Labyrinth aus katholischem Wunderglauben und katholischer Theologie, in dem alles Sinnbild, Moral und Dogma ist.

Am 18. November 1626 wird die Kirche geweiht. Die Zeremonie, die Urban VIII. in Anwesenheit des gesamten römischen Klerus leitet, findet indes kaum Niederschlag in zeitgenössischen Beschreibungen. Zudem ist die Dekoration der Kirche noch längst nicht abgeschlossen. Und noch bis Mai 1667 wird es dauern, ehe Gian Lorenzo Berninis Kolonnaden stehen, die wie steinerne Arme der Mutter Kirche den Petersplatz umfassen und all die Menschen, die zum Grab Petri pilgern.

Eindrucksvoller als alles andere spiegelt Neu-St. Peter den Weg wider, den die römische Kurie gegangen ist. Den Weg von einer Kirche der Blutzeugen zu einer Kirche des Triumphes. Denn Neu-St. Peter soll die absolute Autorität der Päpste als Nachfolger des Apostels und Stellvertreter Christi auf Erden buchstäblich untermauern. Und ihren Anspruch auf die Macht. Die ungeteilte Macht über die christliche Welt.

Aber genau damit scheitert die römische Kurie. Der gigantische Bau löst schließlich die Reformation mit aus (s. Seite 100). So wird die neue Kirche von St. Peter auch das Monument der wohl folgenreichsten Spaltung der Christenheit. Und der Erinnerung an den Graben, der seither zwischen Katholiken und Protestanten klafft. □

Walter Saller, 46, Autor in Berlin, hat unter anderem in Augsburg Religionswissenschaften studiert. Der renommierte italienische Fotograf **Aurelio Amendola** lebt in seiner Geburtsstadt Pistoia. Er ist auf Architekturfotografie spezialisiert.

DAS GRAB PETRI

Liegt hier der Fürst der Apostel?

Ist St. Peter wirklich über dem Grab Petri errichtet, wie die Kirche sagt? Eine Tür am Südrand des Doms führt zu Treppen, die etwa zehn Meter unterhalb des heutigen Bodenniveaus enden – mitten in einer antiken Nekropole. Einst, so viel ist überliefert, lagen diese Gräber am Rande des Circus von Caligula und Nero. Archäologen haben zwischen 1940 und 1957 einen Teil der Nekropole ausgegraben, darunter eine 70 Meter lange Gasse, an deren Ende man auf eine rote Wand und eine Nische stößt, etwa mannshoch und mit einer kleinen Säule versehen: das Grab des Petrus – vielleicht.

Den ältesten Hinweis auf das Grab Petri gibt eine um 200 abgefasste Schrift des römischen Christen Gaius: „Ich aber kann die Gedenkstätten der Apostel (Petrus und Paulus; *Red.*) zeigen. Wenn du nämlich etwa die Güte haben willst, dich an den Vatikan zu bemühen oder an die Straße nach Ostia, so wirst du dort die Gedenkstätten derer finden, die diese Gemeinde begründet haben."

Tatsächlich wurde etwa seit dem Jahr 160 auf dem Vatikanischen Hügel eine Gedenkstätte verehrt, von der die Christen des 2. Jahrhunderts annahmen, es sei das Petrusgrab. Um 320 wurde deshalb an diesem – bautechnisch eigentlich ungünstigen – Abhang die erste Peterskirche errichtet.

Bei ihren Ausgrabungen stießen die Archäologen unter anderem auf Putzbrocken, die von der Wand abgefallen waren. Auf einem konnte man ein rund sieben Millimeter hohes, fragmentarisch erhaltenes griechisches Graffito entziffern: „PETR... EN.. I...".

Das ließe sich ergänzen zu PETROS ENI, „Petrus ist drinnen". Die hastig gekritzelte Inschrift eines Christen, der das Grab des Apostels beschriftet hat? Beweisbar ist es nicht. Logischer erscheint vielen Forschern das allgemeine Bekenntnis: PETROS EN EIRENE, „Petrus im Frieden".

Fest steht: Die Gedenkstätte weist auf ein Grab aus dem 1. oder 2. Jahrhundert hin. Und die Tatsache, dass um die Stelle weitere christliche Gräber angeordnet sind, weist auf einen Heiligen oder Märtyrer hin. Hier könnte also tatsächlich das Grab Petri liegen. Aber wissenschaftlich valide Beweise dafür gibt es nicht.

Cay Rademacher

KAMPF DEM

1521 muss Luther seine Thesen auf dem Reichstag in Worms vor Kaiser Karl V. und den Fürsten verteidigen. Anton von Werner malte dieses Bild 1877

PAPST

31. Oktober 1517: In der deutschen Provinzstadt Wittenberg protestiert ein Mönch gegen die Exzesse des korrupten Klerus. Sein Name: Martin Luther. Der studierte Theologe hat keine Anhänger, keine Förderer, nicht einmal ein klares Ziel. Doch der neu erfundene Buchdruck macht ihn populärer als jeden Ketzer zuvor. Luther wird zum Symbol jahrhundertealten Grolls gegen die Geistlichen. Binnen weniger Jahre fegt seine Bewegung durch Europa – und verändert die Kirche für immer

VON CAY RADEMACHER

Der Mönch kommt wie ein Triumphator in die Stadt: Unter dem Banner des Papstes und einem großen roten Kreuz reitet der Dominikaner ins magdeburgische Jüterbog. Ein gewaltiger Tross von Bewaffneten, Knechten und Schreibern folgt ihm. Auf den Karren, die mit ihnen rumpeln, stapeln sich Hunderte Dokumente, daneben stehen ein paar eisenbeschlagene Kisten.

Glockengeläut. Der Magistrat eilt dem Würdenträger entgegen. Feierliche Begrüßung. Das Volk läuft erwartungsvoll herbei, denn die Gerüchte sind dem Mann vorausgeeilt. Alle Kirchen sind geöffnet, doch kein Priester darf eine Messe abhalten – die Gotteshäuser stehen allein dem Neuankömmling zur Verfügung.

Johann Tetzel aus Leipzig, Prior des Dominikanerordens, Inquisitor, Generalsubkommissar Seiner Eminenz des Herrn Erzbischofs von Mainz und im Namen Seiner Heiligkeit des Papstes unterwegs, hat mal wieder einen großen Auftritt.

Er ist Ablassprediger und in diesem Moment, im Herbst anno Domini 1517, im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation auf dem Höhepunkt seiner Karriere. Doch er ist dabei, den schrecklichsten Fehler seines Lebens zu begehen – und er ahnt es nicht einmal.

Der Ablass ist eine verteufelt geschickte Erfindung der katholischen Kirche: in seiner Mischung aus scholastischer Spitzfindigkeit und Volksglauben, aus Frömmigkeit und materiellem Pragmatismus ein typisch mittelalterliches Werk. Die Kirche verhängt bei Sünden zeitlich begrenzte Strafen zur Buße – etwa den Gemeindeausschluss. Seit dem 11. Jahrhundert kann jeder Bischof, später nur der Papst, diese Strafen verkürzen, wenn der reuige Sünder stattdessen fromme Werke verrichtet; dann auch, wenn er Geld spendet.

Die scholastischen Gelehrten haben sich dafür eine feinsinnige theologische Begründung ausgedacht: Die vielen Heiligen der Kirche hätten inzwischen so viele gute Taten angesammelt, dass die Amtskirche, gewissermaßen als Verwalterin der Gottgefälligkeit, aus diesem „Kirchenschatz" jedem Sünder etwas zuteilen könne. Gegen klingende Münze, versteht sich.

Formal betrifft der Ablass dabei aber nur die von der *Kirche* verhängten Sündenstrafen. Die vor Gott geltende Sündenschuld kann dagegen kein Mensch beeinflussen. Aber wen interessiert schon diese Spitzfindigkeit? Im Volk glaubt man, dass mit dem Ablass auch himmlische Vergebung, zumindest ein Erlass qualvoller Jahre im Fegefeuer erkauft werden könne. Und die Kirche fördert sogar dieses Missverständnis.

Generationenlang funktioniert dieser Tausch von Aberglauben gegen Geld gut, denn stets bleibt der Ablass lokal begrenzt. Doch zu Beginn des 16. Jahrhunderts gerät diese Erfindung des Mittelalters in den Handel der frühen Neuzeit, in die Welt der großen internationalen Geschäfte, der Rieseninvestitionen, des Kredits und Risikokapitals und der transnationalen Bankkonsortien. Kurz: Der Ablass wird zu einem Motor des katholischen Kapitalismus.

So auch bei der Karriere eines Hohenzollern, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Der 23-Jährige wird 1513 zum Erzbischof der reichen Diözese Magdeburg gewählt, einen Monat später kommt die Bischofswürde von Halberstadt hinzu. Und im Jahr darauf wird Albrecht auch noch Erzbischof von Mainz. Mit diesen drei Bistümern wird er einer der mächtigsten Landesherren. Albrechts steile Karriere hat nur einen Schönheitsfehler: Sie ist illegal.

Denn nach kanonischem Recht darf niemand zwei oder gar drei Bischofsämter auf sich vereinigen. Aber da gibt es ja noch den Papst ...

Leo X. ist noch keine 40 Jahre alt, aber erfahren in allen Intrigen der Kurie – auch den tödlichen. Sein Onkel wurde 1478 während der Messe im Dom von Florenz ermordet – auf Befehl des Papstes Sixtus IV. und auf ein Zeichen des beim Gottesdienst anwesenden Kardinals hin.

Martin Luther, von Lucas Cranach d. Ä., einem Freund, um 1523 im Habit eines Augustinermönchs porträtiert

Nun ist Leo Herr der Kirche – und mit ihr unterstehen ihm rund 2000 käufliche Kirchenämter. Ein Bischofsstuhl gefällig? Eine Abtei? Oder wenigstens eine kleine Pfründe als Domherr? „Simonie" heißt diese Art Käuflichkeit, und alle Ämter zusammen kosten schätzungsweise 2,5 Millionen Goldgulden.

Doch so ungeheuer diese Summe, so ungeheuer ist auch die Verschwendungssucht des Heiligen Vaters. Künstler müssen bezahlt werden, dazu endlose Feste und Maskenbälle. Und nicht zu vergessen die Kriege, die der Kirchenstaat in Italien gegen Rivalen wie Venedig führt, mit teuer eingekauften Schweizer Landsknechten.

Da kommt der Ehrgeiz des Markgrafen Albrecht gerade recht. 14 000 Goldgulden muss er pro Bischofsstuhl als Ernennungsgebühr zahlen. Das ist der reguläre Preis. Das Erzbistum Mainz hat er nur bekommen, weil dort innerhalb eines Jahres drei Amtsinhaber gestorben sind und sich selbst diese große Kirchenprovinz die horrenden Gebühren ein weiteres Mal nicht mehr leisten kann. Albrecht hat, als einziger von allen Kandidaten, versprochen, das Gold aus eigener Tasche aufzubringen.

Doch wie kann Albrecht drei Bischofsämter auf sich vereinigen? Durch päpstlichen Dispens. Und wie erreicht er päpstlichen Dispens? Auch das ist nur eine Frage des Geldes.

Ein Unterhändler Albrechts eilt nach Rom und feilscht. Zwölf Apostel, gibt man ihm zu verstehen, habe Jesus gewählt. Wie wäre es also mit 12 000 Gulden Zusatzgebühr? Der Unterhändler kontert mit den sieben Todsünden: also nur 7000? Am Ende einigen sie sich auf 10 000 Gulden.

Eine atemraubende Summe – ein gut bezahlter Universitätsprofessor verdient

Lucas Cranach macht Propaganda für die neue Sache – wie auf diesem Flugblatt gegen den lukrativen Ablasshandel

Luthers Thesen bedrohen die Kassen der Kirche

in jener Zeit rund 200 Gulden jährlich. Auch dem Papst ist klar, dass ein frisch ernannter Erzbischof (der seinerseits prächtige Feste liebt und seine Mätressen versorgen will) das Geld niemals ohne fremde Hilfe aus seinen Gemeinden herauspressen kann. Er braucht einen Großkredit.

Die Augsburger Bank der Fugger springt ein. Jakob Fugger, „der Reiche" genannt, leitet eines der größten Geldhäuser Europas. Mit seinen pfandgesicherten Darlehen machen die klügeren Fürsten und Geistlichen Politik, die weniger klugen verschwenden das Geld – und die Fugger nehmen die Pfänder in Besitz: etwa Bergbaurechte und andere Regalien.

Ende 1514 sind die Verhandlungen zwischen dem Heiligen Stuhl, Erzbischof Albrecht und den Vertretern der Fugger beendet. Es ist der vielleicht größte Deal des 16. Jahrhunderts: Der Papst schreibt am 31. März 1515 für alle Gebiete unter Albrechts Herrschaft einen neuen Ablass aus.

Das eingeworbene Geld soll offiziell dazu dienen, den noch unfertigen neuen Petersdom in Rom weiterzubauen. Tatsächlich aber geht die Hälfte des Erlöses an Albrecht von Mainz – und damit an die Fugger. Denn die lassen sich den Ablass als Sicherheit für jenen Kredit überschreiben, mit dem Albrechts Ernennungs- und Dispensgebühren bezahlt worden sind.

DESHALB ALSO zieht Johann Tetzel, einer von vielen Ablasspredigern, übers Land. Und deshalb folgen in seinem Tross nicht nur Geistliche und Knechte, sondern auch die Abgesandten der Fugger, die persönlich die Geldkisten öffnen und Buch führen – und manchmal, der Einfachheit halber, auch gleich die Ablassbriefe selbst verkaufen.

Tetzel ist ein erfahrener Prediger, gestählt in vielen Ablasskampagnen. Mit dröhnender Stimme spricht er in der Kirche zu den Menschen. Wem das zu marktschreierisch ist, dem droht er, wie eine Chronik vermerkt: „Allen, die wider seine Predigt und den Ablass redeten, will ich die Köpfe abreißen lassen und so blutig in die Hölle stoßen, die Ketzer brennen lassen, dass der Rauch über die Mauern aufschlagen soll."

Doch meist kommt er wohl ohne Drohungen aus. Er verspricht seinen Zuhörern angeblich, dass seine Ablassbriefe selbst dann wirksam seien, wenn der Sünder gar nicht bereue. Dass sogar jemand, der die Jungfrau Maria geschändet habe, durch die Briefe erlöst werden könne – ja, dass sie sogar für Sünden gälten, die man noch gar nicht begangen habe.

Und das Volk strömt ihm zu. Denn wer hat nicht gesündigt? Das Regelwerk der Kirche ist so umfassend und so streng, dass allenfalls Heilige nicht dagegen verstoßen könnten. Und für die Menschen sind Satan und die Höllenqualen, sind Dämonen und Hexen und Wiedergänger so reale Schrecken wie die regelmäßigen Pestepidemien und das Wüten von Straßenräubern und marodierenden Landsknechten.

Die Tarife sind penibel nach Stand geregelt: Fürstlichkeiten zahlen Anfang des 16. Jahrhunderts 25 Gulden für den Ablassbrief, Prälaten und Barone zehn, bessere Bürger sechs, geringe Bürger einen und Arme einen Viertelgulden. Die Schatztruhen der Fugger füllen sich (auch wenn mancher Sünder, auf die Kraft des Ablasses vertrauend, Falschgeld in die eisenbeschlagenen Kisten wirft).

Im Kurfürstentum Sachsen darf Tetzel nicht predigen, denn das untersteht nicht dem Erzbischof von Mainz. Doch als er im Herbst 1517 in Jüterbog, nahe an der Grenze zum Kurfürstentum, den Ablass verkündet, zieht es auch viele Sachsen zu ihm – zum Beispiel Bürger des Städtchens Wittenberg.

Wittenberg ist ein Provinznest mit einer halb fertig gestellten Residenz, einer unvollendeten Kirche und einer kleinen, neu gegründeten Universität, an der kaum zwei Dutzend Professoren nicht einmal 300 Studenten unterrichten. Wichtigster Wirtschaftszweig sind die Brauereien – und die rund 2000 Einwoh-

ner sind denn auch selbst in dieser trinkfreudigen Epoche für ihre Versoffenheit berüchtigt.

So mancher Wittenberger, der sich in Jüterbog bei Tetzel seinen Ablass geholt hat, geht danach in der Heimat beichten. Oft wird die Beichte von einem dortigen Professor abgenommen – einem Augustinermönch, der zum Priester geweiht ist und als Doktor der Theologie vor wenigen Studenten über die Heilige Schrift liest. Sein Name: Martin Luther.

Viele Jahre später wird der behaupten, er habe als Mönch friedlich gelebt, abgetrennt von allen weltlichen Händeln, und sei erst durch die Ablasspredigten aus seiner Abgeschiedenheit gezerrt worden. Doch die Wittenberger wissen, dass dieser Mönch ein Feuerkopf ist. Luther schimpft seit rund zwei Jahren in seinen Universitätsvorlesungen über den Papst.

„Heute ist Rom zurückgekehrt zu dem alten heidnischen Zustand", wettert er. „Sie haben sich dort die schrankenlose Freiheit des Fleisches genommen." Und Geistliche, die nicht zur wahrhaftigen Buße aufrufen, nennt Luther „gottloseste Rechtsverdreher", „Sautheologen" und „übertünchte Gräber".

Ein Skandal? Nicht in Wittenberg. „Aus dir spricht Christus!", versichert ihm ein Förderer in seinem Orden. Die Menschen im Ort nehmen Luthers Tiraden einfach hin – und außerhalb des Provinzstädtchens nimmt ohnehin niemand Notiz davon.

Doch nun erfährt Luther durch seine Beichtkinder vom „großen Schreier Tetzel und den großen Beuteldreschern Fugger". Er selbst hat den Ablassprediger nie gehört, wettert aber von der Kanzel gegen die Marktschreierei des Dominikaners. Den Ablass als solchen stellt er noch nicht in Frage, wohl aber die Geschäftstüchtigkeit und den absichtlich zugelassenen Irrglauben, die sich damit verbinden.

Und er, der Universitätsdozent, lädt Theologen ein, mit ihm über dieses Problem zu disputieren – wie es guter akademischer Brauch ist. Als Einladung und Grundlage dieses gelehrten Streitgesprächs formuliert er 95 Thesen über den Ablass und den allgemein beklagenswerten Zustand der Kirche und schickt diese an Erzbischof Albrecht.

Der Glaubenskampf wird mit Flugblättern ausgefochten

Vielleicht heftet er auch eine – lateinisch verfasste – Kopie jener 95 Thesen an die Tür der Schlosskirche zu Wittenberg, denn die dient zu jener Zeit als eine Art Schwarzes Brett der Universität. Zeugen dafür gibt es nicht, Luther selbst wird sich auch später nie dazu äußern. Warum auch? Es ist nichts Spektakuläres dabei, einen Mitteilungszettel irgendwo anzuheften.

Doch an jenem Tag, dem 31. Oktober 1517, verändert der Mönch aus Wittenberg mit seinen papstkritischen Thesen die Welt.

Luther legt sich mit dem denkbar mächtigsten Gegner an: der Kirche. Sie ist die einzige Institution des Abendlandes, die Kriege führt und zugleich Macht beansprucht über das Seelenheil jedes Christen. Deren Besitz und Recht und deren Inquisitoren keine Ländergrenzen kennen. Deren Einnahmen größer sind, deren Verwaltung effizienter ist als die eines jeden säkularen Staates. Deren unumschränkte Autorität von allen führenden Universitätsgelehrten anerkannt wird. Deren ungebrochene Tradition anderthalb Jahrtausende alt und somit älter ist als die jeder anderen Institution in Europa. Deren Macht sich nicht mehr nur auf die Alte Welt erstreckt, sondern auch schon auf Amerika und bald über den halben Globus.

Luther dagegen ist allein. Kein Gefolgsmann, keine Institution, schon gar keine Armee steht hinter ihm. Er ist als Mönch so arm, dass er sich nicht einmal eine neue Kutte leisten kann.

Eigentlich hat er keine Chance. Eigentlich müsste es ihm so ergehen, wie es Kritikern der Kirche von jeher ergeht: Er müsste als Ketzer und Häretiker verfolgt und vernichtet werden.

Doch Luther wird diesen, den vielleicht ungleichsten Kampf der Weltgeschichte, gewinnen. Denn er hat das Glück, genau im rechten historischen Augenblick loszuschlagen. Und er wird etwas lostreten, viel gewaltiger und viel unkontrollierbarer, als er es in diesem Moment träumen könnte: die Reformation.

DAS MACHTGEFÄLLE in Europa ist grotesk. Spanien, Frankreich und England sind Nationalstaaten: große, politisch und kulturell einigermaßen homogene Länder, in denen jeweils ein Monarch die Macht innehat. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation dagegen untersteht zwar nominell dem Kaiser, doch tatsächlich ist es ein so zerfaserter Flickenteppich, dass niemand auch nur eine Landkarte dieses monströsen Gebildes zeichnen könnte.

Es ist aufgesplittert in Hunderte von Herrschaftsgebieten; darunter sind große Fürstentümer wie Sachsen oder Bayern, aber auch winzige Besitzungen wie die der Grafen Mansfeld, auf deren Territorium Luther 1483 geboren wird. Dazwischen liegen die Gebiete der Raubritter vom Schlage eines Franz von Sickingen oder Götz von Berlichingen und die Territorien der Reichsstädte wie Köln oder Nürnberg, die teilweise wiederum überstädtische Bündnisse geschlossen haben, etwa die Hanse.

Ein Drittel der deutschen Länder ist in geistlicher Hand. 50 Bischöfe und 40 Äbte sind zugleich Herren über Territorien – und die sind zum Teil weit verstreut. So gehört etwa das thüringische Erfurt zu Albrechts Erzbistum Mainz. Unsichtbar hineingewoben in dieses Geflecht sind schließlich die Handelsimperien wie das der Fugger, die über eine eigene Verwaltung, eigene Boten, eigene Bewaffnete verfügen.

Unter diesen fast anarchischen Zuständen leiden insbesondere die Kaufleute, denn die Straßen sind unsicher durch Wegelagerer, der Handel ist durch unzählige Steuern und Zölle erschwert. Mehr noch leiden die Bauern, rund zwölf der etwa 16 Millionen Deutschen. Sie zahlen einen Großteil ihrer Erträge an ihre ländlichen Herren, sie verelenden durch Missernten, Teuerungen und Seuchenzüge mehr als alle anderen.

Geeint sind Fürsten, Städter und Bauern nur in einem: dem Hass auf Rom.

Empört sind die Menschen, deren Seelenheil schließlich von ihren Geistli-

Ein Höllenwesen verschlingt den prassenden Klerus: Spottbild der Lutheraner, um 1530

chen abhängt, von Prälaten, die ihr Amt gekauft haben und zu ungebildet sind, um die Messe zu lesen. Von Klöstern, in denen Nonnen so offen der Prostitution nachgehen, dass der städtische Magistrat schließlich mit Gewalt dagegen vorgeht. „Er hat ein Hur von Würzburg bracht / Er ist vierzehn Jahr ein Domherr gewesen / Und hat noch nie kein Mess gelesen", dichtet ein Volkssänger.

Und ganz besonders empören alle Menschen die Steuern. In Frankreich und England haben die Monarchen „ihre" Kirchen längst so weit unter Kontrolle, dass von dort kaum noch Abgaben nach Rom fließen. Der Geldbedarf des Papstes wird seit Jahrzehnten vornehmlich aus Italien und Deutschland gestillt.

Es sind Gelder wie jene vielen Zehntausend Goldgulden, die Albrecht von Mainz aufbringen muss – und für die im Gegenzug die Deutschen, so will ihnen scheinen, nur korrupte Geistliche und unmoralische Mönche zurückerhalten.

Doch dieses zerrissene Land, mit seinen Wegelagerern auf den Straßen und der Angst vor Satan und Hexen, mit Raubrittern und Pestzügen, ist auf eine verwirrende, gefährliche Weise zugleich modern: Hier machen die Fugger ihre Geschäfte, hier werden im fortgeschrittensten Bergbau des Kontinents Metalle aus der Erde geholt, hier werden die genauesten Uhren und Landkarten der Welt erstellt, hier veröffentlicht Adam Riese die Grundzüge der Rechenkunst – und hier hat Johann Gutenberg 1454 den Druck mit beweglichen Lettern erfunden, sodass zum ersten Mal Pamphlete aller Art in kürzester Zeit und billig vervielfältigt und verteilt werden können.

Ein Gelehrter im Dienst der Kurie schreibt 1516 über die explosive Stimmung in Deutschland: „Viele, viele warten hier nur auf den richtigen Mann, um das Maul gegen Rom aufzutun."

LUTHER IST EIN SOHN dieser modernen Zeit – das Kind eines früheren Bergmanns, der sich bis zum Grubenpächter hochgeschuftet hat und im Alter sogar Ratsherr seiner Heimatstadt Mansfeld im Harz wird. Da ist nichts mehr von der mittelalterlichen Ergebenheit in den Stand und die von Gott gesetzten Verhältnisse.

Papst Leo X. unterschätzt die Wut der Deutschen

Stattdessen: Ehrgeiz und das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten. Schon vor seinem fünften Geburtstag wird Martin auf die Schule geschickt, obwohl das teuer ist und keine Pflicht dazu herrscht. Latein soll er dort lernen, findet der Vater, der schnell die Intelligenz des Kindes erkennt. Dann kann er studieren, Jurist werden und schließlich Berater an einem Fürstenhof – die höchste weltliche Position, die ein Mann von gewöhnlicher Herkunft in Europa erreichen kann.

Der Sohn gehorcht – zunächst. Martin immatrikuliert sich an der Universität Erfurt und ist schnell einer der Besten seines Jahrganges. Seiner Karriere scheint nichts mehr im Weg zu stehen, der stolze Vater sucht seinem Sohn schon eine Braut aus und schenkt ihm eine teure Ausgabe des Codex Iuris Civilis.

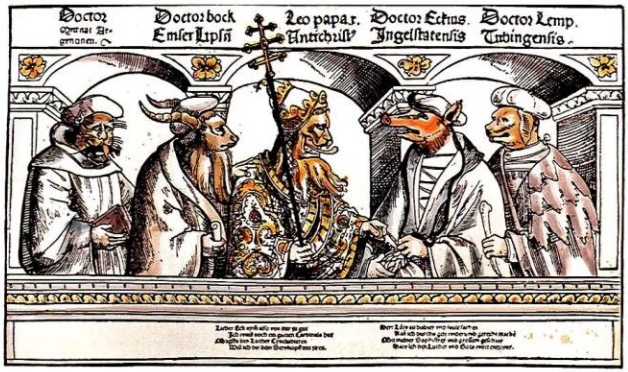
Doch dann rebelliert Martin Luther – so radikal und konsequent, wie er sich später immer wieder gegen Autoritäten stellen wird: Am 17. Juli 1505 tritt der 21-Jährige ins Schwarze Kloster in Erfurt ein und wird Augustinermönch.

Die Freunde von der Universität beschwören ihn, bei ihnen zu bleiben, den Vater packt heiliger Zorn – alles vergebens. Vieles an Luthers Entschluss ist nicht nur seinen Vertrauten, sondern auch den Forschern späterer Jahrhunderte rätselhaft geblieben. Er selbst hat stets betont, dass auf einer Wanderschaft ein Blitz neben ihn niedergefahren sei und er in höchster Not gelobt habe, Mönch zu werden.

Aber warum gerade das Kloster und nicht, zum Beispiel, eine Pilgerfahrt? Welche Motive treiben Luther, der nicht besonders religiös erzogen worden ist und wohl erst als Student zum ersten Mal, und da eher flüchtig, die Bibel gelesen hat, hinter Klostermauern?

Seine Gründe müssen komplex sein. Über die Jahrhunderte erahnbar ist heute nur noch, dass ihn Seelenqual treibt. Denn er macht zwar auch im Orden schnell Karriere: 1507 wird der junge Mönch zum Priester geweiht, 1512 erlangt er den Doktorgrad in Theologie und wird Dozent in Wittenberg, 1515 ist er zusätzlich zu seinen sonstigen Verpflichtungen Distriktsvikar der Augustiner für Meißen und Thüringen und muss regelmäßig lange Reisen unternehmen, um die Konvente zu überprüfen.

Doch ständig ringt er dabei mit seinen inneren Dämonen. „Ich habe auch wollen ein heiliger frommer Mönch sein", wird er sich später an diese Zeit erinnern, „und habe mich mit großer Andacht zur Messe und zum Gebet bereitet. Aber wenn ich am andächtigsten war, so ging ich als Zweifler zum Altar, und als Zweifler ging ich wieder davon." Luther fastet und wacht in den



Ein um 1520 veröffentlichtes Flugblatt verunglimpft den löwenköpfigen Pontifex Leo X. als »Antichrist«, dem viehische Theologen zur Seite stehen

Nächten fast bis zum physischen Zusammenbruch. Er beichtet, stundenlang und immer wieder, bis sein entnervter Beichtvater seine Geständnisse nur noch „töricht" schimpft.

Luther ist sich bewusst, dass er ein Sünder ist. Aber ist er deshalb für immer verloren? Wie kann er je Gewissheit haben, dass Gott ihn doch erretten wird? Er fastet, kasteit sich und beichtet – vergebens. Er fühlt sich verloren. „Keine Zunge kann sagen, keine Feder kann beschreiben", gesteht er, „was der Mensch in solchen Augenblicken leidet. Da erscheint Gott über alle Begriffe furchtbar in seinem Zorn. Und wie Gott, so auch die ganze Kreatur. Keine Flucht ist möglich. Nichts ist da, was trösten könnte."

Es kostet ihn Jahre des inneren Ringens, der Selbstqual und der Niedergeschlagenheit, bis ihn im Winter 1513/14 nach langen, schlaflosen Nächten und intensivem Bibelstudium das „Wort der Erleuchtung" überkommt: All die frommen Werke, denen er sich als Mönch doch so hingibt, sind nichts, sind schlimmer gar – sind „Bußen in Teufels Namen".

Denn Gott ist so unfassbar groß in seiner Allmacht, dass ihn Werke – Messen zu lesen, Wallfahrten zu unternehmen, Kerzen zu spenden – nicht beeinflussen können. Nichts und niemand kann seine Gnade erzwingen. Dem Menschen bleibt allein der Glaube an Gott – und mit ihm die demütige Erkenntnis, dass man sich niemals sicher sein kann, ob man der Gnade Gottes würdig ist.

Und nur Gottes Gnade verhilft zum Seelenheil, Menschenwerk kann das nicht. Und der Papst, die Theologen, alle ihre Lehren, ja die ganze Kirche – sie sind alle bloß Menschenwerk, helfen also nichts. Allein die Bibel bezeugt Gottes Offenbarung, nur aus ihr lassen sich Lehren gewinnen.

Jetzt endlich findet Luther Gewissheit und Selbstvertrauen im Glauben. Doch mit dem Glauben, dass jeder Mensch unmittelbar vor Gott stehe, hat der Mönch und Doktor der Theologie die Amtskirche für Menschenwerk erklärt und damit für weltlich und veränderbar.

LUTHER BRAUCHT JAHRE, um sich über die theologischen und praktischen Konsequenzen seines Glaubens klar zu werden. Auch 1517 ist er noch Mönch und Dozent in Wittenberg, noch sieht er sich eher als jemand, der die Kirche zurück zum Geist und Text der Bibel führen und nicht als jemand, der sie ablösen will. Die erste seiner 95 Thesen, die er am 31. Oktober veröffentlicht, ermahnt denn auch: „Tut Buße, tut Buße euer Leben lang!"

Doch es sind ganz andere Thesen, welche die Leser aufwühlen. Etwa die 45.: „Wer einen Armen sieht und ihm nicht hilft, sondern sein Geld für den Ablass gibt, der erwirbt nicht den Ablass des Papstes, sondern den Zorn Gottes."

Oder die 86.: „Der Papst besitzt heute ein fürstlicheres Vermögen als der reichste aller Geldfürsten, Crassus. Warum baut er dann nicht wenigstens diese eine Basilika St. Peter mit seinem eigenen Geld, statt mit demjenigen von armen Gläubigen?"

Das wollen die Menschen lesen. Die 95 Thesen werden von Unbekannten sofort kopiert, ins Deutsche übersetzt und nachgedruckt. Die Druckerpresse ist eine noch neue Erfindung, und hier zeigt sich zum ersten Mal ihre Macht. Denn das Echo ist unfassbar.

Ein Freund Luthers berichtet, die Thesen hätten „in vier Wochen schier die ganze Christenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer und trügen's vor aller Menschen Augen. Es glaubt kein Mensch, welches Gerede davon wurde".

Nun erst wird deutlich, dass die Druckerpresse eine gefährliche Waffe ist. Der Mönch und Dozent aus der Provinz, der zu einer Disputation lädt – zu der sich übrigens kein einziger Fachkollege meldet –, spricht plötzlich den über Jahrzehnte, Jahrhunderte angestauten Unmut einer ganzen Nation öffentlich aus. Tut gegen Rom „das Maul auf". Niemals wohl hat eine Druckschrift Vergleichbares ausgelöst, ist ein Unbekannter durch einen einzigen Text über Nacht zu einer Figur der Weltpolitik geworden.

Um 1518, als Raffael ihn porträtiert, tut Papst Leo X. die Thesen Luthers noch geringschätzig als »Mönchsgezänk« ab

Die Fürsten, die Städter, die Bauern (denen man den Text vorliest) finden hier ihren Zorn artikuliert. Ihren Zorn über die moralische Verkommenheit des Klerus und über die Abgaben, die an die Kirche zu entrichten sind. Luther bekommt begeisterte Briefe. Der Kurfürst von Sachsen ist stolz auf „seinen" Dozenten.

Das ist alles noch keine Bewegung oder gar eine neue Kirche. Noch ist alles unorganisiert, ja diffus und ziellos – außer in der Feindschaft zu Rom. Aber plötzlich hat der Protest eine Stimme und ein Gesicht. Luther.

Der hat niemals damit gerechnet, dass seine Thesen solche Wirkung erzielen. Doch nun ist ihm klar, dass er in Lebensgefahr schwebt. Nachgeben aber will er nicht. In einer Predigt verspricht er, „dass ich, obwohl mich etliche Leute als einen Ketzer beschimpfen, auf solch ein Geplärre nicht groß achte, denn das tun nur etliche finstere Gehirne, welche keine Ahnung von der Bibel, die christlichen Lehrer nie gelesen, ihre eigenen Lehrer nie verstanden haben und in

Lucas Cranach d. J. feiert 1546 die »ware Religion Christi« (L.), die ein von Gott, Jesus und dem Heiligen Geist inspirierter Luther den Frommen predigt

– während ein Mönch unter der Einflüsterung des Teufels (r.) die »Abgöttischen lehr des Antichrists« dem sündigen katholischen Klerus verkündet

ihren durchlöcherten und zerrissenen Meinungen fast untergehen."

Und er ruft aus: „Wenn einer nicht mit mir singen will, was kann mich das kümmern? Er mag, wenn er will, auch heulen, aber in seiner eigenen Gesellschaft."

Es heult Tetzel, dem plötzlich das lukrative Ablassgeschäft wegbricht. Flugs verfasst er 106, später weitere 50 „Antithesen". Luther erregt sich über die Sätze des „unverschämten, gotteslästerlichen Beutelschneiders", und Tetzel hat keine Chance, seine Einnahmen zu retten.

Es heult deshalb auch Erzbischof Albrecht von Mainz. Schon sitzen ihm die Fugger im Nacken, schon murren manche Männer seiner Diözese über seinen Prunk. Eilig meldet er die gefährlichen Thesen jenes Mönches nach Rom und schickt auch gleich ein Exemplar des Pamphletes mit.

Es heulen die Inquisitoren: Professor Johannes Eck aus Ingolstadt, hoch angesehener Theologe und Inquisitor für Bayern, verfasst eine gelehrte Gegenschrift. Silvester Prierias, Palastmeister des Papstes, Inquisitor, Richter in Glaubenssachen und Zensor aller Neuerscheinungen, schreibt in Rom ein Gegenmanifest – innerhalb von drei Tagen, wie er in seinem Vorwort stolz vermerkt. Seine Schrift fällt aber so flach aus, dass der Papst spitz anmerkt, er hätte sich doch besser drei Monate Zeit dafür lassen sollen.

Es heult schließlich auch Leo X. – selbst wenn ihm das „Mönchsgezänk" jenseits der Alpen zunächst nur eines unter vielen Problemen zu sein scheint. Er zitiert den Augustinergeneral zu sich, den höchsten Mönch des Ordens. Der soll Luther zum Schweigen bringen: „Handelst du schnell, so wird es hoffentlich leicht sein, die eben erst entfachte Flamme zu ersticken. Denn alles, was noch klein ist und eben erst den Kopf hebt, hält einem machtvollen Zugriff nicht stand." Ein Irrtum, denn zum ersten Mal ist die Druckerpresse schneller als die Inquisition. Und die Politik ist wichtiger als der Glaube.

Zwar schäumt der Inquisitor Eck gegen die „Lutherpest". Zwar droht Luthers Bischof: „Ich werde nicht eher ruhig schlafen, bis ich den Bruder Martin im Feuer brennen sehe." Zwar wird der renitente Mönch 1518 vom Papst als „Sohn der Bosheit und Verächter Gottes" beschimpft und offiziell zum Ketzer erklärt. Doch Luther macht einfach weiter.

Er behauptet ungestraft, dass „der wahrhaftige Antichrist im Tempel Gottes sitzt und in Rom regiert, dem wahren Babylon, bekleidet mit Scharlach und Rosenfarb, und dass der römische Hof die Synagoge und Schule Satans ist".

Ungeheuer ist die Macht der Kirche gewesen, weil sie die Macht hatte über die Schrift. Ob Gnostiker oder Arianer in der Antike oder Katharer im 12. Jahrhundert – von ihren Werken ist fast alles auf dem Scheiterhaufen gelandet. Nur Fragmente, manchmal nur einzelne Sätze haben die Zeiten überdauert, ihre Lehren sind buchstäblich ausgetilgt worden.

Anders bei Luther: Jedes Pamphlet – und er schreibt in dieser Zeit 20, 30, 40 im Jahr – wird in mehreren Tausend Exemplaren gedruckt und ist meist binnen weniger Tage vergriffen, und überall gibt es Nachdrucke. Zu viele Schriften sind zu schnell in Umlauf, als dass man sie alle verbrennen könnte.

Schlimmer noch: Eck und andere Verteidiger der katholischen Kirche sind die Ersten, die ein neues, gnadenloses Gesetz der Mediengesellschaft kennen lernen. Dadurch, dass sie ebenfalls wüste Pamphlete verfassen, fördern sie noch die öffentliche Aufmerksamkeit für all das, was sie doch gerade so heftig bekämpfen.

AM SCHLIMMSTEN aber, zumindest aus Sicht des Papstes: Anders als bei den Katharern in Südfrankreich, gegen die der Papst den französischen König und seine Adeligen im 13. Jahrhundert zu einem Vernichtungskreuzzug aufstacheln konnte, und anders als beim Ketzer Jan Hus, den man trotz der Zusage freien Geleits noch ein Jahrhundert zuvor auf den Scheiterhaufen geführt hat, verweigert sich diesmal die weltliche Macht den wütenden Forderungen der Geistlichkeit.

Denn die deutschen Fürsten und städtischen Ratsherren mögen zwar manches an Luthers Lehre nicht verstehen, die Konsequenzen dieser Lehre aber passen in ihr Konzept: Wenn die Autorität des Papstes nicht mehr viel gilt und der Klerus eigentlich überflüssig ist, dann müssen die Herren und die Städte keine Abgaben mehr nach Rom entrichten – und haben endlich Zugriff auf die riesigen Ländereien der Kirche.

Jeder Fürst könnte sein Land arrondieren und hätte nicht mitten in seinem Staat autonome Abteien oder Dörfer, die einem Bischof unterstehen; in den Zentren der Städte gäbe es keine Klöster und

Karl V. als Sechzehnjähriger: Der verschlossene Monarch wird zum entschlossensten Gegner der Protestanten

Der junge Kaiser stellt sich Luther in den Weg

Kirchen mehr, in denen die Ratsherren und die Zünfte nichts zu sagen hätten.

So kommt es, dass der Ketzer Martin Luther von den hohen Herren gedeckt, ja gefördert wird. Selbst der alte Kaiser Maximilian I. rät dem sächsischen Kurfürsten: „Wahrlich, die Sätze Eures Mönchs sind nicht zu verachten. Er wird ein Spiel mit den Pfaffen anfangen. Der Kurfürst schütze nur fleißig den Mönch, weil man seiner vielleicht einmal bedürfe."

Luther hat die Rebellion gegen Rom aus persönlicher Glaubensnot begonnen. Doch emporgerissen zu weltgeschichtlicher Bedeutung wird sie aus politischen Gründen.

Es bedarf vieler Intrigen und diplomatischer Ränke – und eines neuen Kaisers –, bis die Kirche Luther doch noch stellen kann. Doch die Aktion zur Vernichtung des Ketzers wird schließlich zur Niederlage des Papstes.

WORMS, ANFANG APRIL 1521. Wieder zieht ein Mönch im Triumph durch Deutschland. Doch diesmal ist es nicht der Ablassprediger Tetzel (der ist, viel geschmäht, inzwischen gestorben), sondern Luther, der nach Worms reist, wo sich der Kaiser und alle Großen zum Reichstag versammelt haben. Der Mann aus Wittenberg ist vorgeladen worden, um sich zu rechtfertigen, um zu widerrufen. Es geht um seine Lehre und um sein Leben. Doch Luther erscheint nicht wie ein Ketzer: Ihm voraus reitet der kaiserliche Herold im Wappenrock mit dem Adler.

Auch des Kaisers Gunst schützt den Klerus nicht mehr: Schmähbild eines Mönches, der des Teufels Sackpfeife, also dessen Verkünder, ist

Luther reist im offenen Wagen, ein paar Freunde nur begleiten ihn. Doch in fast jeder Stadt wird der Zug angehalten: Der berühmte Mann wird von den Honoratioren empfangen, die Menge jubelt, der Mönch muss mancherorts predigen.

Als am 16. April der Türmer in Worms den Zug erblickt, lässt er seine Trompete erschallen. Luther ist da! Das Volk drängt sich in den Gassen und jubelt, acht Berittene müssen dem Wagen mühsam einen Weg bahnen. 2000 Schaulustige sind es, berichtet ein Chronist, und das mag nicht übertrieben sein, denn die Stadt ist überfüllt mit den hohen Herren und ihrem Gefolge.

Luther drängt durch die Menge bis zum Johanniterhof in der Kämmerergasse, seinem Quartier für die nächsten Tage. Ein „Triumphzug" sei das gewesen, meldet zornbebend der päpstliche Nuntius nach Rom, und weiter: „Beim Verlassen des Wagens schloss ihn ein Priester in seine Arme, rührte dreimal sein Gewand an und berühmte sich im Weggehen, als hätte er eine Reliquie des größten Heiligen in Händen gehabt; ich vermute, es wird bald von ihm heißen, er tue Wunder. Dieser Luther, als er vom Wagen stieg, blickte mit seinen dämonischen Augen im Kreise umher und sagte: ‚Gott wird mit mir sein!'"

Am nächsten Tag ist das Verhör vor dem Kaiser und den Großen des Reiches angesetzt. Der kaiserliche Herold und der Reichserbmarschall holen den Mönch ab, doch die Straßen sind so voller Schaulustiger, dass sie nur mit Mühe und auf Umwegen den Palast des Bischofs erreichen, wo sich alle versammelt haben.

Luther drängt sich durch den Vorhof. Ein Landsknechtführer spricht ihm Mut zu, zumindest überliefern es so manche Chronisten: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schweren Gang, einen Stand zu tun, dergleichen ich und mancher Oberst auch in unseren allerernstesten Schlachtordnungen nicht getan haben." Und dann ist Luther im Saal.

Da stehen ihm die Mächtigen Deutschlands gegenüber: ein Erzherzog, sechs Kurfürsten, 28 Herzöge, elf Markgrafen, 30 Bischöfe und rund 200 Herren über kleinere Ländereien. Mächtige, trinkfreudige, kriegerische Gestalten zumeist, dick im Wams, mit goldenen Ketten behangen, die Gesichter von wallendem Haupt- und Barthaar umrahmt. Auf den Emporen drängen sich Hunderte von Zuschauern.

Zwischen diesen vor Leibesfülle und Selbstbewusstsein strotzenden Großen sitzt, blass, schmächtig, schmal, Kaiser Karl V. Der 21-jährige Enkel Maximilians ist Erbe des größten Weltreichs der Epoche, Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, König von Spanien und Neapel, Herr über die Niederlande und Machthaber über Territorien in Lateinamerika.

Doch seine Höflinge murmeln, dass der verschlossene Monarch ein willenloses Werkzeug seiner ehrgeizigen niederländischen Räte sei. Mit ihnen und einigen spanischen Granden ist er von der iberischen Halbinsel nach Deutschland geeilt – Unruhen in Spanien und ein Krieg mit Frankreich ziehen ihn zurück, er möchte den lästigen Konflikt im Reich schnell bereinigen.

Dem Kaiser gegenüber steht Luther, lächelnd zunächst. Ein knochiger Mann in der schwarzen Kutte der Augustiner, der Schädel wuchtig und hart von jahrelanger mönchischer Askese (dick wird er erst in späteren Jahren werden), in den braunen Augen ein Blick, der nicht nur den Nuntius erzittern lässt.

Dann tritt der Offizial des Erzbischofs von Trier vor, der Vertreter der kirchlichen Gerichtsbarkeit, und legt zwei Packen Bücher auf eine Bank vor Luther. Er spricht Latein, dann deutsch. Dem Kaiser, der französisch erzogen worden ist und nur diese Sprache spricht, wird flüsternd übersetzt.

Bizarrer Zweikampf: Auf diesem Bild aus dem 16. Jahrhundert besiegt Luther, die Bibel an seiner Seite, den über alten Dekreten liegenden Papst

„Martin Luther, die kaiserliche Majestät hat dich aus zwei Gründen hierher beschieden. Zunächst, um zu erfahren, ob du dich hier öffentlich zu diesen Büchern bekennst, die unter deinem Namen verbreitet worden sind. Tust du dies, so sollst du zweitens erklären, ob du ihren Inhalt aufrecht erhalten oder etwas davon widerrufen willst."

Luther will schon antworten, da meldet sich ein kursächsischer Rat, der ihm in Rechtsdingen beistehen soll: Man möge alle Titel vorlesen – nicht dass dem Mönch ein Buch untergeschoben wird, das er gar nicht geschrieben hat.

Das geschieht. Doch Luther ist plötzlich verwirrt. Er spricht leise, ja zaghaft. Kaum jemand kann ihn verstehen. Ja, das seien seine Bücher. Ob er aber widerrufen möchte? Er möchte sich besser vorbereiten. „Deshalb bitte ich in Demut Eure kaiserliche Majestät um Bedenkzeit, damit ich, ohne das Gotteswort zu verletzen und meine Seele zu gefährden, die rechte Antwort auf die Frage geben möge."

Die vielen Freunde Luthers sind verwirrt, seine Gegner triumphieren. Seit dreieinhalb Jahren feuert er doch unablässig Pamphlet auf Pamphlet gegen Rom – warum jetzt diese Verzögerung? Manche Anhänger des Papstes hoffen, dass sich der Ketzer endlich, im Angesicht des Reichstags, doch noch zum Widerruf entschließt.

Luther wird ein Tag Bedenkzeit eingeräumt, dann entlässt ihn der Kaiser unwirsch. „Dieser da wird mich nicht zum Ketzer machen!", bemerkt Karl V. verächtlich zu seinen Höflingen.

Niemand weiß, warum Luther, der so lange unerschrocken und leidenschaftlich für seine Sache gefochten hat und auch noch fröhlich in den Reichstag hineingegangen ist, so plötzlich, fast von einer Sekunde auf die andere, zaghaft wird. Was gibt es in den 24 Stunden schon zu bedenken? Entweder steht er zu seinem Glauben, oder er widerruft. Eine dritte Möglichkeit gibt es nicht. Aber vielleicht will er auch nur seinen großen Auftritt, der Spannung halber, einen Tag hinauszögern.

Am nächsten Tag spricht Luther um sechs Uhr abends. Wieder tritt der Offizial vor: „Willst du nun die von dir anerkannten Bücher alle verteidigen oder willst du etwas widerrufen?"

Luther ist nicht wiederzuerkennen. Strotzend vor Selbstbewusstsein, ja fröhlich hält er ein langes Plädoyer in eigener Sache. Er bekennt sich zu allen Schriften und behauptet, „dass die Gesetze des Papstes und die Menschenlehren die Gewissen der Gläubigen elend in Fesseln schlagen, misshandeln und zu Tode martern und dass vor allem in dieser ruhmreichen deutschen Nation Hab und Gut von unglaublicher Tyrannei oh-

ne Ende und auf unwürdige Weise verschlungen worden sind und noch verschlungen werden."

Nach der Rede drängt der Offizial noch einmal: „Gib endlich eine einfältige, runde und richtige Antwort darauf, ob du widerrufen willst oder nicht."

„Hier stehe ich! Ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen."

Das, so will es eine bald schon gebildete Legende, soll Luther daraufhin geantwortet haben. Tatsächlich aber ist seine Erwiderung weniger pathetisch, wenn auch um nichts weniger entschieden: „Weil denn Eure kaiserliche Majestät, Kur- und Fürstlichen Gnaden eine schlichte, einfältige, richtige Antwort begehren", beginnt er, „so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne hat: Wenn ich nicht mit Zeugnissen der Heiligen Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und widerlegt werde – denn dem Papst oder den Konzilien allein glaube ich nicht, weil es feststeht, dass sie sich häufig geirrt und sich auch selbst widersprochen haben –, bin ich durch die Schriftworte, die ich angeführt habe, gebunden. Und solange mein Gewissen durch Gottes Worte gefangen ist, kann und will ich nichts widerrufen, weil es gefährlich ist und die Seligkeit bedroht, etwas gegen das Gewissen zu tun. Gott helfe mir, Amen."

Im Saal ist es einen Moment lang totenstill. Dann ruft der Offizial: „Lass dein Gewissen fahren, Martin, du bist im Irrtum!"

Da steht Karl V. plötzlich auf, murmelt, er habe genug und eilt aus dem Saal. Die Sitzung ist beendet. Im Saal bricht ein Tumult los. Luther hat nicht widerrufen! Der Mönch ist vor dem Kaiser standhaft geblieben! Seine Freunde umdrängen ihn, schieben und stoßen ihn hinaus. Luther reißt den Arm hoch und spreizt die Finger ab – das Triumphzeichen der Landsknechte bei einem besonders guten Hieb.

Auch in den Straßen von Worms schreit die Menge. Viele jubeln, doch es sind auch die spanischen Adligen zu hören: „Al fuego! Al fuego! – Ins Feuer mit ihm!"

Luther gelangt unbehelligt in den Johanniterhof. Dort reißt er die Arme hoch, berichtet ein Augenzeuge, „und schreit mit fröhlichem Angesicht: ‚Ich bin hindurch, ich bin hindurch!'"

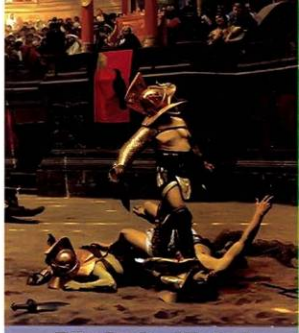
DAMIT HAT LUTHER RECHT, auch wenn er bis zu seinem Tod um seine Lehre kämpfen, wenn ihm auch weiterhin der Scheiterhaufen drohen wird. Denn dadurch, dass er auf dem Reichstag standhaft bleibt und lebend davonkommt, gibt er das Startzeichen für eine neue Kirche.

Zunächst werden in Wittenberg viele katholische Geistliche lutherisch, Klöster lösen sich auf, an der Universität wird seine Lehre verbreitet – wobei viele Dinge zunächst noch vage bleiben und erst beschlossen werden müssen. Theologische Zweifelsfälle werden von Luther entschieden (Sollen beim Abendmahl Leib und Blut Christi tatsächlich oder nur symbolisch gereicht werden?), er verfasst neue Kirchenlieder für den Gottesdienst und organisiert den Aufbau der Gemeinden. Seine Anhänger, die sich nach dem allein für sie relevanten Neuen Testament die „Evangelischen" nennen, sollen von den Fürsten gefördert und finanziert werden.

Die neue Kirche breitet sich aus: 1526 etwa macht Landgraf Philipp Hessen evangelisch, im Jahr zuvor verwandelt der letzte Hochmeister des Deutschritterordens sein Ordensland in das weltliche evangelische Herzogtum Preußen. Auch außerhalb Deutschlands entstehen – zum Teil in Nachahmung Luthers, zum Teil in Konkurrenz zu ihm – evangelische Kirchen: in den Niederlanden, in der Schweiz, in Skandinavien. Bald ist Mittel- und Nordeuropa zum größten Teil protestantisch.

Das Papsttum reagiert nun endlich energisch, aber viel zu spät. Die Jahrzehnte nach 1555 werden in der historischen Forschung als die der „Gegenreformation" bezeichnet, doch genau genommen ist dies falsch: Es ist die eigentliche Reformation.

Bald stehen sich in Deutschland zwei Kirchen gegenüber



Römische Historie die fasziniert. Aus unserem großen Blankwaffensortiment aus aller Welt.

Römisches Luxusschwert Typ Gladius.
Klinge 420 rostfrei, gehärtet. Griff vergoldet und reich verziert. Gesamtlänge 79 cm.
Nr. 12920 **EUR 189,–**

Römisches Kurzschwert mit Scheide.
Kräftige, rustikale Ausführung, Klinge aus gehärtetem Kohlenstoffstahl, Holzgriff, Scheide: Holz mit schwarzem Bezug und Metallbeschlägen. Gesamtlänge 75 cm.
Nr. 81212
EUR 119,–

Lieferung erfolgt per Nachnahme oder Angabe der Kreditkarte Eurocard, Visa usw. (Bitte Altersnachweis beilegen).

Stahlwarenhaus Hebsacker
Gelbinger Gasse 16,
D-74523 Schwäbisch Hall
Tel. (07 91) 8 40 91, Fax (07 91) 80 28
E-Mail: stahlwarenhaus.hebsacker@t-online.de

Denn nun verändert sich die katholische Kirche von innen, ohne dabei ihre wesentlichen Institutionen anzutasten. Die ärgsten Auswüchse der Simonie werden beseitigt, der Zölibat wird, eigentlich zum ersten Mal in der Kirchengeschichte, mit großer Strenge durchgesetzt. Und mit dem neu gegründeten Jesuitenorden gewinnt der Papst eine straffe, bedingungslos ergebene geistliche Truppe von Predigern, Missionaren und Theologen, die den evangelischen Geistlichen an der Universität genauso ebenbürtig gegenübertreten können wie dem Volk.

Stets hat die katholische Kirche auf große Ketzerbewegungen mit der Reform der eigenen Institution reagiert. Stets sind letztlich aber alle Häretiker hauptsächlich deshalb überwunden worden, weil sie und ihre Schriften auf den Scheiterhaufen verbrannten. Auch diesmal herrscht Gewalt – doch zum ersten Mal verliert der Papst den weltlichen Kampf.

1546, 25 JAHRE NACH WORMS, beginnt Karl V. einige letztlich erfolglose Feldzüge gegen evangelische Landesfürsten. Der düstere Habsburger kämpft gegen die Lutherischen, deren Glauben er ablehnt und deren politische Ambitionen seinem Weltreich gefährlich werden. Der Papst ist dabei nur selten sein Verbündeter, denn der fürchtet den Kaiser, dessen Lande den Kirchenstaat umschließen, fast ebenso sehr wie Luther. So waren es kaiserliche, nicht evangelische Söldner, die 1527 im „Sacco di Roma" die Tiberstadt verwüstet und den Heiligen Vater gedemütigt haben.

Es beginnt das Jahrhundert der Religionskriege, das für Deutschland erst 1648 nach der Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges endet. Hunderttausende sterben in den wüsten Kriegszügen, und sie sterben vergebens: Den Protestanten gelingt es nie, wie von Luther erhofft, das Papsttum endgültig zu zerschmettern.

Doch auch der katholischen Kirche ist das geistliche Monopol über das Abendland abhanden gekommen, denn die Trennung nach Konfessionen verläuft im Wesentlichen so, wie sie sich in den Jahren nach 1521 bereits herausgebildet hat.

»Reformation« nennt man Luthers Tat erst 150 Jahre später

Rund ein Jahrtausend lang – vom Ende der Antike bis zu Luther – ist die katholische Kirche nicht Teil des Abendlandes gewesen, sie *war* das Abendland. Die Kirche war zwar nie allmächtig, aber allumfassend. Nach der Reformation ist der Papst nun nicht länger das Oberhaupt der abendländischen Christenheit, sondern nur der Anführer einer von zwei Glaubensrichtungen. Die katholische Kirche wird von einer Instanz zu einer Institution. Nicht länger oberste Autorität in allen Dingen, sondern eine von zwei alternativen Organisationen. Und schließlich, mit dem Aufkommen der Nationalstaaten und der großen Ideologien in der Neuzeit, nur noch eine Option unter vielen.

Luther hat diese Entwicklung weder vorhergesehen noch gewollt.

Denn Luther ist *kein* Reformator gewesen. „Reformation", so wird seine Tat erstmals 1688 von dem Staatswissenschaftler Veit Ludwig von Seckendorff in einem apologetischen Geschichtswerk beschwichtigend genannt. Tatsächlich ist Luther *Revolutionär* gewesen, der erste der Neuzeit.

Der Anlass für seinen folgenreichen Protest 1517 – und für die ungeheure Popularität, die er damit erringt – ist zwar ein Missstand innerhalb der Kirche, der Ablass, den man hätte reformieren können. Doch Luther will von Anfang an viel mehr: Er kritisiert nicht *diesen* Papst Leo X., sondern das *Papsttum generell*. Er kritisiert nicht die Korruption bei der Amtsernennung, sondern die Ämter überhaupt. Er kritisiert nicht manche Exzesse bei der Spende der Sakramente, sondern die Wirksamkeit der meisten Sakramente.

Die katholische Kirche sieht sich als von Gott selbst eingesetzte Mittlerin zwischen dem Allmächtigen und den Menschen. Für Luther steht jeder Mensch seinem Schöpfer persönlich gegenüber – da ist kein Platz für *geweihte* Ämter. Dieses neue Verständnis macht aus seiner Bewegung eine eigene Amtskirche: in Gestalt der evangelischen Landeskirchen.

Genau dies auch hält Luthers Thesen selbst nach einem halben Jahrtausend aktuell – so aktuell, dass sich evangelische und katholische Christen, wenn sie es denn ehrlich meinen, niemals vereinen können. Denn Luther kritisiert nicht die *Sünden* der Kirche, sondern ihren *Sinn*. Für ihn ist die Kirche nicht mehr *Vermittlerin* des Seelenheils, sondern eine Organisation, in der das Wort Gottes *verkündet* wird. Zwischen Gott und Mensch ist kein Platz mehr für den Papst.

IN DIESEM GLAUBEN und in fast überraschender Bescheidenheit verbringt Luther seine letzten Tage. Im kalten Winter 1545 reist er mehrmals in seine Geburtsstadt Eisleben, um einen Streit im dortigen Grafenhaus zu schlichten. Den mächtigen, aufgedunsenen Körper schüttelt das Fieber, ihn plagen vielerlei Krankheiten. Im Februar 1546 werfen ihn heftige Schmerzen in der Brust auf das Krankenlager. Nur wenige Freunde sind bei Luther, als er abends mit mühsam herausgepresster Stimme sein Todesgebet spricht, bevor er das Bewusstsein verliert. Stunden später macht er seinen letzten, tiefen Atemzug. Es ist 2.45 Uhr am 18. Februar 1546.

Gut einen Tag zuvor hat der große, wüste, begnadete Pamphletist seine letzten Zeilen geschrieben: Notizen auf einem Blatt Papier. „Den Vergil in seinen Bucolicis kann niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre Hirte gewesen. Den Vergil in seinen Georgicis kann niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre Ackermann gewesen. Den Cicero in seinen Episteln kann niemand verstehen, er habe denn fünfundzwanzig Jahre in einem großen Gemeinwesen sich bewegt. Die Heilige Schrift meine niemand genugsam geschmeckt zu haben, er habe denn hundert Jahre lang mit Propheten wie Elias und Elisa, Johannes dem Täufer, Christus und den Aposteln die Gemeinden regiert. Versuche nicht diese göttliche Äneis, sondern neige dich tief anbetend vor ihren Spuren!"

Und dann plötzlich nicht mehr auf Latein, sondern in Deutsch: „Wir sind Bettler. Das ist wahr." □

Jetzt anrufen: 040/3703-3803!

BEHALTEN SIE DEN ÜBERBLICK.

Einfach revolutionär – das Jahresabo zum Minipreis!

Sichern Sie sich ein ganzes Jahr lang *stern spezial* BIOGRAFIE frei Haus für nur € 10,80! Plus Gratisheft Ihrer Wahl!

Sichern Sie sich jetzt jede Ausgabe von *stern spezial* BIOGRAFIE und sparen Sie dabei volle 10%! Erfahren Sie alles über die interessantesten Persönlichkeiten unserer Zeit. Ob tragisch oder heiter, diese Geschichten werden Sie bewegen. Antworten Sie noch heute und sichern Sie sich als Dankeschön ein Gratisheft Ihrer Wahl!

Gratis!
Ausgabe „Elvis" oder „James Bond"

B&F • Borken

SIE HABEN NUR VORTEILE

1. **Ein Geschenk für Sie**
   Ein Gratisheft Ihrer Wahl
2. **Vorzugspreis**
   Sie zahlen € 2,70 statt € 3,00 pro Heft
3. **Lieferung frei Haus**
   Pünktlich in Ihrem Briefkasten

COUPON AUSFÜLLEN ODER ...

... anrufen: 040/37 03-38 03
... faxen: 040/37 03-56 57
... mailen: stern-service@guj.de

Bitte Bestell-Nr. angeben!

stern spezial BIOGRAFIE erscheint im Verlag Gruner+Jahr AG & Co, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg

Bitte hier ausschneiden!

Ja, ich will *stern spezial* BIOGRAFIE lesen!

☑ Schicken Sie mir ab der nächsten Ausgabe 1 Jahr lang *stern spezial* BIOGRAFIE (4 Ausgaben) zum Preis von zzt. € 10,80 (€ 2,70 pro Ausgabe statt zzt. € 3,00 im Einzelkauf). Danach kann ich jederzeit kündigen. Eine kurze Mitteilung an den *stern* Kunden-Service genügt. Die Zusendung meines Dankeschöns erfolgt nach Zahlungseingang. Dieses Angebot gilt nur innerhalb Deutschlands und solange der Vorrat reicht. Auslandspreise auf Anfrage.

Name, Vorname

Straße/Hausnummer

Postleitzahl | Wohnort

Telefonnummer | Geburtsdatum 19

E-Mail

Schicken Sie mir bitte folgendes Gratisheft:

☐ die „Elvis"-Ausgabe ☐ die „007 James Bond"-Ausgabe

Ich zahle bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährlich, zzt. € 10,80).

Bankleitzahl | Kontonummer

Geldinstitut

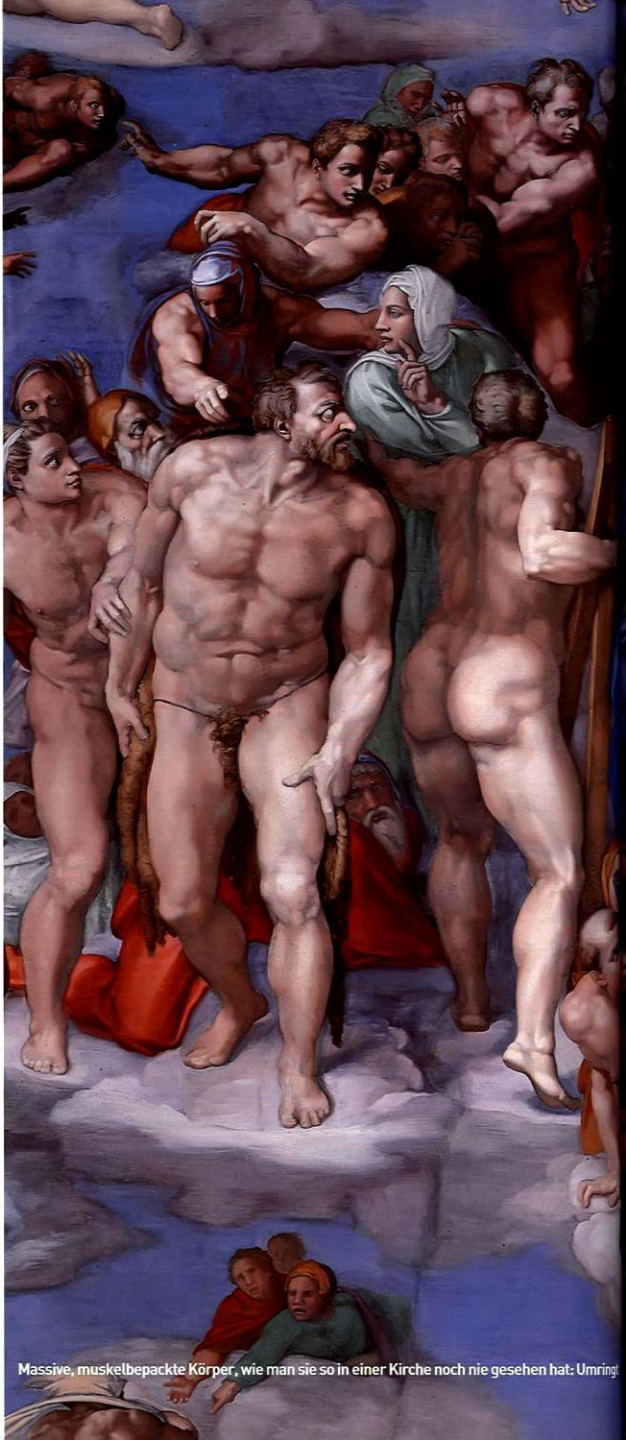
Datum | X Unterschrift

Ausschneiden und abschicken:
stern Kunden-Service · 20080 Hamburg

Bestell-Nr.: 230874F

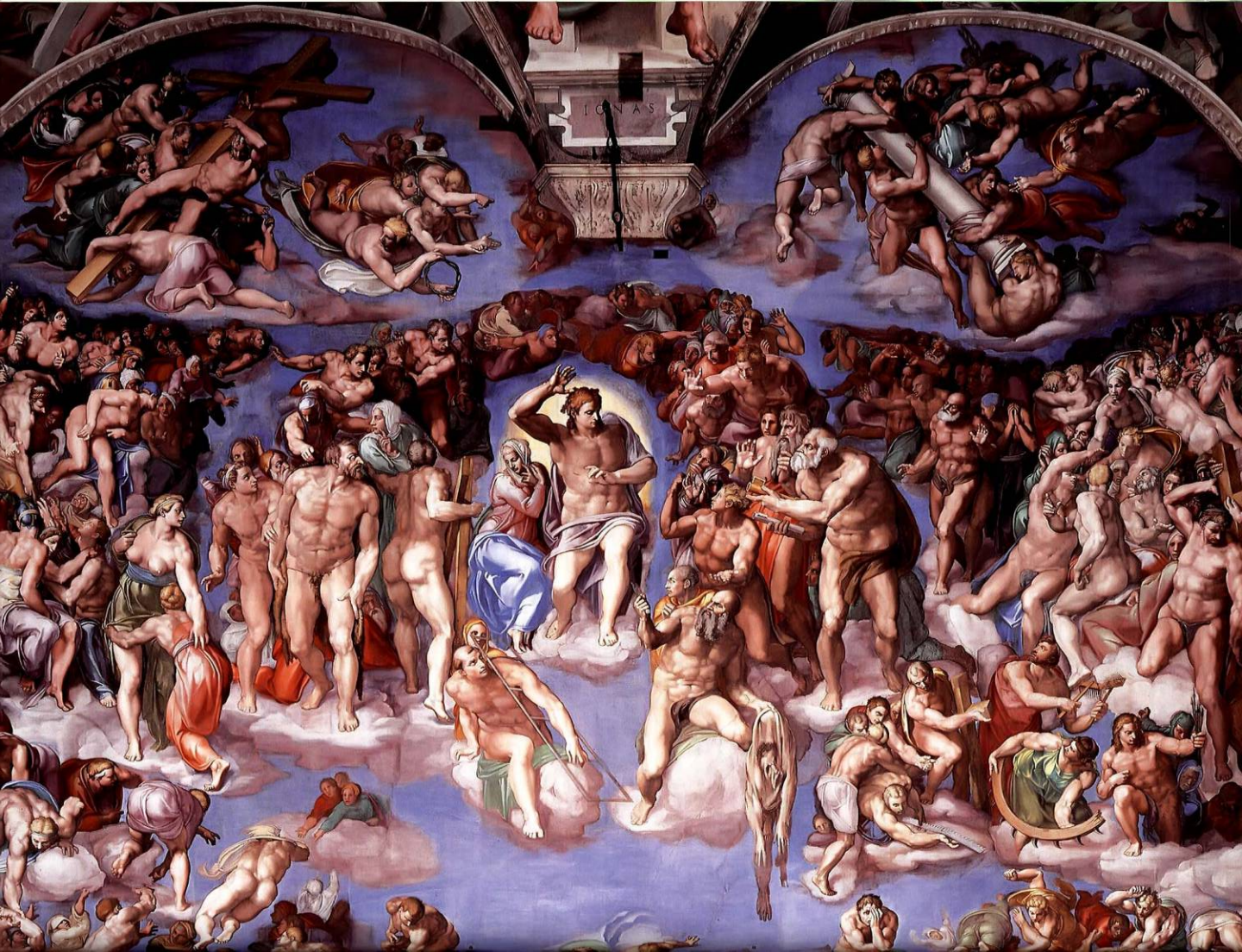
Der heilige Schauder

Seit 30 Jahren hege er den Wunsch, fleht Papst Paul III. den zögerlichen Michelangelo an, dass der Meister ein Gemälde für ihn erschaffe. Der gottesfürchtige Künstler gibt schließlich nach und malt auf die Altarwand der Sixtina, der Hauskapelle des Papstes, das Gericht des Jüngsten Tages: ein düsteres Abbild der Zeit, eine Anklage der lüsternen und habgierigen Menschheit – vielleicht sogar der Kirche. Die Drastik seiner Leiber und Fratzen machen das Fresko nach der Enthüllung 1541 zum Skandal



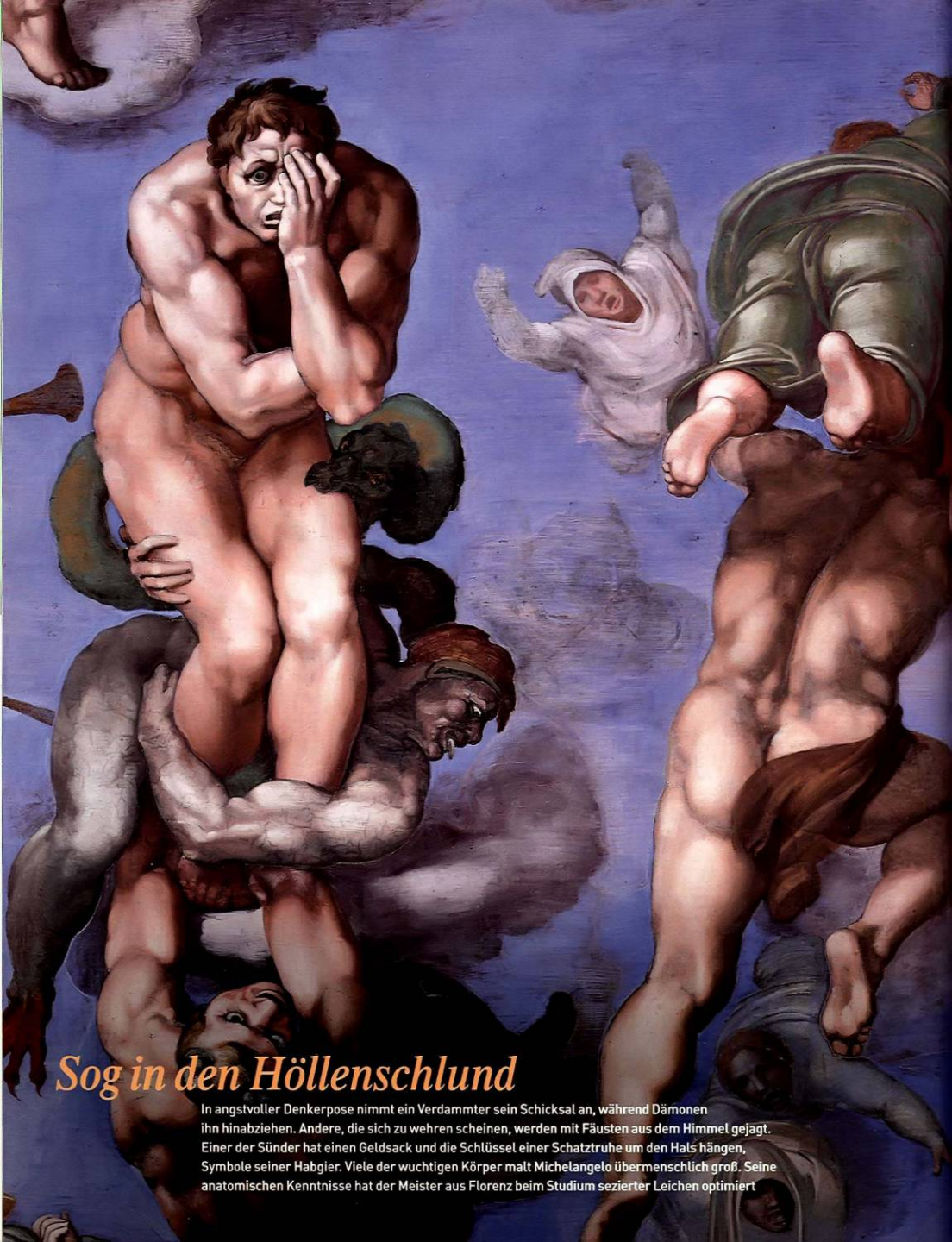
Massive, muskelbepackte Körper, wie man sie so in einer Kirche noch nie gesehen hat: Umring

von kaum bekleideten Märtyrern und Heiligen hält Christus Gericht; in der abgezogenen Haut des Bartholomäus porträtiert sich der Maler selbst


IONAS

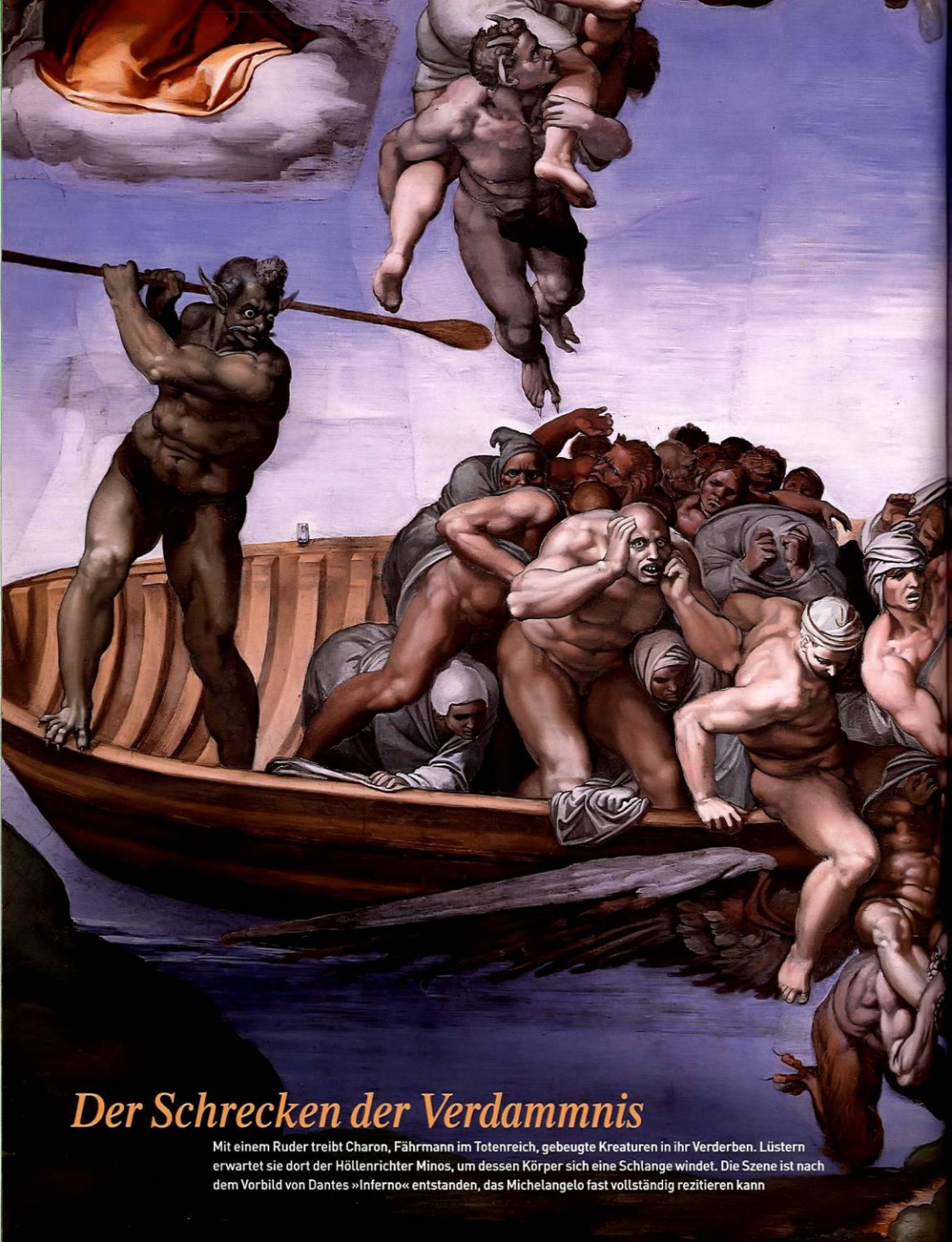
Christus, der Weltenrichter

Engel ziehen die Geretteten hinauf in die ewige Seligkeit und stoßen die Verdammten in die Hölle hinab; Jesus Christus scheidet die Guten von den Bösen. Zwischen 1536 und 1541 malt Michelangelo die dramatischen Szenen des Jüngsten Gerichts auf die Stirnseite der Sixtinischen Kapelle. Manche der rund 400 Figuren tragen die Gesichtszüge von Zeitgenossen – so auch Minos, der eselsohrige Höllenrichter (unten rechts), in dem sich Biagio da Cesena wiedererkennt, der päpstliche Zeremonienmeister, der es gewagt hat, das noch unvollendete Gemälde zu kritisieren. Als Biagio den Papst bittet, das Porträt übermalen zu lassen, antwortet Paul III., seine Autorität reiche nicht bis zur Hölle



Sog in den Höllenschlund

In angstvoller Denkerpose nimmt ein Verdammter sein Schicksal an, während Dämonen ihn hinabziehen. Andere, die sich zu wehren scheinen, werden mit Fäusten aus dem Himmel gejagt. Einer der Sünder hat einen Geldsack und die Schlüssel einer Schatztruhe um den Hals hängen, Symbole seiner Habgier. Viele der wuchtigen Körper malt Michelangelo übermenschlich groß. Seine anatomischen Kenntnisse hat der Meister aus Florenz beim Studium sezierter Leichen optimiert



Der Schrecken der Verdammnis

Mit einem Ruder treibt Charon, Fährmann im Totenreich, gebeugte Kreaturen in ihr Verderben. Lüstern erwartet sie dort der Höllenrichter Minos, um dessen Körper sich eine Schlange windet. Die Szene ist nach dem Vorbild von Dantes »Inferno« entstanden, das Michelangelo fast vollständig rezitieren kann

Chor der himmlischen Posaunen

»Und er wird seine Engel senden mit hellen Posaunen, und sie werden seine Auserwählten sammeln von den vier Winden«, heißt es beim Evangelisten Matthäus. Zwei Gottesboten wuchten das massive Buch, in das die Namen der Verdammten eingetragen sind – während die Liste der Erlösten (links) sehr viel schmaler ausfällt

VON REYMER KLÜVER

Es ist der Abend vor Allerheiligen im Jahre 1541, einem der höchsten Feste im Kirchenjahr. Endlich sind die schweren Holzgerüste abgebaut. Keine Tücher behindern mehr den Blick auf die mächtige Altarwand in der Sixtinischen Kapelle im Herzen des Vatikans. So vieles schon haben sie davon gehört, die Auserwählten, die an diesem 31. Oktober zur feierlichen Messe Zutritt haben in diese wohl bedeutendste Kapelle der Christenheit, die Kapelle des Papstes. Von Unzüchtigkeit raunt man in der Kurie und, unaussprechlich fast, von Ketzerei.

In sechs Jahren hat der florentinische Maler und Bildhauer Michelangelo Buonarroti, ein genialer und gottesfürchtiger Mann, mit zäher Energie das riesige Fresko geschaffen. Er ist jetzt 66 Jahre alt und längst Italiens berühmtester Künstler. Dieses Werk aber soll seinen Ruhm endgültig hinaus in den ganzen Erdkreis tragen. Fast allein hat er all die Jahre an dem Projekt gearbeitet, nur ein einziger Gehilfe durfte mit aufs Gerüst. Und penibel hat Michelangelo darauf geachtet, dass kein Unbefugter das Altarbild vor dessen Vollendung betrachtet. So viel Geheimniskrämerei nährt Gerüchte.

Doch dann, als das Fresko enthüllt wird, geht – so ist später zu hören – dessen Auftraggeber, Papst Paul III., vor diesem monumentalen, Furcht gebietenden Wandbild in die Knie. Christus, der Weltenrichter, ist auf ihm zu sehen und nichts weniger als das Ende der Geschichte, der Anbruch des Jüngsten Tags.

Und ein Haufen nackter Leiber.

Ein Skandal. Sofort nach seiner Enthüllung wird Michelangelos „Jüngstes Gericht" zum Ausgangspunkt einer bitteren Kontroverse. Sie wird zum Verdikt eines Konzils führen und die römische Kurie für Jahrzehnte beschäftigen.

Schon drei Wochen nach der feierlichen Enthüllung berichtet der Zuträger eines Kardinals, dass „kein Mangel an Nörgelei" herrsche. Denn das von Michelangelo geschaffene Gewoge auffahrender und niederstürzender Körper, trompetender Himmelsboten und grapschender Dämonen ist voller Tabubrüche.

Muskelbepackte, raufende Engel sind da zu sehen; bei anderen ist der Penis entblößt. Und was vielleicht noch schlimmer ist: Sie alle haben keine Flügel. Johannes der Täufer ist größer als Christus dargestellt, und er trägt nichts, um seine Scham zu verbergen. Die heilige Katharina von Alexandria ist zu erkennen, und ihre vollen Brüste scheinen mehr an die jugendliche Blüte ihres Leibes zu gemahnen als an ihr schreckliches Martyrium auf dem Dornenrad. Ein Satansknecht zerrt einen vor Schmerz aufheulenden Sünder am Gemächte hinab in den Höllenschlund.

Und, fast auf Augenhöhe des Betrachters und nur Meter vom Altar Jesu entfernt, beißt eine Schlange in das Geschlechtsteil des Höllenrichters Minos.

Aber all das ist noch nicht genug. Ist es nicht Frevel, dass Christus einem jugendlichen Titan gleicht – einem jener Heidengötter, wie sie drüben im Belvedere, der Altertumssammlung des Papstes, aufbewahrt werden? Er trägt keinen Bart, wie man ihn sonst kennt. Auch der Thron fehlt, von dem aus Jesus in majestätischer Ruhe den Auserwählten Erlösung, den Sündern aber ewige Verdammnis bringt.

Und dann die Figuren der Hölle, Charon und Minos, wie sie in Dantes „Inferno" beschrieben werden, von dem Michelangelo sich hat inspirieren lassen: Götzen in dieser Kapelle, an diesem zentralen Ort der Christenheit – ist das nicht Gotteslästerung?

Die einflussreichen Theatiner, ein junger, strenger Orden, sind die Ersten, die nur wenige Tage nach der Enthüllung Vorhaltungen dieser Art machen. Sie werden nicht die Letzten sein.

Eines allerdings bezweifelt niemand: Michelangelo hat eine gewaltige Komposition geschaffen. Wie in einem Mahlstrom, in Bewegung gesetzt anscheinend nur durch eine hochfahrende Geste Christi, umkreisen rund 400 Gestalten Gottes Sohn. Unter ihm, zu seiner Rechten, erheben sich die Toten aus ihren Gräbern und schweben, hilflos, wie trunken und von himmlischer Macht gezogen, zum Herrn empor.

Zu seiner Linken aber fahren die Verdammten, von Engeln gestoßen und den Geistern des Bösen hinabgerafft, zur Hölle, wo sie ein Heer Ekel erregender, gehörnter Folterknechte und der schlangenumwundene, eselsohrige Minos persönlich erwarten, um ihnen den Weg ins ewige Feuer zu weisen.

Die düstere Wucht des Bildes spiegelt das allgemeine Zeitempfinden. Pessimismus greift um sich. Der Weltuntergang erscheint vielen nicht mehr unbedingt als Phänomen einer fernen Zukunft, sondern als dräuend realistisches Szenario.

Gerade in Rom, dem angeschlagenen Zentrum der westlichen Welt, hat sich Düsternis breit gemacht. Die Plünderung der Stadt 1527 durch die Landsknechtshorde Kaiser Karls V. war eine Demütigung ohnegleichen für den Papst, den nur die Flucht in die Engelsburg rettete.

Aber war dieser barbarische Akt nicht eine gerechte Strafe für den Machtmissbrauch früherer Päpste und für die Verderbnis innerhalb der Kirche – dafür, dass Rom manchen Zeitgenossen als neues Babylon erschien?

Und sind nicht die reformatorischen Lehren jenes Mönchleins Martin Luther im fernen Deutschland Zeichen eines einsetzenden Wertewandels? Ein Symbol dafür, dass alles, was sicher zu sein schien, nun infrage steht? Gerät die Welt nicht aus den Fugen?

Im Norden rebellieren Bauern wider die weltliche Ordnung. Und innerhalb der Kirche wird erbittert um die geistige Erneuerung gerungen. Die Florentiner Bußpredigten des fanatischen Agitators Savonarola liegen vielen noch in den Ohren, Michelangelo zumal. Wenn die drohenden Zeichen allgegenwärtig sind, ist es da nicht tatsächlich Zeit für die Umkehr?

So ist es durchaus folgerichtig, dass Papst Clemens VII. das Weltgericht anstelle der üblichen Auferstehung als Thema für die westliche

Stirnseite der Kapelle auswählt. Im September 1533 verhandelt er vermutlich zum ersten Mal mit Michelangelo. Ein Jahr später aber stirbt er.

Sein Nachfolger Paul III. bestätigt den Auftrag. Nun will aber der Künstler nicht mehr. Andere, denen er sich vertraglich verpflichtet fühlt, bedrängen Michelangelo. Doch der Heilige Vater, der Michelangelo unbedingt für sich arbeiten lassen will, lässt nicht locker.

Michelangelo kann den Auftrag „nicht vermeiden" – so berichtet es sein zeitgenössischer Biograf Giorgio Vasari. Und bekommt für seine Zusage enorme Freiheiten eingeräumt.

Zum einen materiell: 1200 Scudi Jahresgehalt sichert ihm das Kirchenoberhaupt zu, auf Lebenszeit. Zum anderen genießt Michelangelo größte künstlerische Freiheit. Nur einmal inspiziert sein Auftraggeber die Arbeit des Meisters.

Nicht nur ist das Thema des Bildes brisant und der Ort bedeutend, eine Berühmtheit ist eben auch der Künstler selbst. Er wird als Bildhauer gefeiert, als Architekt hoch geschätzt, als Maler verehrt.

Die Jahre auf dem Gerüst in der Sixtina sind eine herkulische Aufgabe für den damals schon über 60-Jährigen, der drei Jahrzehnte zuvor mit ähnlich selbstverleugnendem Einsatz die Decken der Kapelle ausgestaltet hat. Damals, von 1508 bis 1512, malte er hoch, liegend unter der 20 Meter hohen Gewölbedecke die Schöpfungsgeschichte und Szenen aus dem Alten Testament. Wenn er nun das Ende aller Tage darstellen kann, vollendet sich für den tiefreligiösen Künstler auch ein Lebensthema.

Selbst ein Sturz vom Gerüst und eine schmerzhafte Beinverletzung halten den überaus willensstarken Michelangelo nicht ab, sich das Fresko abzuringen. 449 *giornate* benötigt er – Tagwerke, benannt nach jenen Flächen, die er innerhalb von zwölf Stunden auf feuchtem Wandputz ausmalen kann.

Ein gigantisches Unterfangen. So müssen Fresken, die in früheren Jahrzehnten auf die Altarwand der Sixtina gemalt worden waren, wieder abgeschlagen werden – darunter auch zwei Werke von Michelangelos eigener Hand. Zwei Fenster der päpstlichen Kapelle werden kurzerhand zugemauert, das Wappen eines Papstes wird entfernt.

Doch der Meister ist noch nicht zufrieden. Er lässt altes Mauerwerk der Altarwand abtragen, denn er will einen glatten, regelmäßigen Untergrund ganz nach seinen Vorstellungen. 34 Kubikmeter Ziegelsteine werden danach wieder aufgemauert. Die einst in der Höhe nach hinten abfallende Wand neigt sich nun um 30 Zentimeter nach vorn – was wie ein Vergrößerungsglas für die Figuren in der oberen Bildhälfte wirkt. Rund 14 mal 13 Meter misst das Fresko, das Gerüst geht über sechs, sieben Geschosse.

Nach der Enthüllung des „Jüngsten Gerichts" weigert sich Michelangelo Zeit seines Lebens, noch einen Pinselstrich am Bild zu verändern. Und das, obwohl ihn selbst der spätere Papst Paul IV. bittet, das Bild doch „geeigneter zu machen".

Nach dem Tod des Malers im Jahre 1564 aber legen andere Hand an das Fresko. Michelangelos Schüler Daniele da Volterra steigt als Erster aufs Gerüst, um jene Stellen zu übermalen, „die irgendetwas Obszönes oder gar erwiesenermaßen Falsches zeigen", wie es in einem Beschluss des Konzils von Trient heißt, der wenige Wochen vor Michelangelos Tod gefasst worden ist.

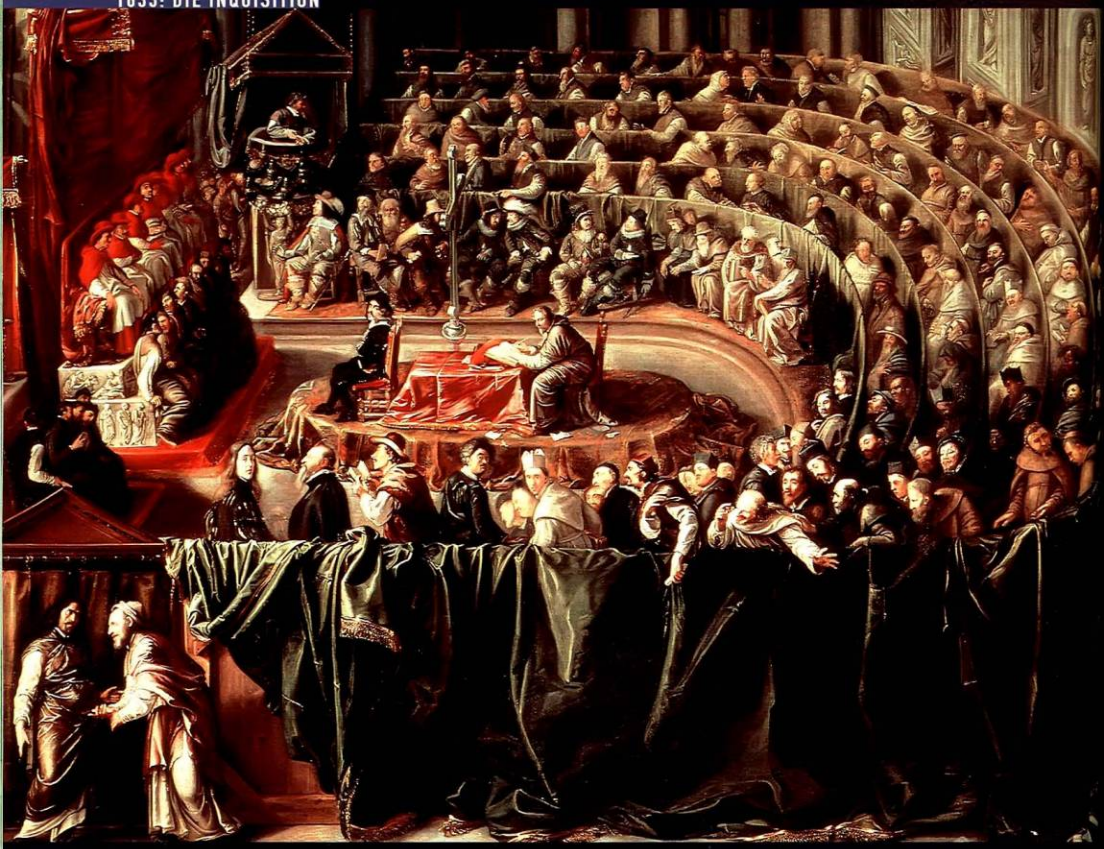
41 Figuren – Heiligen, Engeln und dem Teufel – passen sie im Laufe der Jahre Leinentücher an, um Geschlechts- und Hinterteile zu verhüllen.

Arbeit für die »Höschenmaler«

Als Paul IV. Michelangelo darum bittet, das Fresko voller nackter Figuren »geeigneter zu machen«, verweigert sich der Maler und fordert den Papst auf, doch die Welt geeigneter zu machen; das Bild werde diesem Beispiel rasch folgen. Im Jahr nach Michelangelos Tod beginnt Daniele da Volterra, viele der Figuren zu übermalen. Die barbusige heilige Katharina (links auf einer frühen Kopie, die den Originalzustand des »Jüngsten Gerichts« wiedergibt) erhält ein Gewand; der heilige Blasius hinter ihr wendet nun sein Antlitz dem Heiland zu. Als das Gemälde 1990 bis 1994 restauriert wird, bleibt die Zensur unangetastet: Sie sei Teil der Geschichte, heißt es.

Doch keiner der Eingriffe kann diesem Bild seine urgewaltige Kraft nehmen. Unausweichlich bleibt das Geschehen, und was zählen schon ein paar Unterhosen angesichts von Tod und Wiederauferstehung. Das wirklich Beunruhigende an Michelangelos Werk, das bereits bei dessen Enthüllung die Betrachter zutiefst bewegt hat, bleibt erhalten: der heilige Schauder vor dem Jüngsten Tag. □

Reymer Klüver, 42, ist seit 1999 Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung" in Hamburg. Während seines Studiums der Literatur- und Kunstgeschichte in Tübingen hat er sich erstmals mit Michelangelo beschäftigt.



Nach Intrigen, nach Wirren und Pannen lädt die Inquisition 1633 den berühmtesten Forscher der Epoche vor: Galileo Galilei. Der hat niemals damit gerechnet, angeklagt zu werden. In dem Prozess um die »Häresie« des Gelehrten – hier eine zeitgenössische Darstellung – geht es nur am Rande um Glauben und Wissen. Aber die Folgen sind verheerend – nicht für den Wissenschaftler, sondern für die Kirche

Galileis

Irrtum

Galilei auf dem Höhepunkt seines Ruhmes, porträtiert von Justus Sustermans. Kardinäle verehren ihn, der Papst ist sein persönlicher Freund

VON CHRISTOPH KUCKLICK

Als Galileo Galilei am 20. Januar 1633 in Florenz die Sänfte besteigt, um zu seinem Inquisitionsprozess nach Rom zu reisen, kann er voller Hoffnung sein, dass ihn die kirchliche Macht nicht strafen wird. Weit mehr als den Pontifex Urban VIII. jedenfalls fürchtet er die Strapazen des Weges, der vor ihm liegt. In Florenz wütet die Pest, die Toskana ist abgeriegelt, hinter Siena muss der 68-jährige, altersschwache und in aller Welt berühmte Mathematiker und Philosoph drei Wochen in einer schmutzigen Quarantänestation ausharren. Erst am 13. Februar erreicht er Rom, wo über ihn gerichtet werden soll.

Doch was hat er schon zu befürchten? Er ist der intellektuelle Star Italiens, der bedeutendste Wissenschaftler Europas. Sein Buch, für das er sich verantworten muss, „Der Dialog über die beiden hauptsächlichen Weltsysteme", hat von vier Zensoren der Kirche die Druckerlaubnis erhalten. Und Papst Urban VIII. ist ein langjähriger Freund, der ihn ausdrücklich zu diesem Werk ermutigt hat.

Zudem: Galilei ist ein strenggläubiger Katholik und vertraut der Kirche. Die Inquisition ist für ihn kein Schrecken: Schon zweimal ist er denunziert worden, und beide Male haben die Kirchenherren nichts gegen ihn unternommen. Was also soll ihm geschehen?

Ein halbes Jahr später aber ist Galilei gestürzt. Die Richter der Inquisition verurteilen ihn und verbieten sein Buch, der Papst lässt ihn fallen, auf Knien muss der Mathematiker der Lehre abschwören, die Erde drehe sich um die Sonne.

Es ist eine historische Demütigung und ein Debakel. Aber nicht für Galilei, der weiterhin forscht und veröffentlicht – sondern für die Kirche. Nie hat ein einzelner Prozess einer Institution so geschadet wie dieser. Bis heute hängt das Verdikt dem Vatikan an wie ein Pesthauch: wissenschaftsfeindlich, rückwärts gewandt, unbelehrbar! Der Prozess gegen Galileo Galilei war, so die übliche Lesart, der Höhepunkt der jahrhundertelangen Unterdrückung Andersdenkender, der letzte Beweis für die Intoleranz der Inquisition.

Zugleich war er der Beginn einer strahlenden, einer besseren Epoche, an der die Kirche weder teilhaben konnte noch durfte: Aufklärung, moderne Wissenschaft, Fortschritt! Galilei war ein Held, die Kirche ein Schurke. So wird das Drama bis heute gelesen.

Nur kann die neueste Forschung diese Deutung nicht bestätigen. Sie findet im Galilei-Prozess weniger ein Heldenstück als eine Tragikomödie, ein verworrenes Lehrstück über Macht und Missbrauch, über Eitelkeit und Eigennutz, über Verfehlungen und Verirrungen.

Nur eines kommt darin kaum vor: die Wissenschaft. Um sie ging es am wenigsten, auch wenn das Stück mit ihr beginnt.

Galilei blickt in den Himmel und sieht, was er nicht sehen darf

IM JULI DES JAHRES 1609 hört der 45-jährige Galilei – Professor in Padua, das damals zu Venedig gehört – von einer neuen Erfindung in den Niederlanden: dem Teleskop. Er ahnt sofort, dass solche Ferngläser einer Seemacht wie Venedig von unschätzbarem Wert sein müssten. Und ihn aus seiner Geldnot befreien könnten.

Ohne je eines der Gläser gesehen zu haben, geht er davon aus, dass nur eine Kombination aus konkaven und konvexen Linsen jenen Effekt erzielen kann, von dem er gehört hat. Innerhalb eines Monats baut der technisch hochbegabte Forscher ein Teleskop mit mehr als dreifacher Vergrößerung. Es erlaubt den venezianischen Admiralen und Kaufleuten, herannahende Schiffe zwei Stunden früher zu erkennen als mit bloßem Auge.

Damit seine Konkurrenten nicht erfahren, wie sein Material beschaffen ist, besorgt sich Galilei heimlich Rohglas aus Florenz und lässt noch bessere Linsen schleifen. Am 1. Dezember hält er ein Teleskop mit 20-facher Vergrößerung in den Händen. In der nächsten, wolkenlosen Nacht richtet er es erstmals auf den Mond. Dies ist der Beginn der modernen Astronomie. Und es ist ein Schock.

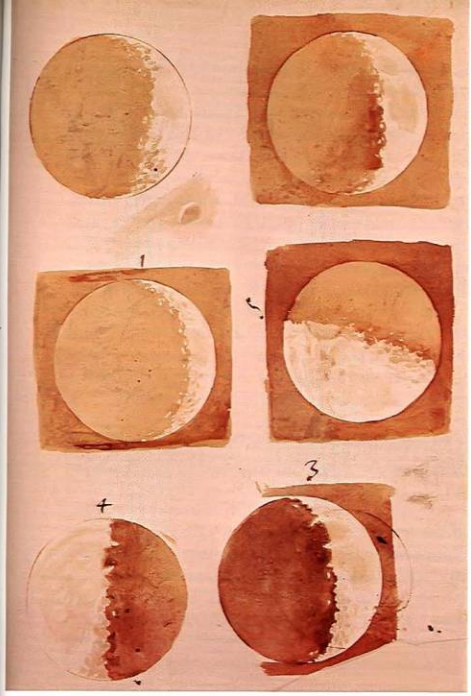
Nicht viel in Galileis bisherigem Leben hat ihn auf diesen Augenblick vorbereitet. Mit Astronomie hat er sich nur wenig beschäftigt, und er glaubt noch fest daran, dass sich das Universum um die Erde drehe.

Seine Hauptsorgen gelten dem Geld. Als Mathematikprofessor an der berühmten Universität zu Padua verdient er nur ein Sechstel dessen, was die weitaus angeseheneren Philosophen und Theologen einnehmen. Doch er muss drei Kinder versorgen aus einer unehelichen Beziehung, drei Geschwister erwarten Unterstützung, seine Experimente verschlingen große Summen.

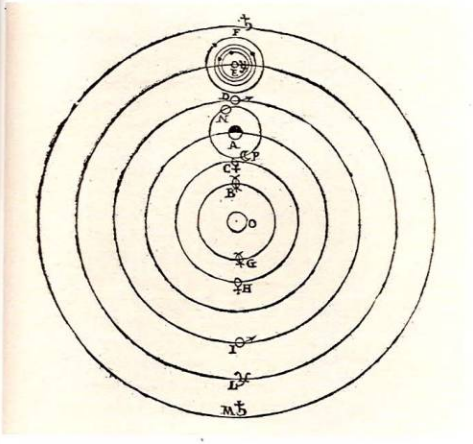
Um über die Runden zu kommen, erteilt er jungen Adeligen Unterricht in Festungsbau, Vermessung und Mechanik, verkauft selbst gebaute Zirkel, hält Vorträge. Erstaunlich, dass er noch Zeit findet, raffinierte Experimente mit schiefen Ebenen und Pendeln zu ersinnen, um dem Geheimnis von Bewegung und Geschwindigkeit nachzuforschen.

Doch wie unendlich mühsam sind die Fortschritte. So existiert keine Apparatur, um kleine Zeiteinheiten auch nur annähernd exakt zu messen. Galilei behilft sich mit einer Wasseruhr, aus der er in grob geschätzten Zeitintervallen Flüssigkeit ablässt und diese wiegt, um daraus ein Maß für die Zeit zu erhalten.

Auch sind einfachste Rechenoperationen noch unbekannt. Nach damaligem Wissensstand ist es nur möglich, Gleiches mit Gleichem zu verrechnen, also etwa eine Strecke durch eine Strecke zu teilen. Doch um die Ge-



Galilei skizziert Mondphasen: Als er 1609 erstmals ein Teleskop nutzt, ist er schockiert, dass der Himmelskörper nicht perfekt ist – wie die Philosophen lehren –, sondern von Kratern gezeichnet. Später entdeckt er die Jupitermonde (unten, E). Auch sie passen nicht in die damalige Vorstellung vom Sonnensystem



schwindigkeit eines Körpers zu ermitteln, müsste man Weg durch Zeit dividieren – unmöglich selbst für einen klugen Kopf wie Galilei.

Der Blick durch das Teleskop muss ihm eine willkommene Abwechslung gewesen sein. Und dann dieser Schock: Auf dem Mond gibt es Berge! Täler! Krater! Das kann, das darf nicht sein.

Nach gängiger Lehre, unbezweifelt seit den antiken Gelehrten Ptolemäus und Aristoteles, ist der Kosmos in zwei Sphären unterteilt. In der irdischen oder sublunaren Sphäre sind alle Dinge veränderlich, endlich, unvollkommen. Jenseits davon, im himmlischen Reich, auf dem Mond also und bei den Sternen, ist alles ewig, unveränderlich, vollkommen. Daher hat man sich den Mond als glatt polierte, wenngleich leicht fleckige Kugel vorgestellt. Denn am perfekten Himmel kann nur eine perfekte Kugel hängen.

Aber nichts davon: Der Mond gleicht der Erde in all ihrer Unvollkommenheit – sollten Himmel und Erde also aus dem gleichen Stoff sein? Es wäre ein kosmologischer Umsturz.

Und das Universum birgt noch weitere Rätsel: Die Milchstraße besteht offensichtlich aus Myriaden von Sternen – warum waren sie bislang verborgen? Die Sonne, erkennt er später, hat Flecken – ist auch sie nicht perfekt? Ganz besonders beschäftigt Galilei ein verstörendes Phänomen am Jupiter. Lange Nächte studiert er das Rätsel, bis er die Lösung niederschreibt: Den Jupiter umkreisen vier Monde! Diese Erkenntnis beunruhigt Galilei noch stärker als die Entdeckung, wie unvollkommen der Erdtrabant ist.

In jenen Tagen glaubt man, das gesamte Universum habe nur einen einzigen Drehpunkt. Die Erde, sagen die Ptolemäer. Die Sonne, sagen seit 1543 die Anhänger des Astronomen Kopernikus. Darin aber stimmen sie überein: Es kann nur ein Zentrum geben, so wie es nur einen Gott gibt; eine Welt ohne absoluten Bezugspunkt ist unvorstellbar.

Und jetzt das: Der Jupiter kreist um Erde oder Sonne, und um den Jupiter kreisen Monde – das ist eine Drehachse zu viel. In jenen Nächten müssen Galilei nagende Zweifel gekommen sein – ist denn alles traditionelle Wissen über den Himmel falsch?

Rasch schreibt er nieder, was er entdeckt hat. Bereits im März 1610 veröffentlicht er eine schmale Schrift mit dem Titel „Sidereus Nuncius" – „Die Sternenbotschaft". Die nur 48-seitige Broschüre macht Galilei innerhalb weniger Wochen zum berühmtesten Wissenschaftler Europas.

Die Reaktionen sind gewaltig. Und tief gespalten. Vor allem an den Fürsten- und Kardinalshöfen ist die Begeisterung über die verblüffenden Erkenntnisse groß. Die weltlichen und kirchlichen Herrscher gieren nach Sensationen, nach Abwechslung. Ob das Weltbild wankt, interessiert sie wenig.

Ganz anders die Philosophen. Sie beherrschen das Geistesleben Europas, und sie verteidigen weit energischer als Kirche und Obrigkeit die traditionelle Weltsicht. Diese scholastischen Philosophen, die sich, wie Galilei 1610 an Johannes Kepler schreibt, den neuen Erkenntnissen „mit

der müden Trägheit einer voll gefressenen Schlange" widersetzen, werden in den folgenden Jahren zu Galileis erbittertsten Feinden. Sie haben auch am meisten zu verlieren: Sollte sich Galileis Forschungsmethode durchsetzen – Erkenntnis durch Beobachtung und Experiment – wären sie entbehrlich.

Im Laufe der Jahrhunderte haben sie auf einigen Grundsätzen des Aristoteles und anderer antiker Philosophen ein überwältigend komplexes Denksystem errichtet. Das Messen, Experimentieren, Wiegen, so wie es Galilei unternimmt, gilt ihnen als völlig untauglicher Weg zur Erkenntnis. Nach ihrer Vorstellung lassen sich die tiefsten Seinsgründe nicht durch Beobachtung, nicht durch die Sinne, erschließen, sondern nur durch die Vernunft, durch eine rein geistige Wesensschau. Darin besteht der zentrale Streitpunkt: Beobachtung gegen Spekulation.

gerühmten Namen Eurer Hoheit, und für niemand anderen, auszuersehen."

Ein brillanter Schachzug. Der Großherzog ernennt Galilei zu seinem „Ersten Mathematiker und Philosophen" mit einem Gehalt von 1000 Scudi; das ist nur vergleichbar mit dem des Maggiordomo Maggiore, der höchsten Stellung bei Hofe. Der Fürst erhofft sich von der Förderung Galileis Ansehen und ein fortschrittliches Image – der Forscher braucht Unterstützung und Geld. Die vorteilhafte Verbindung wird mehr als 20 Jahre halten.

Die Gesellschaft der frühen Neuzeit ist extrem statusbewusst, und sozialer Rang und wissenschaftliche Glaubwürdigkeit sind untrennbar miteinander verwoben. Als Hofmathematiker hat Galilei nun einen entscheidenden Vorsprung gegenüber seinen Kritikern: Ihn kann niemand mehr ignorieren.

Seine Theorien begeistern Forscher ebenso wie Fürsten

Also richtet sich ihre Kritik zunächst gegen die Zuverlässigkeit des Fernrohrs. Galileis Entdeckungen seien nichts als „eitle Wahngebilde der Linsen". Das Teleskop zeige nicht die Wirklichkeit, es spiegele eine Realität vor, die es entweder gar nicht oder nur *in* den Linsen gebe. Der beste Beweis: Nimmt man die Linsen weg, verschwindet, was man gesehen hat.

Galilei verfügt über keinerlei Rüstzeug, die Angriffe zu widerlegen. Er kann die Gültigkeit seiner Entdeckungen wissenschaftlich nicht beweisen; auch gibt es noch keine Theorie der Optik, mit der er den Vergrößerungseffekt erklären könnte. Dem Teleskop muss man *glauben*. Das ist eine elend schwache Position.

Es gehört zum Mythos der modernen Naturwissenschaft, dass ihre frühen Entdeckungen die Menschen wie selbstverständlich überzeugt hätten, allein durch die Macht ihrer Wahrheit. Und dass nur verstockte Ewiggestrige wie die kirchlichen Inquisitoren sich dieser Evidenz verweigert hätten.

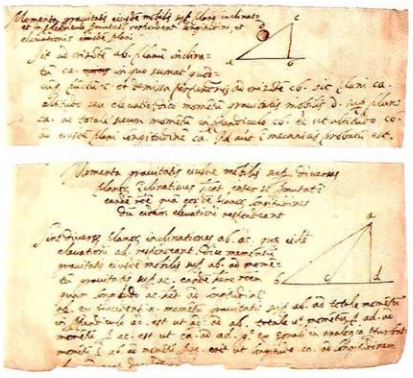
Aber so ist es nicht gewesen. Nach damaligem Kenntnisstand haben Galileis Gegner gute wissenschaftliche Argumente. Also muss der Astronom dafür sorgen, dass seine Entdeckungen auf anderen Wegen akzeptiert werden.

Mit der „Sternenbotschaft" nutzt der ebenso ehrgeizige wie weltgewandte Galilei seine einmalige Karrierechance. In der vollendeten Manier eines Höflings widmet er die Schrift Cosimo II., dem Großherzog der Toskana, der ein Jahr zuvor den Medici-Thron bestiegen hat und dessen Privatlehrer Galilei einst gewesen ist. Diese Verbindung nutzt er nun. Und einen himmlischen Zufall.

Denn der Jupiter gilt den Medici gleichsam als ihr Familienplanet, als Schutzgestirn. Also erklärt Galilei in kunstvollen Wortgirlanden die Entdeckung der Monde zum Beleg dafür, dass die Herrschaft der Medici von den Sternen vorherbestimmt und damit himmlisch legitimiert sei: „Der Schöpfer der Gestirne selbst schien mich mit deutlichem Zeichen zu gemahnen, diese neuen Planeten für den weit-

Zudem verschickt Galilei über das diplomatische Netzwerk der Medici Fernrohre an die wichtigsten Höfe Europas. Wenn erst die Herrscher seine Erkenntnisse anerkennen, so das Kalkül, werden die Widersacher Ruhe geben.

Die Überlegung geht auf. In Prag schaut Kaiser Rudolf II. durch ein Fernrohr und bestätigt „glücklich und zufrieden" die neuen Funde. „Seine kaiserliche Majestät war die Ursache für den Niedergang" der Gegner Galileis, schreibt ein Beobachter. Aus Frankreich lässt der König vermelden, er sei bereit, sich jeden neu entdeckten Stern widmen zu lassen. Weniger wissenschaftliche Stichhaltigkeit als fürstliche Patronage verschafft der neuen Astronomie den nötigen Rückhalt.



1633 wird Galilei von einem Inquisitionsgericht zu Hausarrest verurteilt, darf aber weiter arbeiten: In seiner Villa empfängt er Wissenschaftler, etwa den Mathematiker Vincenzo Viviani (in dem Gemälde links). Hier verfasst er sein letztes Buch, »Unterredungen und mathematische Beweise über zwei neue Wissenszweige«, in dem er unter anderem das Gesetz der schiefen Ebene und seine Theorie vom Fall von Körpern postuliert. Es erscheint 1638 im protestantischen Ort Leiden – mit Wissen der Inquisition

1611 reist Galilei erstmals nach Rom an den päpstlichen Hof – ein Triumph. Empfehlungsschreiben von Cosimo II. öffnen ihm alle Türen. Galilei ist der Star auf jedem Fest, ein großer Forscher, ein gewitzter Gesprächspartner, ein beißender Spötter – er hat alles, was im kultivierten, eitlen, sensationsgierigen Rom zählt.

Kardinäle besuchen seine Teleskop-Vorführungen, die jesuitischen Astronomen haben seine Entdeckungen bestätigt und feiern ihn auf einer eigens einberufenen Konferenz, Papst Paul V. gewährt ihm eine Privataudienz – es gibt keinerlei Anzeichen, dass die Kirche ihren Glauben bedroht sieht durch Galileis Entdeckungen.

Dennoch hält sich bis heute die Legende, die Kirche sei durch Galileis Teleskop in eine tiefe Krise geraten. Und dass sie ihn verfolgt habe von Anfang an, als Ketzer, als Zerstörer des Glaubens. Nichts dergleichen. Das sind Erfindungen des 18. und 19. Jahrhunderts, als Aufklärer die Kirche schwärzer malten, als diese jemals gewesen ist.

IN DER FRÜHEN NEUZEIT ist die Kirche der bedeutendste Förderer des Wissens. Italien steht weitgehend unter dem Einfluss des Papstes, und Kunst und Wissenschaft florieren wie kaum anderswo in Europa. Das Verhältnis zwischen Religion und Forschung ist nicht spannungsfrei, doch die Kirche hat sich seit langem mit den Forschern arrangiert.

Schon Kirchenlehrer wie Augustinus (354–430) und Thomas von Aquin (1225–1274) haben Naturerkenntnis und Glauben zu unterscheiden gewusst. Sie waren klug genug, die Bibel nicht wegen jeder neuen wissenschaftlichen Entdeckung Zweifeln auszusetzen. In der Astronomie, verkündete im 4. Jahrhundert Augustinus, könne ein Ketzer mitunter besser informiert sein als ein frommer Christ. Und zu Galileis Zeit heißt es: Die Bibel zeigt den Weg in den Himmel, aber nicht, wie es am Himmel zugeht.

Die katholische Kirche hat die Heilige Schrift zu keiner Zeit als wörtliche Wahrheit verstanden, erst recht nicht als wissenschaftliches Lehrbuch. Dass die Bibel dunkel ist, *obscura*, und der Interpretation bedarf, stand bei ihr nie außer Zweifel. Umstritten war stets nur, wer sie bindend interpretieren dürfe: die Päpste, die Konzile, die Kirchenväter, die Theologen? Ein Quell endloser Zwistigkeiten, die meist verhindern, dass sich die Kirche in einer Frage endgültig festlegt.

Als Galilei seine Entdeckungen macht, kennt die Kirche daher *kein* Dogma, nach dem die Welt sich um die Erde drehe. Zwar sind die meisten Theologen – wie praktisch alle Menschen jener Zeit – fest vom Geozentrismus überzeugt; aber bis dato ist er nicht zur Glaubenssache erhoben worden.

Erbitterte Gegner des Heliozentrismus von Kopernikus finden sich in jener Zeit eher unter Protestanten, eben weil sie die Bibel oft wortwörtlich nehmen. Und doch: Zeitgleich mit den Entdeckungen des Galilei verschärft sich der Ton der katholischen Kirche allmählich. Das liegt weniger an der Wissenschaft als an der Furcht vor der protestantischen Expansion. Diese Furcht greift rasch um sich, und in einem widersprüchlichen, sprunghaften Prozess erodiert die traditionelle Toleranz der Kirche innerhalb weniger Jahre.

1613: Galilei verteidigt in seinen „Briefen über die Sonnenflecken" zum ersten und einzigen Mal in seinem Leben schriftlich die Lehren des Kopernikus.

1614: Der Karmeliterpater Paolo Antonio Foscarini veröffentlicht eine Streitschrift, in der er die Bibel Punkt für Punkt mit dem heliozentrischen Weltbild aussöhnt. Er legt sie dem Kardinal-Inquisitor Bellarmin vor.

1615: Ein Dominikanerpater zeigt Galilei an, aber die römische Inquisition sieht keinen Anlass, ein Verfahren zu eröffnen. Bellarmin schreibt Foscarini in einem höflichen Brief, die Kirche habe nichts gegen Kopernikus einzuwenden, solange die Forscher dessen Lehre bloß *ex suppositione* darstellen, also als Hypothese, nicht als bewiesene Wahrheit.

Der 73-jährige Kardinal will auf diesem Wege beides schützen, die herrschende Bibelauslegung und die Freiheit der Forschung. Die meisten Wissenschaftler akzeptieren den Vorschlag. Er behindert ihre Arbeit nicht, und einen Beweis für das kopernikanische Weltbild kann eh noch niemand erbringen.

Einer der wenigen, die gegen den Kompromiss anschreiben, ist Galilei. Er verlangt, dass sich die Kirche aus allen naturwissenschaft-

Originale aus Galileis Besitz: Mit den Pendeluhren (neben dem Stuhl) etwa misst er die Zeit bei physikalischen Experimenten, mit dem Fernrohr betrachtet er Mond und Planeten. Seine Beobachtungen werden von Jesuiten bestätigt und lassen sich, so finden anfangs viele hohe Geistliche, durchaus mit dem kirchlichen Weltbild vereinbaren

lichen Fragen heraushalte: „Die Heilige Schrift lässt sich an vielen Stellen anders auslegen als im buchstäblichen Sinn. Daher meine ich, dass sie in physikalischen Disputen an letzter Stelle stehen sollte."

Galilei will nicht so sehr die Forschung vor der Kirche bewahren, sondern umgekehrt und im Geiste der Kirchenlehrer die Bibel vor neuen Erkenntnissen schützen. Dennoch schafft er sich viele Feinde, weil er sich weit auf das Gebiet der Theologen wagt.

Die werden immer nervöser, je mehr sich der Protestantismus in Nord- und Mitteleuropa ausbreitet; schon wirft der Dreißigjährige Religionskrieg seine Schatten voraus. Die Bibelexegese ist der zentrale Streitpunkt zwischen den Konfessionen, und in jenen Tagen gilt jede Neudeutung als heikel: Wenn man die astronomischen Aussagen der Bibel neu auslegen kann, so fürchtet der Vatikan, warum dann nicht gleich die ganze Bibel?

„Eure Meinung", schreibt ein besorgter Monsignore an Galilei, „stellt eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem Mondkörper und der Erde her; jemand erweitert das und sagt, Ihr hättet dem Mond menschliche Bewohner zugesprochen; und der nächste beginnt zu fragen, wie diese von Adam abstammen können, oder ob sie in der Arche Noah waren, und viele Extravaganzen mehr, von denen Ihr in Euern kühnsten Träumen nichts ahnen könnt."

1616: Die Hardliner im Vatikan gewinnen die Oberhand. Im Frühjahr erringen sie schließlich einen Sieg, der vielen wie eine Niederlage erscheint: 73 Jahre lang hat die Kirche das revolutionäre Werk des Kopernikus „De revolutionibus orbium coelestium" („Über die Kreisbewegungen der Himmelskörper", 1543) ohne Einschränkungen toleriert, nun setzt sie es unversehens auf den Index.

Zugleich billigt der Papst ein drastisches Edikt. Der Standpunkt der Kopernikaner, die Sonne sei der Mittelpunkt der Welt, sei „philosophisch töricht und absurd, und formal

Streckbank, Strick und Feuer: Seit dem 13. Jahrhundert institutionalisiert die Kirche die Verfolgung Andersdenkender und schafft die erste Inquisition, die vor allem in Südfrankreich aktiv ist. Diese Organisation hat nichts mit der im 16. Jahrhundert gegründeten und im Prinzip noch heute aktiven römischen zu tun (Stich von Hans Burgkmair, 1533)

gen Ketzerei gegen Galilei einleiten. Stattdessen zitiert Kardinal Bellarmin den Forscher herbei und übergibt ihm in herzlicher Atmosphäre eine schriftliche – und väterliche – Ermahnung, die beiden verbotenen Aussagen nicht mehr zu verteidi-

Nicht jede religiöse Verfolgung ist ein Werk der Inquisition

ist er ketzerisch". Das Gleiche gelte für die Lehre von der Erdbewegung, auch sie sei „hinsichtlich der theologischen Wahrheit zumindest glaubensmäßig irrig".

Erstmals in ihrer Geschichte macht sich die Kirche eine kosmologische Lehre offiziell zu Eigen – und dann ausgerechnet jenen Geozentrismus, den die meisten Astronomen zwar noch unterstützen, der aber längst nicht mehr zweifelsfrei dasteht. Ein gewaltiger Irrtum, so empfindet es Galilei.

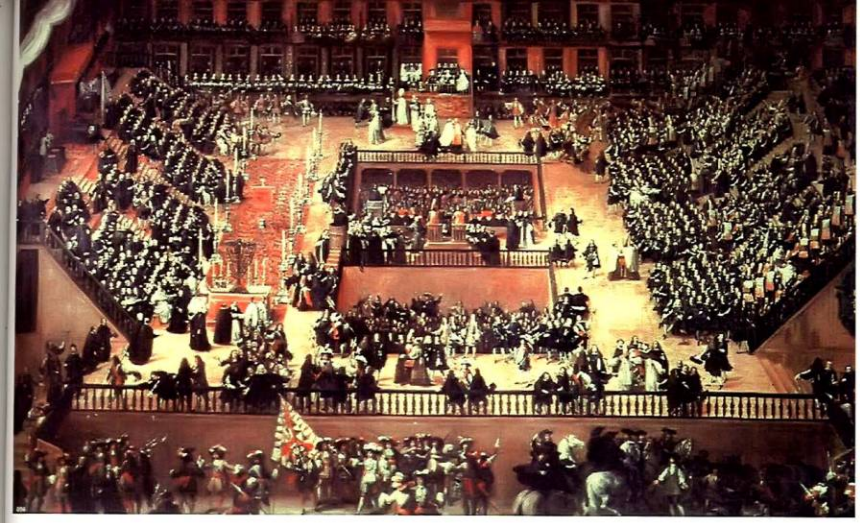
Er führt diesen Rückschritt auf den Einfluss der gehassten Philosophen zurück. Dahinter steckt aber eher eine große Koalition aus Konservativen und Ängstlichen aus allen Disziplinen, die in ihrer Bedrängnis eine Grenzlinie ziehen wollen gegen biblische Neudeutungen aller Art.

Die Folgen dieses neuen Dogmatismus sind zunächst allerdings weit weniger dramatisch als befürchtet. Denn wieder einmal ist der Vatikan alles andere als konsequent. Eigentlich müsste die kirchliche Inquisition nun sofort ein Verfahren wegen. Das ist alles, was die Kirche zu diesem Zeitpunkt unternimmt. Erst in dem Inquisitionsprozess gegen Galilei 17 Jahre später wird diese Ermahnung eine wichtige Rolle spielen.

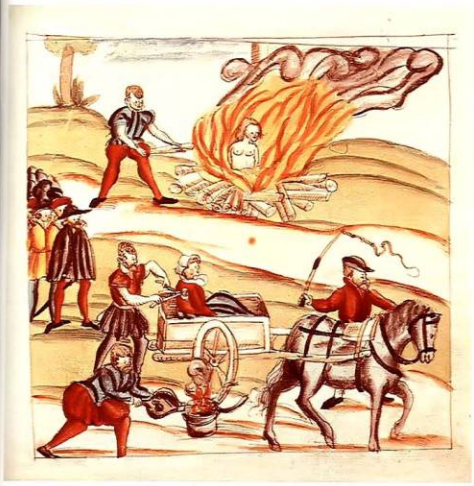
Erstaunlich milde verfährt die Kirche auch mit dem Buch des Kopernikus. Sie lässt nach der Indizierung alle Aussagen über die Erdbewegung als Hypothesen umschreiben, und bereits 1620 erhält das Werk wieder die Druckerlaubnis.

So geht die gefürchtete Inquisition vor? So schwankend, so widersprüchlich, so nachsichtig zuweilen? Wie passt das mit ihrem Ruf zusammen, eine gnadenlose, streng durchorganisierte Unterdrückungsmaschine gewesen zu sein, die Abweichung kaum duldete? Gar nicht. Dieser Ruf entstand weitgehend ohne Rücksicht auf die historischen Tatsachen.

DIE „HEILIGE RÖMISCHE und Universale Inquisition" wird 1542 von Papst Paul III. ins Leben gerufen, um vor allem Abweichler in den eigenen Reihen zu überwachen. Sie



Unabhängig von der römischen Inquisition, die direkt dem Papst untersteht und vergleichsweise milde urteilt, entwickelt sich ab 1478 die spanische Inquisition (hier eine Ketzerverbrennung in Madrid 1680), die bald einen düsteren Ruf hat: Sie verurteilt bis 1834 mindestens 30 000 Menschen zum Tod



Eine Schweizer Handschrift von 1514 zeigt die Folterung und Verbrennung angeblicher Hexen in Baden. Die Hexenprozesse – denen in Mitteleuropa Tausende zum Opfer fallen – sind aber meist nicht das Werk von Inquisitoren, sondern werden von lokalen Autoritäten angezettelt, Katholiken wie Protestanten

operiert bis heute, auch wenn ihre zentrale Institution, das Heilige Offizium, 1965 in Glaubenskongregation umbenannt worden ist; ihr steht zur Zeit der Deutsche Joseph Kardinal Ratzinger vor.

Mit den beiden anderen katholischen Inquisitionen hat die römische nichts zu tun. Nichts mit der mittelalterlichen, die sich vom 13. Jahrhundert an vor allem gegen die Katharer und Waldenser in Südfrankreich wendet. Und auch nichts mit der spanischen Inquisition, die von 1478 bis 1834 unter der spanischen Krone zunächst gegen konvertierte Juden und Muslime vorgeht, später auch sexuelle Vergehen in der Bevölkerung verfolgt.

Die vatikanischen Inquisitoren distanzieren sich zudem von den Hexenverfolgungen, die lokale Machthaber und Geistliche beider Konfessionen vor allem in Nord- und Mitteleuropa anstrengen. Die Kardinäle verachten diese Verfahren. Im kultivierten Rom glaubt kaum jemand an Zauberei oder schwarze Magie. Zudem genügen die Hexenprozesse in keiner Weise den – für damalige Maßstäbe – strengen Anforderungen der Kurie.

Viele Angeklagte hoffen, vor ein vatikanisches Gericht zu kommen und nicht vor ein weltliches. Denn die Inquisition gewährt jedem Angeklagten einen Rechtsbeistand, mittellosen Delinquenten bezahlt sie ihn sogar. In den Gefängnissen der Kirche haben die Insassen Anspruch auf ein Bett, zweimal pro Woche neue Bettwäsche sowie Verpflegung.

Anonyme Denunziationen werden in der Regel zurückgewiesen, alle Anschuldigungen genau geprüft. Natürlich foltern auch die Kirchenmänner, aber immerhin erst, wenn hinreichend viele Indizien gegen den Angeklagten vorliegen. Daumenschrauben und Streckbänke gibt es in den Verliesen des Vatikans nicht, die einzige Foltermethode

ist *la corda*, das Seil. An ihm werden Delinquenten mit auf den Rücken gebundenen Händen in die Höhe gezogen, herabgelassen und mit einem Ruck wieder hinaufgerissen. Die grauenhafte Prozedur soll höchstens eine halbe Stunde lang wiederholt werden, doch oft währen die Foltersitzungen weit länger.

Den Inquisitoren wird Demut eingeschärft: Alle Indizien „müssen zugunsten des Angeklagten verwendet werden", heißt es in einer Vorschrift. „Die Glaubensrichter müssen daran denken, dass auch sie Menschen sind, die, wäre nicht Gott ihnen gnädig, dieselben Irrtümer begehen könnten."

Dennoch sind viele Prozesse ungerecht, willkürlich und zuweilen brutal. Den Machtmissbrauch ihrer Inquisitoren bekommt die Kirche zu keiner Zeit unter Kontrolle. Auch

Die Ziele der Folterer sind Geständnis und Widerruf

nutzen die Richter trotz des christlichen Tötungsverbotes einen Weg, Delinquenten auf den Scheiterhaufen zu befördern: Sie übergeben die Angeklagten den weltlichen Instanzen – das sichere Todesurteil.

Gleichwohl errichtet die Inquisition keine totalitäre Diktatur modernen Zuschnitts, keine lückenlose Unterdrückungsmaschine. Dazu ist sie überhaupt nicht in der Lage. Denn es herrscht Kompetenzchaos im Vatikan. Vier Organe der Kirche beteiligen sich am kirchlichen Strafgericht: das Heilige Offizium, die Indexkongregation, der Meister des Heiligen Palastes sowie der Papst. Und ständig liegen sie miteinander in Streit.

So verbieten die Inquisitoren sich gegenseitig ihre Schriften – der Chef der Indexkongregation etwa will ein Werk des Kardinal-Inquisitors Bellarmin auf die Liste der häretischen Bücher setzen. Und nur mit Mühe kann Papst Paul V. verhindern, dass Dominikaner und Jesuiten in einem Streit um die Willensfreiheit einander der Ketzerei bezichtigen.

Auch nach außen sind die Richter kaum besser koordiniert. Der erste römische Index erscheint erst 1559, da haben Herrscher in Paris, Löwen, Venedig, Portugal und Spanien bereits etliche Indizes veröffentlicht, um das Gift des Buchdrucks zu neutralisieren. Rom kombiniert seine Verspätung mit tiefer Verwirrung: Denn klare Kriterien, was erlaubt und was verboten ist, entwickelt der Vatikan nie.

Werke des Kirchenlehrers Augustinus werden als „krypto-lutherisch" verboten, aber Bücher, die mit Luther-Zitaten gespickt sind, erhalten den Segen, weil die zuständigen Inquisitoren die Schriften des Reformators nicht kennen. Meist geraten alle deutschen Titel, die im Katalog der 1462 gegründeten Frankfurter Buchmesse stehen, auf den Index, denn Bücher aus Deutschland gelten pauschal als protestantisch; deutsch aber spricht keiner der Inquisitoren. Dann wieder tritt die Indexkongregation jahrelang überhaupt nicht zusammen.

In den Gerichtssälen herrscht ähnliches Durcheinander. Ein Angeklagter wird wegen häretischer Behauptungen über das Fegefeuer angeklagt – nur können die Richter nicht urteilen, weil es überhaupt kein kirchliches Dogma zum Purgatorium gibt. Ein deutscher Italien-Besucher gerät in die Fänge der Inquisitoren, pöbelt sie erst an und schweigt dann während der Folter, bis sie ihn aus lauter Ratlosigkeit freilassen. Häufig stehen auch die eigenen Mitarbeiter vor dem In-

Auch die römische Inquisition nutzt die Folter. Doch sind ihre Verfahren vergleichsweise streng geregelt: So darf der Verdächtige nicht unbeschränkt lange gequält werden und soll, falls Zweifel an seiner Schuld bestehen, freigesprochen werden. Nach seiner Errettung aus dem Folterverlies 1599 widmet ein Unbekannter in Italien der Jungfrau und dem Christuskind eine Votivtafel

quisitionsgericht, etwa der führende Jurist Prospero Farinacci, der wegen Homosexualität recht milde bestraft wird – und als Inquisitor weiterarbeitet.

Kein Wunder also, dass Galilei sich durch seine kurze Konfrontation mit den römischen Glaubenswächtern nicht sonderlich beunruhigen lässt. Sein Ruf leidet jedenfalls nicht – im Gegenteil. 1623 wird sein Gönner und Freund Maffeo Barberini als Urban VIII. auf den Papstthron gewählt. Galilei spricht von einer „mirabil congiuntura", einer wunderbaren Fügung.

Er hat soeben sein neuestes Buch veröffentlicht: „Il Saggiatore", „Die Goldwaage". Grundlegend Neues bietet Galilei darin nicht. Denn er schreibt über drei Kometen, die im Jahre 1618 erschienen sind, die er aber nicht sehen konnte, weil er zu jener Zeit bettlägerig war. Doch seine Freunde haben ihn bedrängt, sich zu dem Phänomen zu äußern. Das ist der Nachteil, ein berühmter Hofmathematiker zu sein: Galilei kann das Ansinnen nicht ablehnen, er muss seinem Publikum etwas bieten.

Wie behilft er sich? Mit einer wüsten Polemik gegen seine Widersacher und mit einer damals gängigen Theorie über Kometen: Sie seien nichts als leuchtende Ausdünstungen der Erde. Belege für diese These führt er nicht an.

Das Publikum liebt die ätzende Satire auf die akademische Philosophie – „jener verletzten und zertretenen Schlange", so Galilei, „der keine Lebensgeister mehr geblieben waren außer in der letzten Schwanzspitze, und die sich trotzdem hin und her windet, um glauben zu machen, sie sei noch gesund und voller Kraft". Der Sekretär des Papstes schreibt begeistert: „Absolut wunderbar. Thesen, die der philosophischen Plebs paradox erscheinen und mit solcher Klarheit vorgetragen, dass man nur staunen kann."

22. Juni 1633: Galileo Galilei widerruft seine »Häresie«. Das Geständnis endet demütig: »Als Zeugnis dieser Wahrheit habe ich mit eigener Hand dieses Dokument der Abschwörung unterschrieben und habe es in Rom vorgetragen Wort für Wort, im Konvent der Minerva, an diesem zweiundzwanzigsten Tag des Juni 1633. Ich, Galileo Galilei, habe, wie oben dargestellt, abgeschworen mit eigener Hand.« Juristisch ist der Fall damit abgeschlossen – doch der Skandal, der das Ansehen der Kirche lange verdüstert, beginnt jetzt erst

Der Papst lässt sich bei Tisch aus dem Werk vorlesen, ganz besonders behagt ihm der beißende Spott über einen bekannten jesuitischen Astronomen. Im Jahre 1624 empfängt Urban Galilei sechsmal in seinem Palast zu langen philosophischen Gesprächen; er gewährt ihm Ablässe, schenkt ihm Medaillen und eine lebenslange Pension. „Ich habe den Pontifex noch nie so glücklich gesehen wie bei der Erwähnung Eures Namens", schreibt ein Freund an Galilei.

Urban ermuntert den Forscher zudem, in seinem nächsten Buch „durchaus die mathematischen Betrachtungen der kopernikanischen Annahme über die Bewegung der Erde" anzuführen, solange er sie als Hypothese darstelle. Der Papst ist nicht der einzige, der hofft, Galilei könne den ursprünglich griechisch-heidnischen Aristotelismus ablösen und dem Christentum eine neue Weltsicht schenken.

NEUN JAHRE SPÄTER aber endet die *mirabil congiuntura* wie aus heiterem Himmel. Urban zwingt seinen Lieblingsforscher, dem Kopernikanismus abzuschwören und verurteilt ihn zu lebenslangem Hausarrest. Wie es zu dieser beispiellosen Demütigung kommt, wird sich wohl nie mehr genau rekonstruieren lassen. Nach allen Erkenntnissen kann es aber eines nicht gewesen sein: blinde Wissenschaftsfeindlichkeit der Kirche.

Im Februar 1632 veröffentlicht der 68-jährige Galilei den „Dialog über die beiden hauptsächlichen Weltsysteme, das ptolemäische und das kopernikanische". Der Mathematiker will vor allem belegen, dass sich die Erde bewegen müsse, weil sonst Ebbe und Flut nicht zu erklären seien. Die Ideen sind weitgehend *ex suppositione* verfasst, als Hypothesen. Das Publikum ist wieder einmal begeistert von der literarischen Eleganz der Darstellung.

Der Papst jedoch ist zornig. Mitte August ergeht die Anweisung, den Verkauf des „Dialogo" unverzüglich einzustellen. Zwar haben vier kirchliche Zensoren in Rom und Florenz die Druckerlaubnis erteilt, doch Urban fühlt sich von seinen „Dienern, die sich wie Herren aufführen" hintergangen. Ein Kompetenzgerangel. Ob der Papst dabei von den vielen Feinden Galileis angestachelt wird, den Philosophen, den Dominikanern und mittlerweile auch den Jesuiten, ist unklar.

Nach außen wird als Grund für den päpstlichen Unmut erzählt, Urban persönlich habe die letzte Fassung des Werkes absegnen wollen und sei darüber verärgert, übergangen worden zu sein. Zudem bringe ihn in Rage, dass Galilei ein Argument von ihm, dem Pontifex, im „Dialogo" ausgerechnet dem beschränkten Philosophen Simplicio in den Mund gelegt habe.

Hinter verschlossenen Türen aber klingt es anders. Galilei habe alle Vereinbarungen „hinterhältig" gebrochen und gewagt, sich „mit den ernstesten und gefährlichsten Materien zu befassen". Welchen, das erklärt der Papst nicht. Zugleich klagt er, wie leid es ihm tue, Galilei „solches Ungemach bereiten zu müssen, aber hier geht es um die Interessen des Glaubens und der Religion". Seine christliche Pflicht zwinge ihn, einen Freund zu verfolgen. Von Wissenschaft ist nie die Rede.

Doch worum geht es dann? Um Politik. Um Macht. Urban VIII. steckt in der schwersten Krise seiner Amtszeit. Seit anderthalb Jahrzehnten tobt in Deutschland der Dreißigjährige Krieg, und der Papst unterstützt das katholische Frankreich. Er stützt Kardinal Richelieu auch noch, als der sich mit dem protestantischen Schweden gegen den katholischen Kaiser in Wien verbündet. Vor allem die Habsburgtreuen Kardinäle aus Spanien ereifern sich und werfen dem Papst vor, er mache gemeinsame Sache mit dem Religionsfeind und kämpfe nicht entschieden genug gegen Häretiker.

Schließlich kommt es zum Eklat. Der spanische Kardinal Gaspare Borgia, der zugleich Inquisitor im Heiligen Offizium ist, greift den Papst vor dem Kardinalskollegium unverhohlen an. Er droht, ein Konzil einzuberufen, um prüfen zu lassen, ob der Papst überhaupt noch fähig und willens sei, das Christentum zu verteidigen. Ein Tumult entsteht, die Kardinäle werden handgreiflich, der Papst muss die Wachen herbeiläuten, um eine Schlägerei zu verhindern.

Für Urban geht es ums Überleben. Er muss Härte zeigen. Der Prozess gegen Galilei bietet dafür die beste Gelegenheit. Er ruft ein Sondertribunal ein, um die Anklage gegen den Forscher zu formulieren. Das ist ein höchst ungewöhnlicher Vorgang. Eigentlich müsste Galilei vor das Heilige Offizium geladen werden – doch dort sitzt Kardinal Borgia, Urbans Erzfeind. Zieht der Papst den Prozess gegen Galilei womöglich an sich, um seinen Freund vor Schlimmerem zu bewahren?

Eine wacklige Argumentation. Denn das mysteriöse Dokument trägt weder Stempel noch Unterschrift, ist im juristischen Sinne also deutlich schwächer als jener moderate Brief Bellarmins, den Galilei vorweisen kann. Ist das Dokument möglicherweise eine Fälschung, um überhaupt etwas gegen den Forscher in der Hand zu haben?

Aber wie kommt es, dass das Dokument in der gleichen Handschrift wie Bellarmins Brief verfasst worden ist und mit größter Wahrscheinlichkeit tatsächlich aus dem Jahre 1616 stammt? Damals gab es gar keine Notwendigkeit, Galilei unter Druck zu setzen. Von wem also wurde das Schriftstück verfasst – und zu welchem Zweck? Ungezählte Spekulationen ranken sich um dieses Dokument, die wahren Hintergründe werden wohl nie mehr zutage treten. Sie gehören zu den großen Rätseln des Falles.

Der Prozess zieht sich hin, dreimal wird Galilei verhört. Er verteidigt sich. Darauf sind die Inquisitoren nicht vorbereitet. Der Papst wird ungeduldig, er will eine rasche Verurteilung.

Erst der Privatbesuch eines Kommissars der Inquisition bei Galilei wendet den Prozess. Einen Nachmittag lang bespricht sich Kommissar Maculano mit Galilei – auch dies ein höchst ungewöhnlicher Vorgang. Darüber, was genau die beiden erörtern, gibt es keine Aufzeichnungen; auch das bleibt, wie so vieles, im Dunkeln.

Doch drei Tage später gesteht Galilei seinen „Irrtum" ein. Nach nochmaligem Lesen seines „Dialogo", erklärt der Forscher, habe seine Schrift auf ihn „an mehreren Stellen

Der Triumph der Inquisition wird zum Fiasko der Kirche

Der Papst gewährt Galilei ungewöhnliche Vergünstigungen. Der Wissenschaftler wird nicht in das Inquisitionsgefängnis geworfen, sondern wohnt erst in der toskanischen Botschaft, dann räumt man ihm, wie er in einem Brief schreibt, „gegen den Brauch drei große und bequeme Zimmer ein", wo sein Diener bei ihm ist und er gut verpflegt wird.

Auch die Anklage ist merkwürdig zahnlos. Galilei steht nicht etwa wegen Ketzerei vor Gericht – oder weil er ein verbotenes Weltbild vertreten habe. Stattdessen listen die Inquisitoren neun Anklagepunkte auf, die meisten läppische Formalien, die leicht „berichtigt werden" könnten, so das Tribunal.

Das aber gilt nicht für den einzigen ernst zu nehmenden Vorwurf gegen Galilei: Er lautet auf Ungehorsam gegen die Kirche. Er stützt sich auf ein Dokument aus dem Jahre 1616, das Galilei nach eigener Aussage nie zuvor gesehen hat. Es muss parallel zu der damals erfolgten väterlichen Ermahnung des Kardinals Bellarmin angefertigt worden sein und ist wesentlich schärfer als dessen Rüge. Demnach hätte Galilei den Kopernikanismus „in keiner Weise, weder in Wort noch Schrift" lehren dürfen, also auch nicht als Hypothese. Gegen diese Auflage, so die Inquisitoren, habe Galilei verstoßen.

den Eindruck gemacht, als sei sie derart abgefasst, dass der mit meiner Denkungsweise nicht vertraute Leser Ursache gehabt hätte, sich die Meinung zu bilden, die für den falschen Teil (den ich zu widerlegen beabsichtige) vorgebrachten Beweise wären in einer solchen Weise demonstriert, dass sie vermöge ihrer Kraft eher geeignet erschienen, denselben zu verstärken als seine Widerlegung zu erleichtern". Die gewundenen Formulierungen verraten, wie schwer Galilei das Eingeständnis gefallen sein muss.

Es vergehen noch einmal fast zwei Monate, ehe die Kardinäle im Tribunal ihr Urteil sprechen, in dem die Ketzerei – entgegen der Anklage – doch die zentrale Rolle spielt. „Unter Anrufung des Heiligsten Namens unseres Herrn Jesu Christi und der glorreichen Mutter und unbefleckten Jungfrau Maria behaupten, verkünden, urteilen und erklären" die Richter, „dass Du, Galilei, Dich der Häresie sehr verdächtig gemacht hast; das heißt, dass Du eine Lehre geglaubt und behauptet hast, welche falsch und der Heiligen und Göttlichen Schrift zuwider ist". Der „Dialogo" wird verboten, und Galilei muss formell abschwören.

Doch nur sieben der zehn Kardinäle unterschreiben das Urteil. Einer ist krank, einem anderen ist es vermutlich zu scharf, einem dritten wohl zu milde: Kardinal Borgia.

Am 22. Juni 1633 streift Galilei vor dem Tribunal das Büßerhemd über, kniet nieder, legt eine Hand auf die Bibel, hält in der anderen eine brennende Kerze und schwört: „Ich, Galileo Galilei, Sohn des verstorbenen Vincenzo Galilei aus Florenz, ... verfluche und verwünsche mit aufrichtigem Herzen und ungeheucheltem Glauben besagte Irrtümer und Ketzereien sowie überhaupt jeden anderen Irrtum und jeden der besagten Heiligen Kirche widersprechenden Irrtum und Sektiererglauben ...".

Anschließend soll er trotzig gerufen haben: „E pur si muove" – „und sie bewegt sich doch". Doch diese Legende wurde im 18. Jahrhundert erfunden.

Ein großer Tag für Urban VIII. Er hat Härte bewiesen. Gerade *weil* der Forscher weltberühmt ist und ein Vertrauter war, überzeugt die Machtdemonstration: Zum Wohle des Christentums verurteilt der Papst sogar einen Freund. Urban wird noch elf Jahre regieren.

Ein katastrophaler Tag aber für die Kirche. In den gebildeten Kreisen Europas herrscht Entsetzen, sogar Katholiken zweifeln an der Weisheit des Vatikans. Den Ruf der Wissenschaftsfeindlichkeit wird die Kirche fortan nicht mehr los.

Dabei hält sich ihr Verbotseifer in Grenzen. Innerhalb der fast 260 Jahre von 1559 bis 1817 setzt die römische Kirche genau 124 wissenschaftliche Werke auf den Index, wie eine Auswertung der Inquisitionsakten vor kurzem ergeben hat. Das erscheint angesichts der großen Menge jener Bücher, die der Kirche verdächtig erschienen, eher gering. Und nach 1817 ist die Verbotsfrequenz weiter gesunken.

Eine einheitliche Politik des Vatikans lässt sich über die Jahrhunderte nicht erkennen. Die Schriften des atheistischen französischen Philosophen Baron d'Holbach werden im 18. Jahrhundert verboten, die der nicht minder radikalen englischen Denker John Locke und David Hume aber nicht. Swedenborgs vergleichsweise harmlose Naturbetrachtungen werden indiziert, Charles Darwins Schriften zur Evolution der Arten nicht.

Stets kämpft die Inquisition mit jenen Problemen, die sie auch zu Zeiten Galileis plagen: Ineffizienz, mangelnde Koordination, die Angst, sich ohne Not Feinde zu schaffen. Zudem ist das Heilige Offizium auf Denunziationen angewiesen, um häretische Werke zu entdecken. Doch bis ins 19. Jahrhundert hinein sind die meisten europäischen Wissenschaftler Geistliche, die einander nicht verraten; nahezu ausnahmslos „boykottieren" sie die Heilige Römische Inquisition.

Letztlich hat die kirchliche Verfolgung das Geistesleben und die Wissenschaft Europas nicht nachhaltig behindert. Der Kirche ist es nicht gelungen – soweit sie das überhaupt beabsichtigte – irgendeine der zentralen wissenschaftlichen Entwicklungen zu blockieren oder auch nur zu verzögern. Alles in allem war die Inquisition für den Vatikan ein doppelter Fehlschlag: wirkungslos nach außen und verheerend für seine Reputation.

Dazu trägt auch bei, dass die Kirche mehr als 200 Jahre benötigt, um das Verbot des Heliozentrismus zu revidieren. Zwar empfiehlt bereits 1757 ein Gutachter des Vatikans, das Urteil unverzüglich zu kassieren. Mit schonungsloser Klarheit beschreibt der Priester die negativen Folgen, „nämlich die Verachtung, die absolute Geringschätzung und dazu den Spott und das Verhöhnen" der Kirche. Ein „Richtungswechsel wäre des aufgeklärten Papstes würdig, der heute die Kirche lenkt". Doch erst am 15. September 1822 wird das Verbot des Kopernikanismus aufgehoben.

Noch einmal 170 Jahre später, im Oktober 1992, entschuldigt sich Papst Johannes Paul II. vor Wissenschaftlern für das „schmerzliche Missverständnis" im Fall Galilei und den „Irrtum der Theologen". Er erinnert noch einmal an die Weisheit der Kirchenlehrer, die damals verraten wurde: Glaube und Wissen entstammten unterschiedlichen Sphären – und es sei klug, wenn die Kirche dies beachte.

GALILEI GIBT SICH nach dem Prozess eine Zeit lang seiner Verzweiflung hin. Nachts schreckt er schreiend auf. Doch er ist kein gebrochener Mann, wie kolportiert wird. Als erfahrener Höfling weiß er, dass Leute wie ihn jederzeit das Schicksal treffen kann, vom Herrscher verstoßen zu werden. Daran ist nichts Ehrenrühriges.

Schon bald bringt ihn Erzbischof Ascanio Piccolomini, in dessen Palast er vorübergehend wohnt, auf neue Gedanken. Fünf Jahre nach dem Prozess veröffentlicht Galilei ein weiteres Buch, das mit Wissen des Vatikans in den protestantischen Niederlanden erscheint. Den Rest seines Lebens verbringt er unter Hausarrest in seiner Villa bei Florenz. Die Überwachung ist lax, Wissenschaftler aus ganz Europa besuchen ihn, er kann forschen und steht in reger Korrespondenz.

In seinem letzten Lebensjahr diktiert Galilei in einem Brief an einen Freund „ohne Hoffnung auf Belohnung und ohne jede Furcht vor Bestrafung" eine Art wissenschaftliches Vermächtnis: „Dass das kopernikanische System falsch sei, darf um keinen Preis bezweifelt werden, vor allem nicht von uns Katholiken. Und genau wie ich die Beobachtungen und Vermutungen des Kopernikus für unzureichend halte, so halte ich ebenso und noch mehr diejenigen von Ptolemäus und Aristoteles für trügerisch und irrig."

Widerruft Galilei damit noch einmal, diesmal freiwillig? Keineswegs. Er verwirft nur *jegliches* Denksystem: „Es gibt kein Geschehnis in der Natur", hatte er im „Dialogo" geschrieben, „auch nicht das einfachste, das von den Theoretikern jemals vollkommen verstanden werden wird."

Alles Wissen ist vorläufig und richtig nur, bis es als falsch erwiesen wird. Und allein durch genaue Beobachtung ist die Gesetzmäßigkeit der Natur zu erforschen. Das ist Galileis radikale, anti-metaphysische, moderne Botschaft. Deshalb gilt er als der erste Forscher der Neuzeit.

Nach seinem Tod am 8. Januar 1642 schreibt ein Bewunderer: „Jetzt, da der Neid ein Ende hat, wird die Erhabenheit dieses Intellekts anfangen, bekannt zu werden, und so wird er der gesamten Nachwelt als Führer bei der Suche nach Wahrheit dienen." □

Christoph Kucklick, 39, ist GEO-Redakteur. Er hat Soziologie und Politikwissenschaften in Hamburg und Washington D. C. studiert.

1943
16. OKTOBER

Seit vier Jahren ist **Pius XII.** Papst, und er hat in dieser Zeit öffentlich fast nichts gesagt zum Zweiten Weltkrieg und zum Holocaust. Auch als im Herbst 1943 die Juden Roms verhaftet werden, zieht er es vor, sich nicht zu den deutschen Verbrechen zu äußern

VON HEINRICH JAENECKE

Der Borgo Santo Spirito ist eine stille Straße, die vom Petersplatz zum Tiber führt, gesäumt von den strengen Fassaden päpstlicher Palazzi. Die Portale verraten nicht, wer hier welchen Obliegenheiten nachgeht. Haus Nr. 4 ist eine Ausnahme. Am Eingang eine Bronzetafel: „Compagnia di Gesú – Curia Generalizia": Dies ist das Hauptquartier des Jesuitenordens, der Elitetruppe des Papstes. 21000 Soldaten Christi in über 100 Ländern werden von hier aus geführt. Jeder einzelne von ihnen ist dem Papst durch ein spezielles Treuegelöbnis zu bedingungslosem Gehorsam verpflichtet.

Pater Gumpel residiert im dritten Stock. Eine hagere, asketische Gestalt, der man die fast 80 Lebensjahre nicht ansieht. Sein Arbeitszimmer ist ein nüchterner Büroraum, an den Wänden Aktenschränke, der Boden zur Hälfte bedeckt mit sauber gestapelten Papieren, Dokumenten und Büchern – Prozessmaterialien.

Der aus Deutschland stammende Pater ist der Chefermittler in Sachen Heiligkeit. Der Fall, den er als „Relator" seit 20 Jahren bearbeitet, ist der brisanteste unter den rund 1000 schwebenden Verfahren zur Selig- und Heiligsprechung: die Causa Pacelli.

Es geht um Pius XII., die umstrittenste Figur in der Galerie der zeitgenössischen Päpste. Sein Pontifikat fiel in die Schreckenszeit des 20. Jahrhunderts: Er war der Papst des faschistischen Zeitalters, der Papst des Zweiten Weltkriegs, der Papst der Schoah. Der Papst, der schwieg, als er hätte reden müssen – so jedenfalls die Anklage, die wie ein dunkler Schatten auf dem Bild der Kirche liegt, seit der junge deutsche Theaterautor Rolf Hochhuth 1963 diesen Papst zur düsteren Bühnenfigur machte. „Der Stellvertreter" hieß das Stück. Es wurde ein Welterfolg und löste eine Kontroverse aus, die bis heute anhält.

Seither kämpft der Vatikan erbittert gegen den „Rufmord" an einem Pontifex, den das Kirchenvolk als Heiligen verehrte, der bei seinem Tod 1958 als „Vorbild der Menschheit" und „Apostel der Wahrheit" (deutsche Schlagzeilen zu seinem Ableben) gewürdigt wurde und den US-Präsident Dwight D. Eisenhower als „Feind der Tyrannei und Wohltäter der Unterdrückten" pries.

Moralischer Versager? Heimlicher Sympathisant?

Wer war dieser Mann, der für die einen ein Held ist und für die anderen ein moralischer Versager? Oder, schlimmer noch, ein heimlicher Sympathisant des Dritten Reiches und Komplize der Judenvernichtung – „Hitlers Papst", wie ihn der britische Schriftsteller John Cornwell nannte.

Pius XII. hat es der Nachwelt nicht leicht gemacht, auf diese Fragen einfache Antworten zu finden. Etwas Sphinxhaftes, Undurchsichtiges umgab den römischen Patriziersohn Eugenio Pacelli schon zu Lebzeiten. Er hielt auf Distanz, die Luft um ihn war dünn wie in großer Höhe.

Pius brauchte keine Gesellschaft. Er nahm seine Mahlzeiten stets allein ein und wünschte keine Begleitung auf seinem täglichen Nachmittagsspaziergang in den Vatikanischen Gärten. Wenn sein Auto auf der Fahrt nach Castel Gandolfo, der päpstlichen Sommerresidenz, in einer engen Dorfstraße aufgehalten wurde, stieg er nicht aus, um die ausgestreckten Hände zu schütteln, sondern blieb, das Brevier lesend, wortlos im Wagen sitzen, bis der Weg frei war.

Seine Frömmigkeit hatte für Nicht-Katholiken etwas Penetrantes, aber auch seine Kritiker bezweifeln nicht, dass sie echt war. Askese war ihm ein Lebensbedürfnis. Er kam mit vier Stunden Schlaf aus und verbrachte den Rest der Nacht im Gebet. Im Winter ließ er nicht heizen, sondern arbeitete in der Eiseskälte der vatikanischen Gemäuer mit einer Decke über den Knien. Zur Entspannung las er Cicero, selbstverständlich in Latein.

Aber es gab auch den anderen Pacelli, den nüchternen Realisten mit feiner Witterung für die Imponderabilien der Macht, den peniblen Aktenmenschen, der auf Pünktlichkeit und äußerster Genauigkeit bestand – wie sich Pater Gumpel erinnert, der Pius als junger Mitarbeiter bei der Dokumentation von Reden und Verlautbarungen zur Hand ging.

Eugenio Pacelli war nicht aus Zufall Papst geworden. Sein Weg lief in gerader Linie auf das Amt zu. Nach der Priesterweihe war er in den Dienst des vatikanischen Staatssekretariats getreten und hat ihn nie wieder verlassen. Nie hat er ein Seelsorgeamt versehen, nie eine Diözese geleitet, nie gelehrt. Seine Welt war die politische Zentrale des Vatikans, eine gut geölte Maschine mit erdumspannenden Verbindungen.

Sein Leben war auf schicksalhafte Weise mit Deutschland verknüpft. 1917 hatte ihn Papst Benedikt XV. als Nuntius, als Botschafter beim Königreich Bayern, nach München geschickt. Daraus wurde ein zwölfjähriger Aufenthalt im Land Martin Luthers.

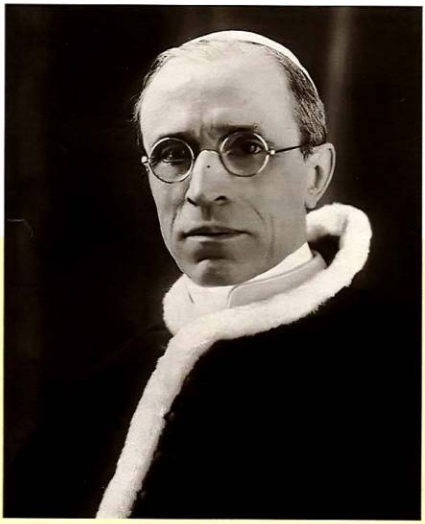
Kein Papst der Neuzeit hat Deutschland besser kennen gelernt, keiner war ihm mit größerer Sympathie zugetan als der Römer Pacelli. Zeitlebens behielt er seine deutsche Haushälterin, Pascalina Lehnert, eine resolute bayerische Nonne, und seinen deutschen Privatsekretär, den Jesuitenpater Robert Leiber.

In München war es auch, wo Eugenio Pacelli zum ersten und einzigen Mal in seinem Leben eine Konfrontation mit der nackten Gewalt erlebte: Im April 1919, zur Zeit der bayerischen Räterepublik, drang ein Spartakistentrupp in die Nuntiatur ein und forderte die Herausgabe des Autos.

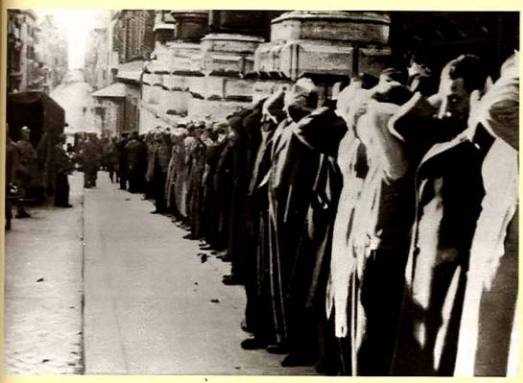
Als Pacelli sich weigerte, den Schlüssel herauszugeben, setzte ihm der Zugführer die Pistole auf die Brust; der Nuntius musste sich beugen. Er hatte dem Erzfeind ins Auge geblickt – dem gottlosen Kommunismus, der die Kirche Christi von der Erde tilgen wollte.

Er ist seit langem ein Freund der Deutschen

Kurz vor diesem Vorfall hatte Pacelli seinen italienischen Kanzleichef Schioppa in das Hauptquartier der Räteregierung in der Münchner Residenz geschickt. Schioppa verfasste darüber einen Bericht, in dem es heißt: „Der Anblick ist unbeschreiblich. In dem Chaos und Schmutz kommen und gehen die Bediensteten, überbringen Befehle. Unter ihnen junge Frauen, Jüdinnen, nicht sonderlich vertrauenswürdig. Sie sind überall, provozieren und lächeln zweideutig. Ihre Anführerin ist eine junge Russin, Jüdin und geschieden. Und leider musste sich die Nuntiatur vor ihr verneigen, um Eintritt zu erhalten!"



Eugenio Pacelli nimmt 1939 als Papst den Namen Pius XII. an



Von Deutschen verhaftete Geiseln, unter ihnen auch Juden, in Rom: Kritiker sagen, der Papst tue wenig, um SS-Verbrechen zu verhindern

Pacelli schickte den Bericht nach Rom – für manche seiner Kritiker ein Beleg für den Antijudaismus Pacellis. Doch aus ihm spricht wohl nicht mehr als der gewöhnliche antisemitische Reflex, mit dem die christlichen Kirchen und das konservative europäische Bürgertum durchtränkt waren. Nach Auschwitz war noch ein weiter Weg.

1920 wurde Pacelli in Berlin der erste Nuntius beim Deutschen Reich – und rasch zu einer prominenten Figur auf dem diplomatischen Parkett der Weimarer Republik: ein umworbener Gast auf allen Staatsempfängen, unübersehbar in seinem Seidencape, eine exotische Erscheinung in der protestantischen Preußenhauptstadt, ein Weltmann und ein Freund Deutschlands dazu. Als der Nuntius 1929 nach Rom zurückbeordert wurde, gaben ihm Tausende mit einem Fackelzug das Geleit zum Bahnhof.

Papst Pius XI. bereitete diesen Mann als seinen Nachfolger vor. Er ernannte ihn zum Kardinal und berief ihn 1930 als Staatssekretär an die politische Spitze des Vatikans.

In Berlin hatte Pacelli den Aufstieg Hitlers erlebt und – will man den Erinnerungen Pascalina Lehnerts folgen – Übles kommen sehen. „Dieser Mensch geht über Leichen und tritt nieder, was ihm im Weg ist", habe ihr der Nuntius beim Abschied von Deutschland gesagt.

Drei Jahre später war „dieser Mensch" an der Macht. Pacelli war über die Vorgänge aus erster Hand informiert. Ei-

ner seiner deutschen Ratgeber war der einstige Vorsitzende der aufgelösten Zentrumspartei, Prälat Ludwig Kaas, der für das Ermächtigungsgesetz gestimmt hatte und nun selbst zu den Verfolgten gehörte. Pacelli bot ihm Asyl im Vatikan.

Nachdem in Deutschland der Polizeistaat etabliert war, landete Hitler einen Überraschungscoup: Er bot dem Vatikan ein Konkordat an, einen Staatsvertrag, der die Rechte der Kirche, einschließlich der Bischofswahl, garantierte. Verlangte Gegenleistung: die politische Enthaltsamkeit des Klerus. Es war Hitlers erster Propagandaerfolg: Das nationalsozialistische Deutschland als Protektor der römischen Kirche – wer hätte das gedacht?

Der Vertrag mit Hitler war die erste politische Versuchung, die an Eugenio Pacelli herantrat. Er wusste, mit wem er es zu tun hatte. Der britische Gesandte im Vatikan, Ivone Kirkpatrick, hatte darüber im August 1933 ein langes Gespräch mit Pacelli und meldete nach London, der Kardinal habe „keinen Versuch gemacht, seinen Abscheu vor den Taten der Regierung Hitler zu verbergen – der Verfolgung der Juden, dem Vorgehen gegen politische Gegner, der Herrschaft des Terrors".

Warum ging er dann auf Hitlers Offerte ein? Weil ihm Hitler, so Pacelli zu Kirkpatrick, Konzessionen gemacht habe, die „weiter gingen als alles, was jede vorausgegangene deutsche Regierung zuzugestehen bereit gewesen wäre." Das war zweifellos richtig. Die Frage war nur, ob Hitler sich an den Text halten würde.

Die Antwort kam schneller als erwartet. Der Druck auf die Kirche, die letzte Institution in Deutschland, die noch nicht völlig gleichgeschaltet war, nahm zu. Verhaftungen, Misshandlungen, Schikanen.

Diplomatische Demarchen des Vatikans verpufften wirkungslos. Da entschloss sich Pius XI. auf Drängen der deutschen Kardinäle zu einer Enzyklika – der schärfsten Waffe, über die er verfügte. Der Münchner Kardinal Faulhaber entwarf den Text, Pacelli erweiterte ihn, und Pius XI. verschärfte ihn nochmals.

Im Weltkrieg bleibt Pacelli eisern neutral

Das Sendschreiben wurde an Palmsonntag 1937 von allen deutschen Kanzeln verlesen. „Mit brennender Sorge" – so der Titel der Enzyklika – prangerte der Papst das Hitler-Regime an und dessen „angriffslüsternes, von einflussreicher Seite leider vielfach begünstigtes Neuheidentum".

Pius XI. versicherte, er sei bei den Verfolgten und werde sich „einer Geisteshaltung widersetzen, die verbrieftes Recht durch offene oder verhüllte Gewalt zu erdrosseln sucht". So war in Deutschland seit 1933 nicht mehr gesprochen worden, und so wurde auch nie wieder gesprochen.

Die Gestapo reagierte sofort. Die Enzyklika war illegal ins Land geschmuggelt und gedruckt worden. Die Verbreitung wurde noch am selben Tag unter Strafe gestellt, die vorhandenen Exemplare wurden beschlagnahmt, die beteiligten Druckereien geschlossen, Kuriere und Mittelsmänner verhaftet.

Da es nur wenige Abschriften gab, erreichte die Enzyklika die Massen nicht. Das Ergebnis war deprimierend: Der Terror steigerte sich abermals, der katholische Widerstand wurde gebrochen.

Stets exzellent informiert: Pacelli, Nuntius in Berlin, 1929 zu Besuch

Pacelli, ohnehin keine Kämpfernatur, zog aus dieser Erfahrung den fatalen Schluss, dass öffentliche Proteste die Lage nur verschlimmerten. Der Vatikan müsse sich, wenn er helfen wolle, auf diplomatische Schritte beschränken. Dies blieb seine Überzeugung bis zum Schluss, als es schlimmer gar nicht mehr werden konnte.

Am 10. Februar 1939 starb Pius XI.; erwartungsgemäß wurde Pacelli zu seinem Nachfolger gewählt und bestieg als Pius XII. den päpstlichen Thron. Die Auspizien für sein Pontifikat hätten nicht düsterer sein können. Der Krieg stand unabweisbar vor der Tür. Pacelli bot sich als Vermittler an, aber man winkte nur ab, in Berlin wie in London und Paris.

Die Katastrophe nahm ihren Lauf. Innerhalb eines knappen Jahres war fast ganz Europa in der Hand Hitlers. Der Vatikan glich einer winzigen Insel in der tobenden See, ohne einen anderen Schutz als die Autorität des Papstes, der letzten verbliebenen moralischen Instanz.

Diese Moral stand nun auf dem Spiel. Die vatikanische Staatsräson gebot, sich unter keinen Umständen vereinnahmen zu lassen, von welcher

verabscheut Hitler, doch er bezieht nicht Stellung gegen ihn

beim Reichspräsidenten Hindenburg

Seite auch immer: Der Papst müsse gleichen Abstand zu den kriegführenden Parteien halten. „Unparteilichkeit" hieß die Parole. Pius XII. hielt sie eisern durch, bis zum letzten Tag des Krieges.

Die Frage, auf welcher Seite der Papst „wirklich" stand, beschäftigte die Alliierten wie die Deutschen während des gesamten Krieges. Die Westmächte unterstellten ihm heimliche Sympathien für das nationalsozialistische Regime, während Hitler ihn für einen „Feind Deutschlands" hielt, der das Spiel Englands spiele.

Hitlers Angriff auf die Sowjetunion komplizierte die Lage weiter. Der „Bolschewismus" war der Hauptfeind der Kirche; alle Päpste hatten ihn verdammt. Jetzt drängten die Achsenmächte Italien und Deutschland den Vatikan, sich hinter den „Kreuzzug" gegen das Böse zu stellen. Der Papst aber wies das Ansinnen zurück.

Nach dem Kriegseintritt Amerikas versuchte auch Washington, den Vatikan auf seine Seite zu bringen. Präsident Roosevelt schickte seinen Sonderbotschafter nach Rom, der vom Papst eine Verurteilung Deutschlands sowie die Zustimmung zum Bündnis der Westmächte mit Stalin erwirken sollte.

Pius empfing den Botschafter freundlich, ließ ihn aber in der Sache durch seinen „Außenminister" Domenico Tardini abblitzen: Wenn der Papst Hitler verdamme, müsse er auch Stalin verdammen.

Denn, so Tardini in einer Gesprächsnotiz für den Papst: „Stalin ist kein friedlicher Führer. Er ist ein Kriegstreiber, dem ein noch verwegenerer Krimineller zuvorgekommen ist. Unter dem ideologischen Aspekt sind Kommunismus und Nazismus gleichermaßen gefährlich, beide sind materialistisch, beide sind antireligiös, beide zerstören die Grundrechte des Menschen, und beide sind unversöhnliche Gegner des Hl. Stuhls."

Als der Botschafter abreiste, gab ihm Pius einen Brief an Roosevelt mit, in dem er den Bombenkrieg der Alliierten energisch verurteilte. Der treffe „Frauen und Kinder, Alte und Kranke, für die ein harmloser Himmel zu einer Quelle von Schrecken, Feuer, Zerstörung und Ruinen" werde.

Diese „Unparteilichkeit" war der Schutzwall, hinter dem sich der Vatikan sicher glaubte vor Drohungen und Erpressungen der Kriegsparteien. Er opferte dafür die moralische Integrität des Heiligen Stuhls. Denn Moral verlangt Parteinahme.

Seit dem Überfall auf Polen hatte man in Rom detaillierte Kenntnis über die Gräuel in Osteuropa. Fast täglich erreichten den Vatikan Hilferufe, der Papst möge seine Stimme gegen den Terror erheben.

Der polnische Bischof Radoński, der nach London entkommen konnte, beklagte sich 1942 schriftlich bei Pacellis Staatssekretär Maglione: „In Polen werden die Kirchen entweiht, die Bischöfe verjagt, Hunderte von Priestern getötet, unschuldige Geiseln vor den Augen der zum Zuschauen gezwungenen Kinder umgebracht, das Volk, dem man alles geraubt hat, stirbt vor Hunger, aber der Papst verharrt im Schweigen."

Die Beschwerdeführer erhielten stets die gleiche Antwort: „Unter den gegenwärtigen Umständen würde eine öffentliche Verurteilung (Deutschlands; *Red.*) durch den Hl. Stuhl von den am Konflikt beteiligten Parteien für politische Zwecke ausgenutzt werden", so Domenico Tardini in einem Memorandum. „Außerdem würde die deutsche Regierung die Verfolgung der Katholiken in Polen noch verschärfen, und sie würde verhindern, dass der Hl. Stuhl weiterhin Kontakt zum polnischen Episkopat unterhielte."

Das Schweigen legte sich wie eine schwarze Wolke über den Vatikan. Den deutschen Bischöfen schrieb Pius am 20. Februar 1941 entschuldigend: „Da, wo der Papst laut rufen möchte, ist ihm leider manchmal abwartendes Schweigen, wo er handeln und helfen möchte, geduldiges Harren geboten."

Für den Vatikan wurde das Schweigen des Papstes allmählich zur politischen Hypothek. Der britische Gesandte beim Papst, Sir Francis d'Arcy Osborne, der als Vertreter einer Feindmacht im Vatikan zerniert war und in enger Nachbarschaft mit dem Papst lebte, schrieb 1942 nach London: „Tatsache ist, dass die moralische Autorität des Hl. Stuhls sich nun aufs Betrüblichste verringert. Angesichts der deutschen Verbrechen hört jede Neutralität auf. Das Schweigen des Papstes schadet seinen eigenen Absichten."

Seit 1942 weiß der Vatikan vom Holocaust

Zu dieser Zeit war die Ausrottung der Juden bereits in vollem Gange. Der Vatikan wusste von den Massenmorden im Osten. So schrieb der Erzbischof von Lemberg, Andrzej Szeptyćkyj, im August 1942 in einer vertraulichen Botschaft an den Papst: „Seit mindestens einem Jahr vergeht kein Tag, an dem nicht schreckliche Verbrechen, Erschießungen, Raub und Diebstähle begangen werden. Die Juden sind die ersten Opfer. Die Zahl der getöteten Juden in unserem kleinen Land (der ehemals polnischen Westukraine; *Red.*) ist sicherlich bereits auf über zweihunderttausend angestiegen."

Im Frühjahr 1942 begann in den Niederlanden die „Endlösung". Die katholischen und protestantischen Kirchenführer protestierten beim deutschen Reichskommissar Seyß-Inquart in einer gemeinsamen Erklärung gegen die Massen-

Ein Teil des deutschen Klerus, wie hier bei einer Feier in Berlin, steht 1933 auf Seiten der NSDAP

verhaftungen. Der Erzbischof von Utrecht machte den Protest öffentlich, indem er ihn in einem Hirtenbrief von den Kanzeln verlesen ließ. Die Folge war, dass die SS die Deportationen nun auch auf Juden katholischer Konfession ausdehnte, die bisher noch verschont worden waren. Zu den Opfern gehörte auch die deutsche Philosophin Edith Stein, die 1998 heilig gesprochen wurde.

Die niederländische Tragödie bestärkte Pacelli endgültig in der Auffassung, dass öffentliche Proteste das Gegenteil von dem bewirkten, was sie bezweckten. Schwester Pascalina berichtet, der Papst sei an dem Tag, als er die Nachrichten aus den Niederlanden hörte, in die Küche gekommen und habe über dem Herdfeuer ein Manuskript verbrannt. Auf ihre Frage, was er da verbrenne, habe er geantwortet, es sei der Entwurf einer Protesterklärung an die deutsche Regierung, ursprünglich gedacht für eine Veröffentlichung im „Osservatore Romano".

Pius schwieg nun bewusst. Seine wütendsten Kritiker haben dieses Schweigen als stilles Einverständnis mit der Judenvernichtung ausgelegt. Träfe dies zu, dann wäre dieser Papst ein Ungeheuer. Doch es gibt unter allen Zeitzeugen, die Pius XII. kannten und über ihn geschrieben haben, keinen Einzigen, der dafür einen Hinweis liefert.

Viele Juden finden im Vatikan Asyl

Zweifellos gab es im Vatikan wie in der Kirche generell antisemitische Ressentiments, die auf der judenfeindlichen Tradition des Christentums beruhten. Sie waren in Polen am stärksten ausgeprägt, wo Christen und Juden in engster Nachbarschaft und zugleich in größter Abgrenzung nebeneinander lebten. So erklärte der polnische Kardinalprimas Hlond 1936: „Es wird ein jüdisches Problem geben, solange Juden existieren."

Pacelli mochte kein Freund der Juden sein, doch ein Rassist war er mit Sicherheit nicht. In seiner Antrittsenzyklika 1939 hatte er Paulus mit dem Kolosserbrief zitiert: „Da ist nicht mehr Grieche oder Jude, Beschnittener oder Unbeschnittener, Nichtgrieche, Skythe, Sklave, Freier, sondern alles und in allen ist Christus."

Der Nationalsozialismus war in Pacellis Augen Gotteslästerung und Hitler als Person eine abstoßende Erscheinung. Umgekehrt hegte Hitler den gleichen Abscheu gegen Pius. Er hielt ihn für einen verkappten Agenten der Alliierten und erwog zeitweise, den Vatikan zu besetzen und den Papst an einem sicheren Ort zu sistieren. Er beauftragte den obersten Sicherheitschef in Italien, SS-Obergruppenführer Karl Wolff, einen entsprechenden Operationsplan auszuarbeiten. Wolff suchte Pius unter konspirativen Umständen im Vatikan auf und informierte ihn über die Gefahr. Der Papst erklärte, er werde nicht weichen.

Warum aber bot er Hitler nicht die Stirn? Warum fand er das eine Wort nicht, das die Welt von ihm erwartete und das ihn vor der Geschichte gerechtfertigt hätte? Dutzende von Büchern sind über diese Frage geschrieben worden, doch das Rätsel Pacelli ist bis heute ungelöst.

Das Schweigen dauerte bis zum Ende. In seiner Weihnachtsansprache von 1942 erwähnte der Papst die Judenvernichtung mit einem einzigen verklausulierten Satz: Die Bitte um Frieden gelte auch „den Hunderttausenden, die, persönlich schuldlos, bisweilen nur um ihrer Volkszugehörigkeit oder Abstammung willen dem Tode geweiht oder einer fortschreitenden Verelendung preisgegeben sind". Dies war das Äußerste, das der Stellvertreter Christi während des Krieges zum größten Massenmord der Geschichte verlauten ließ.

Im September 1943, nach der Kapitulation Italiens, wurde Rom von der Wehrmacht besetzt. Der Papst konnte die Stahlhelme vom Fenster aus sehen: Der Krieg war vor seiner Haustür angekommen.

Kurz nach dem Einmarsch bestellte der oberste SS-Führer in Rom, Herbert Kappler, die Vertreter der jüdischen Gemeinde zu sich und befahl ihnen, innerhalb von 36 Stunden 50 Kilo Gold abzuliefern; andernfalls würde er alle männlichen Juden deportieren lassen. Da die Juden fürchteten, die 50 Kilo nicht zusammenzubringen, baten sie den Papst um Hilfe. Später kursierte die Legende, Pius habe liturgische Gefäße einschmelzen lassen, um ihnen zu helfen. Tatsächlich bot er den Bedrängten wohl ein zinsloses Darlehen zum Kauf des Restgoldes an. Es wurde dann nicht benötigt, weil so viele Privatspenden von katholischen Mitbürgern eingingen, dass die Juden den Zentner

schaden könnten – doch gerade sein Schweigen ist unmoralisch

Gold pünktlich an Kappler abliefern konnten.

Das rettete sie jedoch nicht. Im Morgengrauen des 16. Oktober 1943 startete die SS eine Razzia im historischen Getto von Rom und begann mit dem Abtransport der Juden. Der Papst wurde gegen 7 Uhr unterrichtet. Er alarmierte seinen Staatssekretär Maglione, der sofort den deutschen Botschafter beim Vatikan, Ernst v. Weizsäcker, einbestellte.

Es kam zu einem denkwürdigen Gespräch. Maglione erklärte, es sei „für den Hl. Vater äußerst schmerzlich, dass man unter seinen Augen so viele Menschen leiden lässt, nur weil sie einer bestimmten Rasse angehören".

Darauf Weizsäcker: „Wie wird der Hl. Stuhl reagieren, wenn die Dinge so weitergehen?"

Maglione: „Der Hl. Stuhl möchte nicht gezwungen sein, vor die Notwendigkeit gestellt zu werden, ein Wort der Missbilligung sagen zu müssen."

Weizsäcker war froh, dass der Papst auf eine förmliche Demarche verzichtete, und versprach, etwas für die „armen Juden" zu tun. Die Razzia wurde abgebrochen. Für mehr als 1000 Menschen kam die Rettung jedoch zu spät. Sie waren schon in eine Militärkaserne abtransportiert worden und wurden drei Tage später nach Auschwitz verladen. Nur 15 kehrten zurück.

Ungezählte andere Juden verdankten dagegen dem Papst ihr Leben: Sie fanden Zuflucht in römischen Kirchen, Klöstern und Instituten, die vatikanischer Besitz waren und als exterritoriale Gebiete diplomatischen Schutz genossen. Pius hatte Anweisung gegeben, Asylsuchende, Männer wie Frauen, formlos aufzunehmen.

Am 4. Juni 1944 rückten die Amerikaner in Rom ein. Tausende strömten zum Petersplatz und bejubelten den Papst als „Retter Roms" – seinem Einsatz war es zu danken, dass die Ewige Stadt kampflos übergeben worden war. Für die Römer verkörperte er in dieser Stunde die ungebrochene Identität Italiens – es war vielleicht Pacellis beste Stunde.

1954: Trotz seines Schweigens wird Pius XII. in der Nachkriegszeit fast schon als Heiliger verehrt

Ein »heiligmäßiges Leben« geführt?

Pius XII. überlebte den Krieg um 13 Jahre. Er wurde noch unnahbarer, noch asketischer, noch statuarischer – eine Ikone seiner selbst, ein Heiliger in einer heillosen Welt. Vom Krieg und vom Holocaust sprach niemand mehr. Bis ein Theaterstück fünf Jahre nach seinem Tod das Bild vom unerschrockenen Beschützer der Verfolgten zerstörte.

Als Antwort publizierte der Vatikan elf Bände mit Dokumenten des Staatssekretariats. Aber auch sie konnten die Lücken nicht füllen, die das Schweigen des Papstes hinterlassen hat. Es gab für den Vatikan nur einen Weg, Pius XII. von dem Makel zu befreien: die Selig- und mögliche Heiligsprechung.

Das politisch brisante Verfahren ist seit 38 Jahren anhängig. Pater Gumpel hat als „Relator" Tausende von Dokumenten gesichtet. Er kennt jeden Tag im Leben Pius XII.; er hat Dutzende Zeugen unter Eid befragen lassen, von Schwester Pascalina bis zum SS-General Karl Wolff. Die Zeugenaussagen füllen zwei Bände von je 1000 Seiten.

Gumpel hofft, seinen Schlussbericht, die „Positio", bis Ende 2003 vorlegen zu können, und er lässt keinen Zweifel, wie sein Urteil ausfallen wird: „Pius XII. war einer der größten Päpste der Geschichte."

Manche werde dieses Urteil verwundern, räumt Gumpel ein. Dem Vorwurf, nichts gegen die Schoah getan zu haben, stellt er die Verdienste des Papstes gegenüber: In aller Stille habe er „Tausenden von Juden und anderen Verfolgten das Leben gerettet", wofür ihm später viele Juden ausdrücklich gedankt hätten. Pius habe Rom vor der Zerstörung bewahrt und den notleidenden Deutschen nach dem Krieg jede erdenkliche Hilfe zukommen lassen. Er habe der Kirche neue Impulse gegeben und persönlich ein „heiligmäßiges Leben" geführt. Er sei den Menschen ein „ganz und gar geistiger, gütiger, aus dem christlichen Glauben lebender Oberhirte der katholischen Kirche" gewesen.

Das Schlusswort in der Causa Pacelli liegt beim Papst. Wer immer dann das Amt bekleiden mag, er wird den Fall beenden müssen, entweder durch Schließung der Akten oder durch die Aufnahme Eugenio Pacellis in die Gefilde der Seligen.

Der letzte Grund seines Schweigens wird das Geheimnis Pius XII. bleiben. Vielleicht ist es aber auch ganz einfach. Domenico Tardini, der engste Vertraute des Papstes, schrieb in einem Nachruf auf Pius: „Die gleiche Neigung, die ihn Einsamkeit und Stille lieben ließ, veranlasste ihn eher dazu, die Kämpfe des Lebens zu meiden, als sich auf sie einzulassen."

Wenn dem so war, dann hat das Schicksal Eugenio Pacelli zur falschen Zeit auf den falschen Platz gestellt.

Heinrich Jaenecke, 75, war von 1967 bis 1995 Reporter des „Stern" und ist Spezialist für Themen der Zeitgeschichte.

Das düstere Vermächtnis der SÜN

VON KARL-JOSEF KUSCHEL

Fast so alt wie die Kirche ist die Verfolgung Andersdenkender durch sie. Jeder Mensch konnte als »Häretiker« ins Visier der Glaubensfahnder geraten. Erst in jüngster Vergangenheit hat sich der Papst dafür entschuldigt. Doch bedeutet dies nicht, dass der Klerus seinen Machtanspruch aufgibt

Ist all das, was uns aus der Geschichte der Kirche an Sünden entgegentritt, nur das Versagen von Einzelnen? Ist das, was an Unbarmherzigkeit, Gnadenlosigkeit, Rechthaberei, Inquisition, Verurteilung und Diskriminierung gegenüber Häretikern, Dissidenten, Ketzern, Heiden und Juden bekannt ist, nur die Verfehlung von Menschen, die zu allen Zeiten schwach, verführungsbereit, sündig sind? Alles also zu erklären nach der Devise: Menschen sind nun einmal in ihre Interessen, Triebe, Egoismen und Laster verstrickt; nie leben sie so, wie sie leben sollten, immer wieder verfehlen sie ihre Ideale? Reicht als Antwort, dass das Christentum seit 2000 Jahren versuche, aus alten neue Menschen zu machen, aber die menschliche Natur sei nun einmal zäh . . ?

Gerade in offiziellen kirchlichen Dokumenten findet man immer wieder solche Vertröstungsstrategien. Beliebt ist die Unterscheidung zwischen der „Kirche", die „rein und heilig" sei, und den Kirchengliedern, die sündig werden könnten. Die Kirche also eine Institution ohne „Flecken, Runzeln oder etwas dergleichen . . . sondern heilig und makellos", wie es schon im Neuen Testament heißt? Christen in der Kirche dagegen fehlerhaft, sündig, versagend, lasterhaft?

Diese Unterscheidung verharmlost das Problem. Als ob man „die Kirche" gleichsam als abstrakte Idee verselbstständigen könnte. Als ob nicht Kirche immer nur existierte in der konkreten Lebenspraxis von Menschen. Als ob durch die Sündhaftigkeit der Kirchenglieder nicht auch die Kirche selbst mitbetroffen wäre. Als ob die Kirche nicht durch ihre Machtausübung sowie bestimmte Lehren und Praktiken sündig werden könnte, ja oft genug zur Quelle der Sünde geworden ist.

Beispiele? Je mehr die Kirche sich gegen das Judentum abgrenzte als das neue, wahre Israel, je mehr sie Israel triumphalistisch überwunden und ersetzt zu haben glaubte, desto schonungsloser begann sie, Juden auszugrenzen und zu diskriminieren: Judenverfolgungen im Namen des Juden Jesus!

Je mehr sie sich als Institution mit exklusivem Anspruch auf Wahrheit vervollkommnete, desto unbarmherziger verfolgte sie Dissidenten aller Art. Kam es zu Ketzerjagden im Namen gerade desjenigen, der als Häretiker verurteilt worden war.

Je mehr Kirche sich als Gemeinde der Reinen und Vollkommenen von der übrigen Welt isolierte, desto wütender brannte der Hass auf alles Verführerische und Sexuell-Sündige. Und je mehr sich Kirche als allein selig machende Heilsgemeinde selbst verabsolutierte, desto gnadenloser verurteilte man Massen von Nichtchristen. Desto rigoroser verfeinerte man Missionsanstrengungen, um aus „armen Heiden" „richtige Christen" zu machen.

Nein, es ist keineswegs bloß ein Einzelfallproblem, wenn wir von Sünden der Kirche sprechen müssen. In den Blick zu nehmen haben wir nicht bloß das Problem einer Kirche aus Sündern, sondern schärfer noch: die sündige Kirche. Also die durch ihre Machtstrukturen sowie Lehren und die daraus folgenden Praktiken selber schuldig gewordene Institution.

Das Problem der individuellen Sünden wird so durch das der „strukturellen" verschärft, und zwar derart, dass viele Zeitgenossen der Meinung sind, eine mit Macht und Absolutheitsanspruch auftretende Kirche, wie etwa die römisch-katholische, könne gar nicht anders, als immer wieder Menschen auszugrenzen, zu diskriminieren oder mit Verboten und Verurteilungen zu arbeiten.

Wirklich nicht? Gibt es tatsächlich keine Gegenstrategie zu der Irrsinnsalternative, entweder den Macht- und Absolutheitsanspruch der Kirche zu akzeptieren (weil Kirche ohne diesen Anspruch nun einmal keine Kirche mehr sei) oder ihr den Rücken zu kehren in Gleichgültigkeit oder Verachtung? Ist öffentliches Schuldeingeständnis nicht eine Alternative, verbunden mit einer Vergebungsbitte für alle Sünden? Hat nicht der gegenwärtige Papst seit vielen Jahren immer wieder um Vergebung für Sünden in der Kirche gebeten? Über 90 dieser Schuldeingeständnisse hat man in den vergangenen beiden Jahrzehnten gezählt – zu den Kreuzzügen, der Inquisition, dem Fall Galilei, den Kirchenspaltungen, den Religionskriegen, dem Verhalten gegenüber Indianern oder dem Sklavenhandel.

Diese Schuldeingeständnisse und Vergebungsbitten waren mehr als bloße Lippenbekenntnisse. Und doch blieben sie seltsam wirkungslos, weil die Selbstkritik eben nicht tief genug ansetzte und gerade nicht den Macht- und Absolutheitsanspruch selbst betrafen. Schuldeingeständnis und Vergebungsbitte aber sind nur dann glaubwürdig, wenn sie zusammengehen mit echter Erneuerung.

DEN Römischen Kirche

Kriterium dieser Erneuerung ist die Orientierung an der Figur Jesu – ist es doch der selbstproduzierte Widerspruch zwischen dem Auftrag Christi und der Praxis der Kirche, der buchstäblich zum Himmel schreit: Religionskriege geführt im Namen desjenigen, der die Feindesliebe predigte; den Holocaust am jüdischen Volk widerstandslos hingenommen; eucharistische Gastfreundschaft unter Christen bis heute verweigert, ja unter Strafandrohung Priestern verboten – im Namen desjenigen, der sogar mit Sündern Tischgemeinschaft zu halten pflegte.

Gäbe es nicht diese Orientierung an Jesus selbst – man müsste in Sachen Kirche zynisch abwinken. Die Erinnerung an ihn aber, der Nachfolge nicht als *Machtausübung*, sondern als *selbstlosen Dienst* forderte, ist die schärfste Kritik an allem, was an Macht im Namen der Kirche ausgeübt wird. Und zugleich die größte Hoffnung auf ein Bestehen auch in Zukunft. Christen sind auf keinen anderen Absolutheitsanspruch verpflichtet als auf den des selbstlosen Dienens im Geiste der Bergpredigt. Um mit dem großen Dänen Søren Kierkegaard zu sprechen: „Die Christenheit hat das Christentum abgeschafft, ohne es selber richtig zu merken; folglich muss man, wenn man etwas ausrichten will, versuchen, das Christentum wieder in die Christenheit einzuführen."

Vielleicht liegt ja gerade hier das Überraschende in Sachen Kirche. Nicht, dass in ihr gesündigt wird, sondern dass sie 2000 Jahre überlebt hat – aller Perversion zum Trotz. Das eigentliche Geheimnis der Kirche ist ihre Noch-Existenz. Weder machtgierige Päpste noch finstere Inquisitoren, weder verweltlichte Bischöfe noch fanatische Theologen vermochten das Ethos des Stifters auszulöschen.

Immer wieder fand sich ein Franz von Assisi neben einem Innozenz III. Ein Martin Luther neben einem Leo X. Eine Katharina von Siena und eine Teresa von Avila neben Großinquisitoren und Kreuzzüglern. Ein Blaise Pascal inmitten des französischen Absolutismus. Ein Karl Barth, ein Dietrich Bonhoeffer im Widerstand gegen die deutschnationale Kirche – von Johannes XXIII., Martin Luther King, Hélder Câmara und Mutter Teresa nicht zu reden. Die schärfsten Kritiker des real existierenden Christentums waren – Christen.

Sie konnten es deshalb sein, weil sie in ihrer Ur-Kunde, dem Neuen Testament, ermutigt werden, aller Selbstüberhöhung und Selbstüberschätzung, allem Machtmissbrauch und aller falschen Autoritätsausübung Widerstand entgegenzusetzen. Viele neutestamentliche Geschichten sind Warn-Geschichten, betreiben Missbrauchsprophylaxe. Etwa die Geschichten von Petrus – jener Figur, auf die sich die Päpste der Kirche berufen. Im Neuen Testament ist Petrus keineswegs ein Mann der Macht und ein Beherrscher der Menschen.

Schon der Evangelist Matthäus unterläuft das von ihm überlieferte Jesus-Wort „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen" unmittelbar danach durch eine Zurückweisung desselben Petrus als *satanischen Verführer*. Warum? Weil dieser Jünger die erste Leidensankündigung Jesu nicht wahrhaben will. Jesus weist ihn deshalb brüsk mit dem Wort ab: „Geh weg von mir, Satan! Du bist mir ein Ärgernis!"

Die gleiche Ambivalenz im Evangelium des Lukas. Auf ein entsprechendes Jesus-Wort hin erklärt Petrus vollmundig, er sei bereit, mit Jesus sogar „ins Gefängnis und in den Tod zu gehen". Kühl bekommt er zur Antwort: „Der Hahn wird heute nicht krähen, ehe du dreimal geleugnet hast, dass du mich kennst."

Nicht anders im Johannes-Evangelium. Nachdem Petrus dreimal ein Liebesbekenntnis gegenüber Jesus abgegeben hat, will er unbedingt noch wissen, was denn mit demjenigen Jünger geschehen solle, den Jesus offenbar besonders lieb gewonnen hat: Johannes. Auf diese deplatzierte Frage bekommt er durch Christus die Antwort: „Wenn ich will, dass er bleibt, bis ich komme, was geht das dich an? Folge du mir nach!"

Zurückweisung also als satanischer Verführer, Prophezeiung eines Verrats, der dann auch tatsächlich erfolgt, sowie die Zurechtweisung, sich nicht um Dinge zu kümmern, die ihn nichts angehen: Schon im Neuen Testament ist Simon Petrus ein Mann vieler Gesichter – ein Bekenner und ein Versager. Von Idealisierung dieses Mannes, wie in der späteren Papstgeschichte, keine Spur. Von Hochstilisierung zur Kult-Figur keine Rede.

All das braucht es in der Kirche nicht: keine Idealisierung von Amtsträgern (sie führt nur zur Sünde der Selbstüberschätzung), keine Überhöhung von Macht (sie führt nur zur Sünde des Missbrauchs), kein Exklusivismus (er führt nur zur Sünde der Selbstgerechtigkeit).

Gerade Katholiken sind in Gefahr, die Petrus-Texte des Neuen Testamentes sehr selektiv zu lesen und nur das herauszufiltern, was der Überhöhung päpstlicher Macht dient. In der Kirche des gekreuzigten Nazareners aber sollte es keine Herrschaft geben als die des Dienens, keine Wahrheit als die der Liebe, keine Macht als die der Barmherzigkeit.

Orientierung an der Figur Jesu stiftet eine Praxis grenzensprengender Menschlichkeit, die auch Nichtchristen einbezieht und in der die Schwäche eines jeden Menschen aufgehoben ist. Befragt, wie er Jesus von Nazareth sehe, antwortete der Schriftsteller Walter Jens im Jahre 1992: „Er lebt unter uns aus jener Menschlichkeit, die sich für mich in der Erwählung des Simon Petrus manifestiert: Kein Heros, sondern ein Angefochtener, ein schwaches Wesen wurde ausgesucht, um Nächster zu sein; ein Versager und kein Cäsar in der Glorie … Ich denke, es ist lehrreich, über Jesus von Nazareth aus der Perspektive des Simon Fels nachzusinnen – des erwählten Menschen in seiner Schwäche."

Dr. Karl-Josef Kuschel, 55, ist Professor für Theologie der Kultur und des interreligiösen Dialogs an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Tübingen. Von ihm ist unter anderem erschienen: „Jesus im Spiegel der Weltliteratur".

1978

16. OKTOBER

Gut 700 Jahre alt sind die Regeln, nach denen sich die Kardinäle zur Wahl eines neuen Papstes einfinden, unter strengster Geheimhaltung, frei und niemandem Rechenschaft schuldig. Und doch sind es oft Intrigen, die das Konklave bestimmen – wie im Oktober 1978

VON ULRIKE MOSER

Einer fehlt noch. 110 Kardinäle sind anwesend, und eben will der päpstliche Zeremonienmeister den Versammlungsort verschließen. Da eilt der Erzbischof von Krakau mit wehender Soutane herbei. Gerade noch rechtzeitig. Hinter Karol Wojtyła fallen am 14. Oktober 1978 die Pforten der zur Sixtina führenden Paulinischen Kapelle ins Schloss – zum Auftakt des Konklaves.

Schon zum zweiten Mal in diesem Jahr sind die Kardinäle aus aller Welt nach Rom gereist. Zweimal haben sie einen Papst beigesetzt: Am 6. August ist Paul VI. gestorben. Und nur sieben Wochen später, am 28. September, sein Nachfolger Johannes Paul I. Gerade mal 33 Tage hat der Pontifikat des „lächelnden Papstes" gedauert.

Für die kurze Zeit der „Sedisvakanz", wenn der Stuhl Petri unbesetzt ist, haben die Kardinäle die Leitung der katholischen Kirche übernommen – ohne etwas beschließen zu können, das für den nächsten Pontifex bindend ist.

Nur ein einziges Mal ist es an ihnen, eine Entscheidung zu treffen: Wenn sie zwischen dem 15. und dem 20. Tag nach dem Tod des Papstes zum Konklave zusammentreten, um in der Sixtinischen Kapelle, abgeschieden von der Außenwelt, unter strengster Geheimhaltung, frei und niemandem Rechenschaft schuldig, aus ihrer Mitte seinen Nachfolger zu wählen. Nach Regeln, die sich im Laufe von mehr als 700 Jahren herausgebildet haben, die kleinlich und pedantisch erscheinen – aber der ältesten Wahlmonarchie der Welt eine unerreichte Kontinuität und Unabhängigkeit gegeben haben.

Wer wird die Kirche führen nach dem sanften Johannes Paul I., der unter der Last des Amtes zerbrochen ist? Ein Kurienkardinal, den die vatikanische Bürokratie nicht überfordert wie seinen Vorgänger? Wieder ein „guter Hirte", den die Gläubigen lieben? Ein Traditionalist? Ein Reformer? Gesund soll er auf jeden Fall sein, kräftig genug, um die Kirche möglichst ins nächste Jahrtausend zu führen.

Wer hat die Intrige angezettelt?

Niemand darf zu Lebzeiten des Papstes über einen Nachfolger reden. Auch nach seinem Tod darf es keine Absprachen geben. Aber nicht jedes Gespräch vor Beginn des Konklaves, jedes Treffen zwischen den Kardinälen ist ja schon eine Absprache. Schnell scheint festzustehen, dass sich die Wahl zwischen zwei italienischen *papabili*, aussichtsreichen Papstanwärtern, entscheiden wird.

Der Genueser Erzbischof Giuseppe Siri, erzkonservativ und Wunschkandidat der Kurie, versammelt die Traditionalisten unter den Kardinälen um sich. Seine Fraktion erscheint so stark, dass sie die Besorgnis der Reformer hervorruft. Am 11. Oktober treffen sich ein Dutzend Kardinäle, um eine Strategie für Giovanni Benelli, den liberalen Kardinal aus Florenz, zu entwickeln.

Eine verlässliche Mehrheit gibt es für keinen von beiden. Erstmals stellen die nicht-europäischen Kardinäle mit 56 Wahlberechtigten die Mehrheit. Und die italienischen Purpurträger sind mit 26 Kardinälen nicht in der Lage, einen unliebsamen Kandidaten zu verhindern. 75 von 111 Stimmen benötigt der Papstanwärter, eine Zweidrittelmehrheit plus eine Stimme.

Am Samstag, dem 14. Oktober, beziehen die Kardinäle ihre kargen Zellen neben der Sixtinischen Kapelle, wo die Wahl stattfinden wird. Zu zehnt teilen sie sich eine Toilette. Der mangelnde Komfort hat Tradition seit dem ersten erzwungenen Konklave – auch wenn die Bedingungen nicht mehr ganz so hart sind wie einst im Palast des Septimus auf dem Palatin.

Dort hatte der römische Senator Matteo Rosso im Jahre 1241 zehn Kardinäle festgesetzt, um deren Entscheidungsfindung zu beschleunigen. Die Entbehrungen der Geistlichen waren so groß, dass manche Kardinäle erkrankten, einer sogar starb. Auch der nach zwei Monaten schließlich gewählte Papst, Coelestin IV., überlebte den Beginn seines Pontifikats nur um 16 Tage. Papst Gregor X. schuf schließlich 1274 eine Konklave-Ordnung, mit der das Einschließen „cum clave" (mit dem Schlüssel) zur Regel wurde.

Am Nachmittag des 14. Oktobers beginnt das Konkla-

ve. Feierlich ziehen die Kardinäle in die Sixtinische Kapelle ein. Jeder von schwört, keinerlei Einmischung einer weltlichen Autorität zu dulden und über die Vorgänge strengstes Stillschweigen zu bewahren.

Nichts soll nach drinnen dringen, nichts nach draußen. Nicht der Eindruck, das Kardinalskollegium sei zerrissen. Kein Verdacht politischer Parteinahme. Kein Staat kann mehr in die Kirche hineinregieren, seit Pius X. 1904 dem Jahrhunderte alten Recht katholischer Herrscher, ein Veto gegen einen unliebsamen Papstkandidaten einzulegen, ein Ende gesetzt hat.

Konklave bedeutet tatsächlich Abriegelung von der Außenwelt. Techniker haben die Sixtina nach Wanzen abgesucht. Fenster und Türen werden versiegelt. Im Konklave sind weder Zeitungen, Radio noch Fernsehen zugelassen. Telefone werden stillgelegt.

Doch ein Interview sorgt unter den Kardinälen für Aufregung; es ist einige Stunden vor Beginn des Konklaves erschienen. Siri hat es der „Gazzetta del Popolo" gegeben, es ist eine Abrechnung mit dem verstorbenen – und weit über die Grenzen Italiens beliebten – Johannes Paul I.

Siri beteuert zwar, dass das Interview erst nach Konklavebeginn erscheinen sollte. Doch er verliert Unterstützung. Demütig soll ein künftiger Papst sein, nicht hochfahrend und arrogant. Auch Benellis Ansehen ist beschädigt, da er als Drahtzieher hinter der vorgezogenen Veröffentlichung vermutet wird.

Am Sonntag, dem 15. Oktober, kehren die Kardinäle um sieben Uhr aus ihren Zellen in die Sixtinische Kapelle zurück. Nach der Messe beginnen sie mit der Wahl. Gemäß ihrer Rangordnung tritt jeder, den ausgefüllten Stimmzettel in der erhobenen Hand, zum Altar, gelobt, demjenigen seine Stimme gegeben zu haben, von dem er glaubt, dass er nach Gottes Willen gewählt werden solle. Und lässt sein Votum in die Urne fallen. Nach der Auszählung werden die Zettel, auf denen die Kardinäle „möglichst in verstellter Schrift" ihre Stimme abgegeben haben, verbrannt. Nichts soll nach draußen dringen.

Doch das Gebot der Geheimhaltung weicht bald nach der Wahl dem Mitteilungsbedürfnis mancher Teilnehmer, sodass sich das Konklave heute recht genau rekonstruieren lässt.

Nach dem ersten Wahlgang liegt Siri in Führung. Benelli legt im zweiten und dritten zu. Am Abend steigt wieder schwarzer Rauch aus dem Schornstein der Sixtinischen Kapelle – Zeichen für eine weitere erfolglose Wahl, die vierte. Die Kandidaten blockieren sich gegenseitig. Wieder einmal gilt die Erkenntnis: Wer als Papst ins Konklave zieht, kommt als Kardinal heraus.

Ein Kompromisskandidat wird gesucht. Der Wiener Kardinal Franz König beginnt unter den Eminenzen für einen Nicht-Italiener zu werben. „Warum wählen wir nicht einen Polen?", soll er den Warschauer Primas Stefan Wyszyński gefragt haben.

Der, so geht die Legende, erschrickt. „Das würde den Kommunisten gefallen, mich aus Polen wegzuholen!" Unvorstellbar für den weltberühmten Kardinal, dass König gar nicht ihn meint – sondern den eher unbekannten Karol Wojtyła.

Der scheint der Richtige zu sein, den konservativen und den liberalen Flügel zusammenzuführen, innere und äußere Strenge mit Menschlichkeit zu versöhnen. Er ist ein vorbildlicher Seelsorger. Ein Streiter gegen den Kommunismus. Einer, der viele Sprachen beherrscht und über Kontakte zu wichtigen Bischöfen in Europa und Amerika verfügt. Dazu athletisch, robust und mit 58 Jahren ungewöhnlich jung.

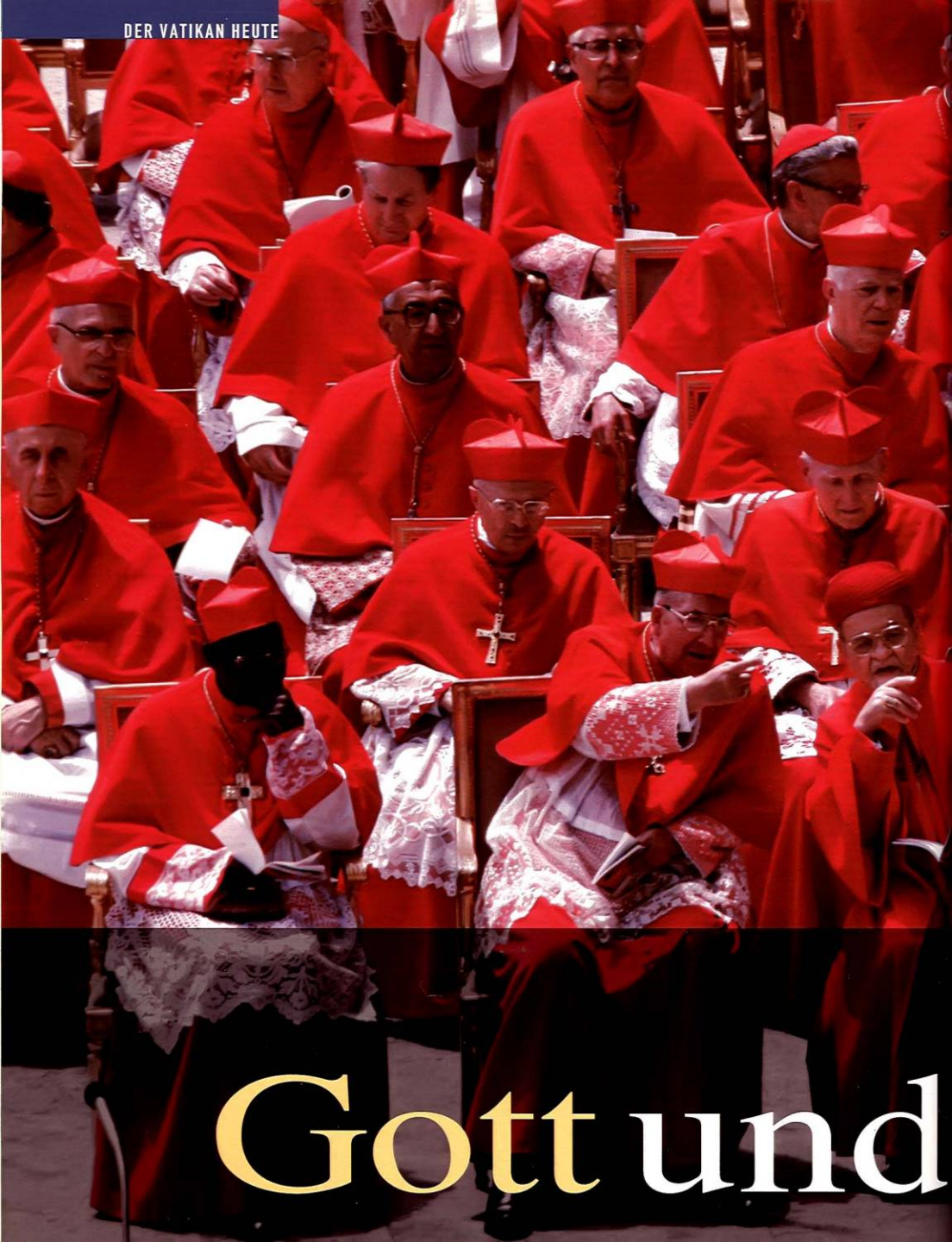
Seit 455 Jahren der erste Nicht-Italiener

Am Montagmorgen, dem 16. Oktober, beginnt der zweite Wahltag, der fünfte Wahlgang. Im sechsten ist Wojtyła bereits gut platziert. Beim siebten stimmen offenbar schon 47 Kardinäle für ihn.

Um 18.18 Uhr, nach dem achten Wahlgang, steigt weißer Rauch aus dem Schornstein der Sixtinischen Kapelle: Ein Papst ist gewählt. Wie viele Stimmen Karol Wojtyła genau erhalten hat, darüber gehen die Meinungen der vermeintlich Eingeweihten auseinander.

„Habemus papam" – wir haben einen Papst – verkündet der ranghöchste Kardinaldiakon von der Mittel-Loggia des Petersdoms. Kaum einer in der Menge auf dem Petersplatz kennt den Pontifex aus Polen. Karol Wojtyła, Papst Johannes Paul II., ist seit 455 Jahren der erste Nicht-Italiener auf dem apostolischen Stuhl – jener Kardinal, der beinahe zu spät gekommen wäre und der nun zum 264. Pontifex in der apostolischen Nachfolge wird. □

Die 111 wahlberechtigten Kardinäle versammeln sich am 14. Oktober 1978 zum Konklave in der Sixtina



Gott und

Der Staat der Vatikanstadt: Sein Territorium ist kaum größer als ein Vergnügungspark, die Zahl seiner Bürger ist winzig, seine Truppen gleichen einer Operettenarmee. Doch mit seinen Kardinälen – hier während einer Zeremonie –, seinen Diplomaten und Geheimemissären dirigiert der Heilige Stuhl ein Imperium aus Glauben und Geld, Moral und Macht

die Welt

VON JÖRG-UWE ALBIG

Der Blick geht über die Stadt, geht in die Welt. Schwebt über die Synagoge, das Pantheon, das schneeweiße Monument des Königs Viktor Emanuel. Monsignore Mullor schreitet auf Terrakotta, blinzelt in die launische Sonne. „Es ist eine Frage des Horizonts", sagt er.

Aus den Gassen kratzt eine Geige herauf. Monsignore Mullor kann den Geiger nicht sehen; er sieht nur das große Bild: Kuppeln, Türme, im Südosten Berge, Schnee auf den Gipfeln. Auf der Dachterrasse des Palazzo della Minerva, vier Stockwerke über dem Pflaster, ist er den Kakophonien der engen Welt enthoben.

„Die Diplomaten der Welt denken in Legislaturperioden", sagt Monsignore Mullor. „Die Zukunft aber, die wir im Auge haben, liegt in der Ferne. In der Ewigkeit."

In das Erdgeschoss seiner Akademie ist die Welt schon eingedrungen: Ein Haushaltswarengeschäft verkauft Thermoskannen und faltbare Kleiderschränke; ein Souvenirladen fabrikneue Antiquitäten. Darüber aber sitzen seine 30 Studenten mit strengen Gesichtern in kleinen, aufgeräumten Wohnungen, büffeln im Modergeruch dreihundertjähriger Folianten aus der vatikanischen Bibliothek; hören auf grün gepolsterten Stühlen Vorlesungen über Geschichte der Diplomatie, Kirchenstrukturen und Völkerrecht, üben sich an formvollendeten Berichten und Korrespondenzen, schnappen bei Freitagsdiners mit Koryphäen Happen der religiösen Großwetterlage auf: New Age, Ökumene, Globalisierung. Beten jeden Morgen um sieben, am Donnerstag gar auf Latein, in den hufeisenförmig angeordneten Sitzbänken der Hauskapelle mit den silbernen Schnecken an der Pforte.

„Das Symbol der Ewigkeit", erklärt Monsignore Mullor: „Aus der Ewigkeit kommen wir, in die Ewigkeit gehen wir."

Denn das Reich, das seine Studenten einst vertreten werden, ist nicht von dieser Welt – und zugleich mitten darin. Ein Reich, das nicht sät und nicht erntet, das keine Exportbilanzen aufstellt, keine Autobahnen baut und keine Kohlesubventionen verteilt – weil es keine anderen Ressourcen hat als menschliche Seelen. Und zugleich ein Reich, das Verträge abschließt, an internationalen Konferenzen teilnimmt und Botschafter entsendet. Und deshalb die älteste Diplomaten-Akademie der Welt betreibt.

Von der Dachterrasse der „Accademia Pontificia Ecclesiastica" kann Monsignore Justo Mullor García, Andalusier und seit drei Jahren ihr Präsident, das Wahrzeichen des Reiches erkennen: die Kuppel des Petersdoms, schimmernd in einem schmalen, kalten Streifen Sonne. Von oben sieht das Reich nicht wie ein Land aus; eher wie ein Atoll.

Dort drüben die Hauptinsel, 44 Hektar Vatikanstadt: der Dom, die Museen, der Apostolische Palast. Dann, über das riesige Rom verteilt, versprengte Riffe: die Lateranbasilika, Santa Maria Maggiore, San Paolo fuori le Mura. Der Palazzo di Propaganda Fide an der Spanischen Treppe, der Palazzo della Cancelleria am Corso Vittorio Emanuele II. Irgendwo dort hinten, in den blau schimmernden Albaner Bergen, die päpstliche Sommerresidenz von Castel Gandolfo.

Und hier, unter Monsignore Mullors Füßen, die Päpstliche Diplomaten-Akademie an der Piazza della Minerva: wo junge Priester lernen, mit Würde ein Imperium zu vertreten, das beinahe nur in den Herzen seiner Untertanen lebt.

Die Vorstellung eines Staates aus reiner Metaphysik ist keine neue Idee. Es war der Kirchenvater Augustinus, der im 5. Jahrhundert die Lehre aufgestellt hat, dass sich die Menschheit nicht in Männer und Frauen teilt, Römer und Afrikaner, Christen und Nichtchristen – sondern in zwei unsichtbare Staaten.

Dort die *civitas terrena*, der Staat dieser Erde, gegründet von Kain, dem Brudermörder – und hier die *civitas Dei*, der Staat Gottes, dessen erster Bürger das Opfer Abel war: der Entwurf eines Gemeinwesens, das sich nicht durch Gewalt

Der Papst wacht in der Osternacht 2002 im Petersdom – in jener Nacht, in der nach der biblischen Tradition rund 1970 Jahre zuvor Jesus aus dem Grab auferstand

und Gier korrumpiert, sondern einzig die Geschäfte des Herrn betreibt.

Ein Staat, der sich nicht in die Weite ausdehnt, sondern sozusagen in die Höhe. Ein Idealstaat der Sehnsucht, dem jeder angehören kann, der guten Willens ist. Die älteste noch lebende Utopie; das „heilige Experiment", wie der Historiker Friedrich Heer den Vatikan nennt.

Monsignore Mullor fröstelt in der Wintersonne. Er zieht sich zurück in den Palazzo, wandert durch weiße Marmorflure, die ihn mit der schmerzhaften Helligkeit einer Krankenstation umglänzen. Von den Wänden starren Kardinäle und Päpste in Öl, alles Ehemalige der Akademie: Clemens XIII., Abschlussjahrgang 1714; Leo XII., Jahrgang 1783; Leo XIII., Jahrgang 1832.

Sie bezeugen jene Zeit, als auch der Kirchenstaat noch ein beinahe gewöhnlicher irdischer Staat war mit Soldaten und Bauern, Bettlern und Fürsten. 1701, als Papst Clemens XI. die Akademie gründete, dehnte sich sein Reich von Venedigs Marken bis kurz vor Neapel. Heute ist es so groß wie ein mittlerer Bauernhof. Der kleinste Staat der Erde – gerade noch groß genug für einen Dom, einen Palast, ein Museum, einen Garten, einen großen Platz und ein paar Büros.

Und immer körperloser wird er, immer spiritueller. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil verschwanden die Zeichen der Macht: Die *flabelli*, die Wedel aus Straußen- und Pfauenfedern, deren Fächeln seit Jahrhunderten den Papstthron begleitete, wanderten ins Depot. Am 13. November 1964 trug Paul VI. zum letzten Mal die Papstkrone, die perlen- und edelsteinbestickte Tiara. Er rüstete das vatikanische Militär ab, schickte Nobel- und Palatinergarde in den Ruhestand, auch die Geheimkämmerer mit den Halskrausen und den blanken Degen; behielt nur die bunte Schweizergarde, der er die Karabiner wegnahm. Sie sorgt jetzt notfalls mit Pistolen oder Pfefferspray dafür, dass kein Tourist in die Mauern des Staates vordringt.

Der Gottesstaat ist kein streitender Staat. Er will nicht das Reich des Bösen vernichten, sondern führt, wie der heilige Augustinus es nennt, „an der Seite des Weltstaats das Gefangenenleben seiner Pilgerschaft". Ein Staat auf Wanderschaft: In dieser Welt kann er nicht ans Ziel kommen. Und auch für ihn gilt, was Augustinus schreibt: „Niemand wird gut, der nicht zuvor böse war."

DENN DER STAAT der Päpste, der sich vom 5. Jahrhundert an nach dem Einfall der Barbaren in Mittelitaliens Machtvakuum auf der Apenninenhalbinsel einrichtete, hatte vom zerschmetterten römischen Reich nicht nur die langen Gewänder geerbt, sondern auch den Zentralismus und den praktischen Sinn für Macht. 14 Jahrhunderte lang gehörte Rom der Kirche – länger als den Caesaren und dem italienischen Staat zusammen. Die Korruption und der Nepotismus der Renaissancepäpste, die Kriege und Schachereien um Güter und Land machten den Heiligen Stuhl noch weltlicher als die Welt, die ihn umgab (zur Unterscheidung Hl. Stuhl–Vatikan-Staat der Vatikanstadt s. Seite 176).

Und vielleicht war es so etwas wie eine Ahnung, als zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Papst Pius IX. begann, den Kirchenstaat kirchlicher zu machen. Er schaffte die weltliche Kleidung seiner Beamten ab, die Röcke, Kniehosen und Schnallenschuhe, und schrieb die Souta-

Die Diener Gottes werden weltlich geschult, doch haben sie die Ewigkeit im Blick

ne vor, welche die Beine verhüllte und ihre Träger zum „dritten Geschlecht" neutralisierte. Das Erste Vatikanische Konzil beschloss 1870 das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit. Doch ausgerechnet in jenem Jahr, als die geistliche Macht des Papstes größer war als jemals zuvor, marschierten Italiens Truppen in Rom ein und beendeten die weltliche Macht des Pontifex vom einen auf den anderen Tag.

Ihm blieben nur noch sein Palast, seine Gärten, eine Rente von umgerechnet rund drei Millionen Goldmark im Jahr und der Groll. Fast 60 Jahre lang verließ kein Nachfolger Petri mehr sein prächtiges Gefängnis. Verbittert wüteten sie gegen die Welt, die sie umschlossen hielt, verbarrikadierten sich in einer Festung aus Zeremoniell und Dogmatik. Und so war es ein Zeichen, als 1922 Pius XI. den Antrittssegen nicht mehr wie seine Vorgänger im schmollenden Halbdunkel des Petersdoms spendete, sondern *urbi et orbi* über den Petersplatz – der Stadt und dem Erdkreis.

Sieben Jahre später schloss er mit dem Diktator Benito Mussolini die „Lateranverträge", die das, was den Päpsten geblieben war, zum Staat erklärten. Das Gebiet zwischen St. Peter und Tiber, das man ihm zuschlagen wollte, lehnte Pius in letzter Minute ab: Er wollte nun nicht mehr als „ein kleines Stück Erde", das ihn autonom machte von Italiens Gewalt: einen archimedischen Punkt, von dem aus die Erde sich in den Angeln halten ließ.

Heute, von keinem physischen Ballast mehr beschwert, trägt die Stimme der Päpste weiter als je zuvor. Seit der Unter-

zeichnung des Abkommens mit dem Emirat Katar am 1. Dezember 2002 unterhält der Heilige Stuhl Beziehungen zu 177 Ländern, inklusive Sonderabkommen mit Russland und der PLO – fast doppelt so viele wie vor der Wahl Papst Johannes Paul II. im Jahr 1978.

Fast jeder zweite der rund 450 Vatikaner ist Diplomat; der Heilige Stuhl beschickt auch UNO, UNIDO, UNICEF, UNESCO. Beim Neujahrsempfang für das Diplomatische Korps versammeln sich die Botschafter der Welt in der Sala Regia und hören geduldig zu, wenn der Heilige Vater ihnen sein „Nein zum Krieg!" entgegenhaucht.

Natürlich tragen die päpstlichen Diplomaten den braunen Pass des Heiligen Stuhls, nicht den grünen des Staates der Vatikanstadt. Der ist ja nichts weiter als ein Servicebetrieb, der die profanen Notwendigkeiten jener luftigen Monarchie erledigt, die sich „Heiliger Stuhl" nennt: die Polizei, die Gartenarbeit, die Museen, den Postdienst.

Jener Staat aber, den die „Männer des Papstes" vertreten, beschränkt sich nicht auf die rund 450 Menschen, die mehr oder weniger ständig innerhalb der vatikanischen Mauern wohnen. Er umfasst über eine Milliarde Katholiken. Und er wächst noch immer.

SCHON IM ALTERTUM schickten die Päpste ihre Gesandten in die Machtzentren der Welt. Legaten schwärmten aus, um die Missionsarbeit in den heidnischen Gebieten zu überwachen, im Auftrag des Papstes Gesetze zu erlassen oder Recht zu sprechen. Im 15. und 16. Jahrhundert entstanden in wichtigen Städten die ersten päpstlichen Botschaften, die „Nuntiaturen". Selbst in den 59 Jahren der „vatikanischen Gefangenschaft", als der Spielraum des Papstes an den Mauern des Palastgartens endete, stellten sie ihre Arbeit nicht ein: Nicht das Territorium war ja die Basis ihrer Mission, sondern die geistliche Autorität ihres Pontifex.

Pius XI. gab ihnen die Parole, notfalls „mit dem Teufel persönlich zu verhandeln". Ihre Chancen stehen nicht schlecht: Sie verfügen in jedem Land über ein dichtes Informationsnetz aus Priestern, Missionaren und Sozialarbeitern. So entstand, wie der frühere CIA-Vizedirektor

Geistliche während ihrer Ordination vor dem Grab Petri: Etwa 400 000 Priester bilden das weltweite Fundament der katholischen Kirche; rund zwei Drittel von ihnen betreuen Gemeinden, der Rest ist mit anderen Aufgaben betraut, etwa in der Verwaltung

Vernon Walters schmeichelte, „der älteste und größte Geheimdienst der Welt" – den auch die Amerikaner bisweilen gern anzapften, um womöglich Neues aus unzugänglichen Ländern wie etwa Libyen zu erfahren.

„Wir sind keine Spione", beteuert Monsignore Mullor. Wenn er sein Ausbildungsziel erklärt, spricht er von Priesterschaft, Spiritualität und Moral: „Ich glaube, dass wir ohne Verschlagenheit in die Welt hinausgehen müssen."

Manchmal verschwimmt die Grenze zwischen Glaubenskult und Folklore

Doch es war nicht zuletzt die Schläue der vatikanischen Ost-Diplomatie, die den Kommunismus so weich machte, dass er sich schließlich selbst besiegte. Schon 1922 hatte der Vatikan mit den Sowjets in Russland auf Kosten der zarentreuen Orthodoxie ein Geheimabkommen zur Stärkung der katholischen Kirche geschlossen.

Jahrzehnte später befahl Paul VI. den ungarischen Primas József Mindszenty, der mit seiner unversöhnlichen Opposition gegen die Kommunisten die vatikanische Ostpolitik störte, außer Landes. Sein Chefdiplomat Agostino Casaroli fand nichts dabei, unter einem Leninbild die Unterschrift unter den Atomwaffensperrvertrag zu setzen. Und er war es auch, der 1975 die Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa so energisch beförderte, dass UN-Generalsekretär Kurt Waldheim anmerkte: „Ohne Casaroli wären wir nicht in Helsinki angekommen."

So gab es kein Knurren des russischen Bären, als 1978 der polnische Papst auf die Bühne trat. So konnte Karol Wojtyła schon wenige Monate nach Amtsantritt dem sowjetischen Außenminister Gromyko fast zwei Stunden lang ins Gewissen reden. Konnte im Sommer 1979 in Gniezno, Kraków und Częstochowa vor Millionen die Messe lesen – und dem Ex-CIA-Mann Vernon Walters die Ahnung geben, „dass Polen nicht länger kommunistisch" war. Konnte im Bund mit der CIA Geld, Funkgeräte und Druckerpressen für 50 Millionen Dollar an die verbotene Gewerkschaft Solidarność in Polen schmuggeln lassen – und sich hinterher von Michail Gorbatschow bescheinigen lassen, die Wende im Osten „wäre ohne die Gegenwart dieses Papstes nicht möglich gewesen".

Seit dem Zusammenbruch des Kommunismus aber – der Staat pilgert weiter, wird immer reiner, ätherischer, theologischer – ist die Stellung des Heiligen Stuhls in internationalen Gremien längst nicht mehr unangefochten. „Der Vatikan", sagen Kurienbeamte ohne Bedauern, „spielt in der Weltpolitik keine entscheidende Rolle mehr." So war vielleicht das Abkommen mit dem Palästinenserstaat vom Februar 2000 beinahe schon so etwas wie eine Annäherung zweier imaginärer Körper. Denn der Vatikan, dieses Land ohne Armee und ohne Märkte, nähert sich immer mehr der UNO an – weltumspannend, aber machtlos.

So legt auch der Papst immer mal wieder die Außenpolitik in die Hände von Außenseitern wie der Gemeinschaft von Sant'Egidio, die – 1968 von dem römischen Studenten Andrea Riccardi gegründet – von einem ehemaligen Karmeliterkloster im Stadtteil Trastevere aus seine Geheimdiplomatie erledigt: in all jenen Fällen, in denen ein offizieller Auftritt des Heiligen Stuhls nicht angezeigt erscheint.

Scharfschützen und Zivilpolizisten umlagern das Gemäuer, wenn in dem kleinen, von Bananenstauden überschatteten Hof der Kosovarenführer Ibrahim Rugova zu Besuch ist, wenn eine Delegation der Arabischen Liga empfangen wird oder der katholische Patriarch von Bagdad. Auch die Versöhnung mit dem Islam konnte Riccardis Task Force entscheidend begleiten: Im Jahr 2000 bereitete sie still das Gipfeltreffen zwischen dem Papst und hochrangigen Muslimen der Al-Azhar-Universität zu Kairo vor.

Seinen politischen Blick hat Riccardi in den Barackensiedlungen am Rand der Ewigen Stadt gelernt, wo er begriff, „dass die Dritte Welt in Rom liegt". Seine Diplomatenkunst ist die Konsequenz seiner Solidarität mit den Armen.

Wenn seine Eingreiftruppe jetzt, in Anlehnung an den rechtskatholischen Geheimbund des Josemaría Escrivá, als „linkes Opus Dei" beargwöhnt wird, verweist sie auf ihre Unabhängigkeit: Erst 1986 habe der Vatikan sie anerkannt. Und noch immer funktioniere sie, mit einem Budget von gerade einmal dreieinhalb Millionen Euro, „wie ein Netzwerk, nach einer ungeordneten Ordnung".

DABEI IST ORDNUNG das A und O des Gottesstaates. Denn dessen Endziel, schreibt Augustinus, ist der Friede.

Friede aber ist Ordnung, und Ordnung „die Verteilung gleicher und ungleicher Dinge, die jedem den gebührenden Platz zuweist". Die Ordnung der Tradition, die jede Neuerung in den Gleisen der Vergangenheit hält. Die Ordnung der Garderobe – die schwarzen Soutanen und weißen Kragen der Priester, die violetten Schärpen der Prälaten, die violetten Kappen der Bischöfe, das Purpur der Kar-

dinäle, das Papstweiß. Die Ordnung der Hierarchie, die dafür sorgt, dass der Gottesstaat nicht in Gottesparteien zerfällt.

Die päpstlichen Diplomaten haben es ja nicht nur mit der *civitas terrena* zu tun – mehr noch ringen sie mit den eigenen Brüdern und Schwestern. Auch Monsignore Mullor, der milde, weißhaarige Mann, hatte in seiner Zeit als Nuntius in Mexiko häufiger Zwietracht mit seinen Bischöfen als mit dem Staat.

Arturo Lona Reyes, der Bischof von Tehuantepec, beschwerte sich damals gegenüber der Presse, der Nuntius habe ihn zum Rücktritt aufgefordert, weil er auf der Seite der Armen stehe. Und als Bischof Samuel Ruiz García, ein eifriger Verfechter der Indio-Rechte, einen gleichgesinnten Assistenten als Nachfolger ankündigte, musste Mullor nachdrücklich klarstellen, dass allein der Papst das Recht habe, neue Bischöfe zu ernennen. Der Assistent wurde an einen fernen Flecken im Norden versetzt.

Die Geschichte des päpstlichen Gesandtschaftswesens, vermerkt das „Handbuch des katholischen Kirchenrechts", ist seit jeher eine „Geschichte gravierender Spannungen zwischen Bischöfen und Nuntien". Als Pius VI. 1785 die Münchner Nuntiatur mit weitreichender Befehlsgewalt über die Kirche im Königreich Bayern ausstattete, protestierten die Erzbischöfe von Köln, Mainz, Trier und Salzburg: Die Nuntien, baten sie, sollten sich doch bitte auf ihre diplomatischen Aufgaben beschränken.

Doch noch heute wird niemand Bischof, der nicht vor den Augen des päpstlichen Gesandten bestanden hat. Der Nuntius prüft die in den Diözesan-Gremien getroffene Auswahl, schickt Fragebögen an zwei, drei Dutzend Bekannte der Kandidaten, um deren physische, geistliche und moralische Eignung zu erforschen – und nicht zuletzt ihre Loyalität gegenüber dem Papst. Drei Namen leitet er nach Rom weiter, mit einer Empfehlung für seinen Favoriten. Rund 200 neue Bischöfe gehen jährlich aus diesem Auswahlverfahren hervor – in 80 bis 90 Prozent der Fälle die Favoriten des zuständigen Nuntius.

Natürlich wird ein Bischof auch nach seiner Ernennung streng kontrolliert. Alle fünf Jahre ist er gehalten, zum „Ad-limina-Besuch" im Vatikan anzutreten, um *ad limina Apostolorum*, an der Schwelle der Apostelgräber, in Rom zu beten, Kurienbehörden zu besuchen und eine Viertelstunde mit dem Papst zu sprechen. Manchmal geschieht es während dieser knappen Audienzen, dass der Papst beispielsweise einen amerikanischen Erzbischof anweist, seinen Weihbischof an die Kandare zu nehmen, der für die Frauenordination eintritt. Oder einem ukrainischen Bischof empfiehlt, sich die Haare schneiden zu lassen.

Zwar hat das Zweite Vatikanische Konzil bestimmt, dass Bischöfe auch für die Gesamtkirche Verantwortung tragen – jedoch nur „in der Gemeinschaft und unter der Autorität des Papstes". Denn der Staat des Heiligen Stuhls braucht keine Gewaltenteilung. „Weide meine Schafe", hat Jesus dem Petrus aufgetragen, und deshalb ist der Papst Legislative, Exekutive und Jurisdiktion zugleich.

Erst 1944, in der Weihnachtsansprache Pius XII., akzeptierte der Vatikan, dass Demokratie eine Möglichkeit für die unerlöste Welt sein könnte – aber bitte nicht für die Kirche. Auch im Gottesstaat, lehrt Augustinus, ist ja der Friede „die geordnete Eintracht der Hausbewohner im Befehlen und Gehorchen" – denn Gehorchen ist Freiheit von den Forderungen der Welt. Und zugleich „dienen auch die, welche befehlen, denen, welchen sie zu befehlen scheinen".

So ist der Papst nicht nur Bischof von Rom, Stellvertreter Jesu Christi, Nachfolger des Fürsten der Apostel, Oberhaupt der Weltkirche, Souverän des Staates der Vatikanstadt, sondern kraft Amtes auch: „Diener der Diener Gottes".

Die Hierarchie dieser Diener vermerkt das *Annuario Pontificio*, das päpstliche Jahrbuch, auf 2168 Seiten: Gleich hinter dem Papst stehen 178 Kardinäle, von denen all jene, die das 80. Lebensjahr noch nicht erreicht haben, dereinst seinen Nachfolger wählen werden. „Kardinal-

Der Petersdom ist wegen des Apostelgrabes auch ein populäres Pilgerziel – etwa für die Fackeln tragenden *montanari*, Hirten aus den Bergen, die in der Woche vor Weihnachten Rom besuchen

Der Vatikanstaat im Licht der Abendsonne. Um den mächtigen Petersdom gruppieren sich die Audienzhalle (vorn links), der Papstpalast und die Vatikanischen Museen (rechts). Hinter dem Dom die Vatikanischen Gärten mit dem Bahnhof (links außen) und dem Verwaltungssitz (Mitte)

staatssekretär" Angelo Sodano ist Regierungschef und Nummer Zwei nach dem Papst. Er residiert im Apostolischen Palast, gleich unter seinem Vorgesetzten.

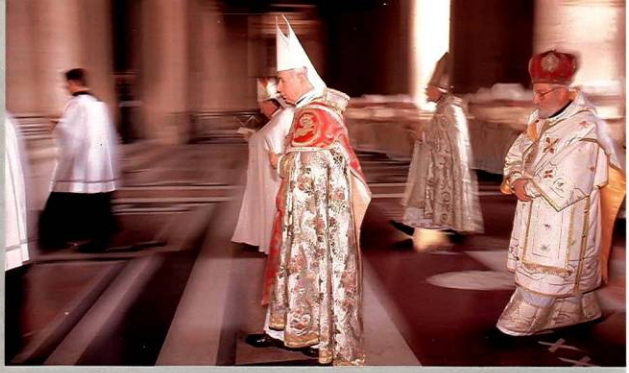
Das „Staatssekretariat" hat eine Abteilung für „allgemeine Angelegenheiten" und, ihr nachgeordnet, eine zweite für die „Beziehungen zu Staaten". Denn Innen ist wichtiger als Außen, die Kirche wichtiger als die Politik, die Sache Gottes wichtiger als die Sache der Welt.

So steht die „Kongregation für die Glaubenslehre" an der Spitze der päpstlichen Behörden. Dann erst kommt die Kongregation für die Orientalischen Kirchen, dann die für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung, für die Heiligsprechungen, für die Bischöfe, für die Evangelisierung der Völker, für den Klerus, für die „Institute des gottgeweihten Lebens und die Gemeinschaften apostolischen Lebens", für die katholische Erziehung. Es folgen: drei Gerichtshöfe, elf „Räte", drei „Büros".

ES BESCHÄDIGT NICHT die Ehrfurcht vor der Kongregation für die Glaubenslehre, der ältesten aller päpstlichen Behörden, dass sie zwar innerhalb vatikanischer Mauern residiert, aber, durch eine Laune der Grenzziehung, auf italienischem Staatsgebiet. Der „Palazzo del Sant'Uffizio" – ein Würfel mit kolonnadengesäumtem Innenhof, an dem schon Michelangelo geplant haben soll – heißt noch immer nach dem „Heiligen Offizium", das dieser Kongregation seit 1542 obliegt: das der Inquisition.

Noch immer tragen die Büros im ersten Stock Züge eines geheimen Gerichtshofs. Besucher dringen meist nur bis in die hohen, stillen Wartezimmer vor, nehmen Platz auf altgedienten Sesseln mit vergoldeten Armlehnen, blättern unter Kronleuchtern mit defekten Glühbirnen in Bildbänden über den Papst. An der Wand Biblisches in Öl: Jesus Christus beruhigt das Meer.

Auch die Mitarbeiter der Glaubenskongregation verstehen sich als Wellenbrecher, als Friedensstifter. Denn wenn sie schon die wichtigsten Dokumente der Kurie vor der Veröffentlichung gegenlesen, immer neue Kapitel dem päpstlichen Lehrwerk anfügen, jährlich Hunderte theologischer Schriften auf Dogmentreue prüfen, ketzerische Professo-



Der Vatikan ist Arbeitsplatz für rund 2500 Menschen: Selbstverständlich für Geistliche, die hier Messen zelebrieren. Aber auch, beispielsweise, für die Franziskanerinnen, die mit Tausenden Fäden unterschiedlichster Farbschattierung die Tapisserien der Vatikanischen Museen restaurieren. Und für jene Schweizer – jung, katholisch, unverheiratet –, die in die Garde aufgenommen werden

ren und Bischöfe in die Schranken weisen, dann doch nur, um Unsicherheit und Unruhe so gering wie möglich zu halten. Man könnte als Zensur bezeichnen, was in diesen Büros geschieht. Die Mitarbeiter sprechen lieber von „objektivierender Wirkung". Sie gehen jedem Hinweis nach. Die meisten Briefe kommen aus Frankreich und den USA – von „Menschen", wie Joseph Kardinal Ratzinger sagt, ihr langjähriger Präfekt, „die darum besorgt sind, dass die katholische Kirche die katholische Kirche bleibt".

Dann folgt der Reigen der Konferenzen: Sachbearbeiter tragen die Fragen freitags früh dem *congresso* vor. Was nähere Betrachtung verdient, geht an die 25 *consultori* – vom Papst ernannte Fachtheologen der päpstlichen Hochschulen.

Die *consultori* treffen sich montags, sie geben schriftliche Gutachten ab, fußend auf Bibel, Enzykliken und Tradition. Alle drei Wochen mittwochs tagen die Kardinäle und Bischöfe, die der Kongregation vorstehen, und beraten erneut. Die Stimme des Präfekten gilt dabei zwar nicht mehr als die der Kollegen, aber er hat das Privileg, den Kasus am folgenden Freitag dem Papst vortragen zu dürfen.

Die „Ordnung für die Lehrüberprüfung" sieht zwei Geschwindigkeitsstufen vor: ein „ordentliches" Verfahren für den Fall, dass die Entlarvung der Irrtümer „ein sorgfältiges Unterscheidungsvermögen erfordert und deren möglicher negativer Einfluss auf die Gläubigen nicht zu besonderer Eile anzutreiben scheint". Und ein „dringliches" Verfahren für Ketzereien, „durch deren Verbreitung ein schwerer Schaden für die Gläubigen entstehen könnte oder bereits entstanden ist".

Meist, beteuern die Wahrheitssucher, genügt dann ein Gespräch, eine kleine Ergänzung, eine korrigierte Neuauflage. Nur selten fordert die Kongregation einen Ketzer auf, sein Lehramt zurückzugeben: 1979 etwa den Schweizer Hans Küng, der die päpstliche Unfehlbarkeit infrage stellte, 1985 den brasilianischen Befreiungstheologen Leonardo Boff, 1997 den Pater Tissa Balasuriya aus Sri Lanka, der die Mariendogmen, die Erbsünde und den göttlichen Charakter Jesu Christi bezweifelte.

Den Wirbel um Balasuriya nahm die Kongregation immerhin zum Anlass für

eine Verfahrensreform: Seither werden die Beschuldigten schon bei der Eröffnung des Verfahrens über die Anklage informiert.

Ein Bild an der Wand zeigt den heiligen Pius V., den Patron der Kongregation, der von 1566 bis 1572 den Petersstuhl besetzte: ein flehendes, bärtiges Gesicht mit asketischen Zügen. Stets trug der einstige Großinquisitor die Mönchskutte unter dem päpstlichen Habit, und er hasste die Mächtigen und Gebildeten. 1571 richtete er den „Index der verbotenen Bücher" ein, der erst 1966 abgeschafft wurde.

„Heute wäre der Index sinnlos", sagt ein Mitarbeiter der Glaubenskongregation: „Eine Erwähnung darin wäre die beste Werbung. Außerdem gibt es heute einfach zu viele Bücher."

Es sind ja nicht nur die Ketzer, sondern auch die wohlmeinenden Kollegen, welche die Glaubenskongregation in Atem halten. Sämtliche Dokumente der Kurie werden hier noch einmal „auf Glaube und Sitte" geprüft. Da bleibt kaum Zeit für den Elf-Uhr-Tee und den Betriebsausflug einmal im Jahr, mit Messe und Gebet.

Die Wahrheit ist ein mühsames Geschäft: Jedes Jahr erblicken gerade mal zwei bis drei Dokumente das Licht der Öffentlichkeit. An dem Dokument „Donum vitae" („Geschenk des Lebens") von 1987, einer Instruktion zur Bioethik, feilten die Glaubenswächter zehn Jahre lang – und konnten nichts dafür, dass nur kurze Zeit später Klontechnik, Stammzellenforschung und Präimplantationsdiagnostik seine Aktualität stark beeinträchtigten. Und wenn sie nach monatelanger Beratung in ihrer „Lehrmäßigen Note" vom 24. November 2002 katholischen Abgeordneten allüberall empfehlen, wie christlich sie in Zukunft abzustimmen haben, dann doch nur im Bewusstsein tätiger Hilfe.

Der Vatikan ist Männerland – nur wenige Frauen dürfen hier dienen

DENN „WAS SIND die irdischen Staaten, da die Gerechtigkeit aus ihnen sich zurückgezogen hat, anderes als große Räuberhöhlen?", klagte schon Augustinus.

Jener Festungswall, den Papst Leo IV. im 9. Jahrhundert gegen die Sarazenen errichten ließ, der in der Renaissance erweitert wurde und der den Staat der Päpste von dem Staat dieser Welt trennt, steht noch immer. Er ist deutlich höher und mächtiger als das putzige, vier Meter hohe Stück der Berliner Mauer, das Johannes Paul II. in die Vatikanischen Gärten stellen ließ.

In seinen Grenzen herrschen Weisheit und Ordnung und eine Tempobegrenzung auf 30 km/h. Zwischen grünen Pinien und Steineichen, Olivenbäumen und Magnolien joggte bis zu einer Operation im Dezember 2002 jeden Morgen Edmund Kardinal Szoka, Präsident des *Governatorato* der Vatikanstadt, unbekümmert in enger Turnhose und pinkfarbenen Socken durch die Gärten – ohne Furcht vor bissigen Hunden, denn Haustiere sind im Vatikan verboten. An den Toren wachen die Schweizergardisten, heben mit zackiger Lässigkeit die Hand, wenn einer der wenigen Befugten den Kleinstaat betritt. Draußen aber ist Wüste, die bürokratische Anarchie des säkularen Italien.

Doch sind nicht, Augustinus zufolge, „die beiden Staaten in dieser Welt ineinander verschlungen und miteinander vermengt, bis sie durch das Jüngste Gericht getrennt werden"?

So gilt es, einen *modus vivendi* zu finden, einen Weg der friedlichen Koexistenz. Zwar hatten nach dem Ende des Kirchenstaats die Päpste beschlossen, aus der Welt zu desertieren. 1874 erließ Papst Pius IX. das Dokument „Non expedit", das den Katholiken die Teilnahme am politischen Leben Italiens untersagte – nur noch für Gottes Staat sollten sie ihren Eifer verschwenden. Doch dann war es eine katholische Partei, die Democrazia Cristiana, die nach dem Zweiten Weltkrieg Italien auf Jahrzehnte regierte. Mit ihrer Hilfe wurde der Vatikan von der belagerten Festung zum Kommandoturm des neuen Italien.

1984 aber strich das „Neue Konkordat" den Katholizismus aus der italienischen Verfassung, Religionsunterricht wurde Wahlfach, und die Democrazia Cristiana zerbrach 1994 im Korruptionsskandal. Seither ist die politische Basis des Heiligen Stuhls immer geisterhafter geworden, luftiger.

Und je dünner das Band zwischen Menschenstaat und Gottesstaat wird, desto mehr entschließt sich der Papst zum *outsourcing* der Politik. Schickt in die Welt die kampfbereiten, konservativen Laien der Bewegung „Comunione e Liberazione", die etwa 100000 Mitglieder zählt. In Rekordzeit haben sie Schlüsselstellen in Medien, Verlagswesen, Hotellerie und Immobilienhandel besetzt und stellten bereits den Präsidenten der reichen Region Lombardei sowie den Europaminister in Berlusconis Regierung.

Doch die Schnittfläche von Gottes- und Menschenstaat ist schlüpfriges Gelände. Und je größer sie ist, desto größer die Gefahr, dass ein Frommer auf ihr ausrutscht und den Halt verliert. So ging es dem Erzbischof Paul Marcinkus, der als Chef der Vatikan-Bank „Istituto per le Opere di Religione" (IOR) in den Skandal um den betrügerischen Konkurs des Mailänder „Banco Ambrosiano" verwickelt war und 1990 aus dem päpstlichen Dienst schied. So ging es Michele Kardinal Giordano, der lange wegen „Betrug, Erpressung und Wucher" unter Anklage stand.

Zu viel Kontakt mit der Welt macht schwach: Selbst Petrus, der Vorgänger aller Päpste, verleugnete dreimal den Herrn, um den Menschen nicht zu missfallen. In den Vatikanischen Museen hängt mahnend sein Porträt, Caravaggio-Schule, 17. Jahrhundert: Er verschmilzt mit der Nacht; nur der kahle Scheitel und der Rand des Ohrläppchens glänzen im Licht. Der Gottesstaat aber ist nicht die Kirche, in der ja Gerechte und Ungerechte versammelt sind, Heilige wie Sünder. Er „erwartet die ewigen Güter, die für die Zukunft verheißen sind, und gebraucht die irdischen und zeitlichen Dinge nur wie ein Gast".

So erhebt der Staat Petri keine Steuern, sondern hofft auf Geschenke: von einer japanischen Fernsehgesellschaft, die ihm die Restaurierung der Sixtinischen Kapelle bezahlt; von einem amerikanischen Pizzakönig, der ihm seinen Nachlass vermachen will; von Gläubigen, die am Peter-und-Pauls-Tag den „Peterspfennig" sammeln und nach Rom überweisen.

Und vielleicht ist es nicht nur Geheimniskrämerei, sondern weltferne Noncha-

lance, dass nicht einmal die eigenen Behörden die Finanzen des Vatikans durchschauen. Wenn der Papst Bischöfe aus armen Ländern empfängt, sagen seine Buchhalter, sind anschließend die Kassen leer.

Zwar konnte seine weltliche Abteilung, der Staat der Vatikanstadt, im Jahr 2001 mit seinen Museen, Briefmarken, Münzen und Souvenirshops 14 Millionen Euro Gewinn verbuchen – der separat geführte Haushalt der Kurie jedoch stand mit dreieinhalb Millionen Euro in den roten Zahlen.

Zwar haben Bistümer und Ortskirchen noch großzügiger als bisher gespendet, flossen auch Almosen von Stiftungen und Privatleuten reichlicher als sonst – doch die Nuntiaturen, das Radio und die Zeitungen, die Reisen des Heiligen Vaters und die Gehälter der rund 2500 Mitarbeiter fraßen alles wieder auf.

Zwar verfügt der Heilige Stuhl über ein geschätztes flüssiges Vermögen von 650 Millionen Euro – doch der Petersdom oder Michelangelos Pietà sind darüber hinaus nun einmal nicht verkäuflich.

Zwar besitzt der Heilige Vater Wertpapiere und Immobilien – doch die rund 1700 Wohnungen unterliegen strenger Mietpreisbindung, und der Aktiencrash bescherte allein den italienischen Werten des Vatikans im Börsenjahr 2002 einen Kursverlust von 3,6 Millionen Euro.

Nur ihrer konservativen Anlagepolitik, die anrüchige Branchen wie Gen- und Nukleartechnik, Waffen und Verhütungsmittel meidet, verdankt es die päpstliche Vermögensverwaltung, dass die Verluste sich in Grenzen hielten: Der Wirtschaftsdienst „Milano Finanza" hob den Papst dafür auf die Liste der zehn erfolgreichsten Investoren des Landes.

DABEI IST DER VATIKAN möglicherweise das unkapitalistischste Land der Welt: verstaatlichte Wirtschaft, Reklame nicht mal im Supermarkt, flächendeckender Konsumverzicht. Selbst der Heilige Vater, bargeldlos aus Tradition, fährt unbeirrt seit Jahren im alten Mercedes von Paul VI. vor, Baujahr 1966, während die neuen Modelle – Werbegeschenke von Daimler-Chrysler, Fiat und General Motors – im Fuhrpark verdämmern. Den Kardinälen sind Dienstwagen der Golf-Klasse vorgeschrieben, manche fahren dennoch Mercedes; nur der Chef des *Governatorato* der Vatikanstadt, Edmund Kardinal Szoka, beharrte auf seinem Jaguar.

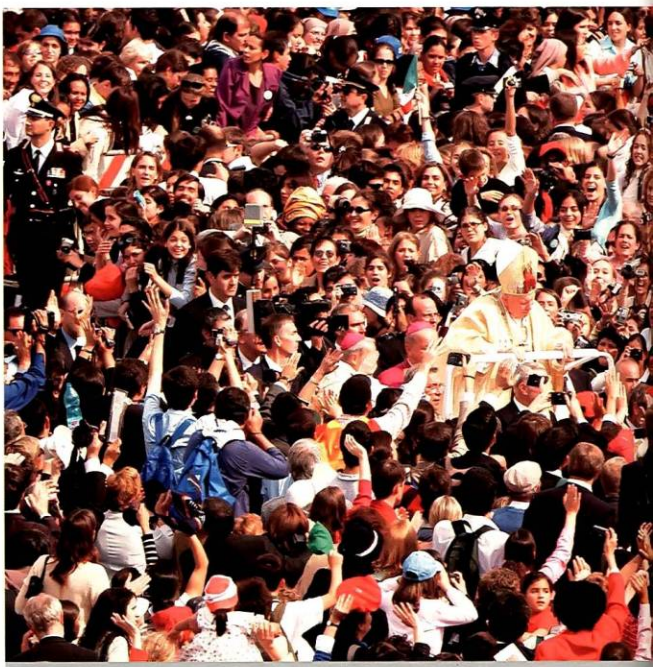
Verglichen mit den italienischen Gehältern, sagt Sergio Kardinal Sebastiani, der päpstliche Finanzchef, „sind die unteren Einkommensgruppen bei uns besser bezahlt, die oberen dagegen schlechter". Kardinal Ratzinger etwa habe sich, heißt es, mit dem Aufstieg vom Münchner Erzbischof zum obersten Glaubenswächter eine Gehaltseinbuße von zwei Dritteln eingehandelt: Die Kardinalsgehälter in Rom, rund 2000 bis 2500 Euro netto, entsprechen etwa den Bezügen eines bayerischen Pfarrers.

Dafür genießt das päpstliche Personal Steuerfreiheit, die 36-Stunden-Woche, wenn auch auf sechs Tage verteilt, 20 Feiertage, 16 Monatsgehälter, kostenlose Gesundheitsfürsorge, 30 bis 40 Prozent Rabatt im vatikaneigenen Supermarkt und jährlich 1800 Liter verbilligtes Benzin an der vatikaneigenen Tankstelle. Da schmerzt es kaum, dass das Toilettenpersonal kein Trinkgeld annehmen darf.

Anders aber als der irdische Staat, der gemäß Augustinus nur die Dienstleistung des Körpers fordert, erhebt der Gottesstaat zugleich Anspruch auf die Seele. Auch die 2500 Angestellten werden auf „christliche Lebensweise" eingeschworen. Die etwa 1100 Priester und Ordensleute, die den Großteil des Beamtenapparates stellen, sind ohnehin keiner Familie, keiner weltlichen Karriere verpflichtet, sondern der Kirche vermählt.

„Für sie sind Beruf und Leben eins", sagt ein Monsignore. „Was machen die sonst in Rom? Vielleicht gehen sie mal essen. Sonst bleibt da nicht viel." Und er setzt hinzu: „Ohne den Zölibat würde der ganze Vatikan zusammenbrechen."

Doch im Traditionsbetrieb Vatikan gesellt sich zur Effizienz leicht die Langwierigkeit. So kommt es zwar zu bewundern-



Während einer Heiligsprechung im Jahr 2002 zeigt sich Johannes Paul II. vor einer der größten Menschenmengen, die je auf dem Petersplatz zusammengekommen sind. Je hinfälliger der Papst wird, desto inbrünstiger scheinen die Gläubigen ihn zu verehren

den Urteilen amerikanischer Management-Experten, die den Heiligen Stuhl in eine Liga mit Großkonzernen wie General Motors platzieren – aber auch zu dem Diktum Johannes XXIII., der auf die Frage, wie viele Menschen im Vatikan arbeiten, die Antwort gab: „Etwa die Hälfte."

Auch die Ämterhäufung vieler Kardinäle erzeugt nicht nur schnellen Informationsfluss zwischen den Kurienbehörden, sondern auch Arbeitsstau. „Ein höheres Amt", schreibt Augustinus, „mag wohl in geziemender Weise bekleidet und verwaltet werden, doch wäre es unziemlich, danach zu streben."

So schreibt der Heilige Stuhl keine Stellen aus, nimmt keine Bewerbungen an. Die Auswahl geschieht auf Empfehlung von Bischöfen oder Ordensoberen – auch wenn die, wie ein Kurienbeamter mutmaßt, „die besten Leute oft für sich behalten". In Eliteschmieden wie der Diplomaten-Akademie, den nationalen Priesterkollegs oder den Hochschulen der großen Ordensgemeinschaften erhalten die zukünftigen Kurienbeamten dann den letzten Schliff – und nicht zuletzt das, was Monsignore Justo Mullor García „romanitas" nennt: das unverzichtbare *savoir-vivre* der Ewigen Stadt.

„Niemand weiß genau, wie es dazu kommt, dass man nach Rom gerufen wird", sagt ein Ordensbruder, der vor zehn Jahren aus Österreich als Sachbearbeiter an den Heiligen Stuhl versetzt wor-

Nur wer vom Volk wirklich geliebt wird, hat das Zeug zum Heiligen

den ist. „Ich war überrascht", erinnert er sich nur. „Aber ich habe nicht lange überlegt. Ich habe schließlich Gehorsam geschworen." Dafür fand er hier „sehr innige Freundschaften" und „große Stabilität". Und er sagt: „Wir versuchen, eine katholische Familie zu sein."

Eine enge Gemeinschaft, die umso williger zusammenhält und schweigt. Das „Papstgeheimnis", zuletzt festgelegt in einer „Instruktion" des Staatssekretariats vom 4. Februar 1974, verbietet den Beamten unter Eid jedes Wort über fast alles: die Vorbereitung päpstlicher Dokumente, die Büros des Staatssekretariats, Lehrüberprüfungen der Glaubenskongregation, Anzeigen und Prozesse hinsichtlich „Vergehen gegen den Glauben und die Sitten", Berichte der Diplomaten, die Ernennung von Kardinälen, Bischöfen, Nuntien und Prälaten sowie „Angelegenheiten und Aufgaben des Papstes".

Entschlüpft ihnen eine unbedachte Information, droht „die fristlose Entlassung aus dem Amt". Ihre Namen möchten sie ohnehin höchstens auf den Seiten des Annuario lesen – oder eines fernen Tages im Heiligenkalender.

DENN AUCH DIE TOTEN sind Bürger im Gottesstaat. Und auch der Beruf des Heiligen ist ein Posten ohne Ausschreibung und mit wachsendem Nachwuchsbedarf: In den 25 Jahren der Amtszeit Johannes Paul II. sind 464 neue Heilige „zur Ehre der Altäre" gelangt – mehr als in den fast vierhundert Jahren davor, seit Papst Sixtus V. 1588 die Kanonisierung verdienter Gläubiger geregelt hat. Die meisten Neuen kommen aus den aufstrebenden Ländern Ostasiens: 96 Vietnamesen, 93 Koreaner und 87 Chinesen führen die Liste an; erst dann folgen die traditionellen Heiligen-Produzenten Spanien, Frankreich und Italien.

„Früher dachte man, ein Heiliger müsse ein Mystiker sein", sagt Pater Peter Gumpel, und seine großen Augen leuchten unter der hohen Stirn mit den zurückgekämmten Haaren. Pater Gumpel, als „Relator" seit 20 Jahren eine Art Untersuchungsrichter der Kongregation, spitzt sein hageres, fast achtzigjähriges Gesicht: „Heute wissen die Leute, dass es nicht so schwierig ist."

Aber natürlich müssen Richter und Gutachter bezahlt, 3000 bis 4000 Seiten Beweismaterial gedruckt und eine Zeremonie ausgerichtet werden, deren Preis so imposant ist, dass häufig eine ganze Schar Seliger *en bloc* gefeiert wird.

Selbst die schlichteste Heiligsprechung erreicht leicht die 100000-Euro-Marke, im Regelfall aber die Viertelmillion. Und nicht die Kurienbehörden zahlen für die Karriere des Toten, sondern die Gläubigen, die ihn verehren und ihr Anliegen mit Spenden unterstreichen.

Zwar ist es für die Aspiranten von Vorteil, einem Orden anzugehören, der ihre Interessen vertritt („Laien", bedauert der Jesuit Gumpel, „haben nichts hinter sich"). Doch unorganisierte Fromme profitieren bei Bedarf von einem Fonds, der die Mittel von reichen an arme Heilige in spe umverteilt. „Noch nie wurde ein Verfahren abgesetzt oder verzögert", sagt Pater Gumpel, „weil nicht genügend Geld da war."

Vorbei sind die gemächlichen, heiligenarmen Zeiten, als noch ein *advocatus diaboli* verpflichtet wurde, den Finger auf die Schwachstellen des Heiligen zu legen. Schon Papst Leo XIII. setzte 1902 eine historisch-liturgische Kommission ein, und Pius XII. zog 1949 ein *collegium medicum* aus Ärzten hinzu, die Heilungswunder nachweisen sollten. Und mit der Reform von 1983 – über tausend Fälle warten heute auf Erledigung – wurde das

Verfahren vom Prozess zum wissenschaftsgestützten Verwaltungsakt. Das Bewerberprofil freilich änderte sich nicht: katholisch, tugendhaft, tot.

Die wahre Gewalt aber geht vom Volk aus. Fehlt die Verehrung der Basis, kommt kein Verfahren in Gang. Selbst gestandene Päpste wie Pius XI., Leo XIII. oder Benedikt XV. – „der genialste Papst, den es gab", sagt Gumpel – fanden mangels öffentlicher Akklamation keinen Platz im Heiligenhimmel. Fünf Jahre müssen seit dem Ableben des Kandidaten vergangen sein, um sicherzustellen, dass der nachfolgende „Ruf der Heiligkeit" kein Strohfeuer war – wie etwa 1982 im Fall der Gracia Patricia von Monaco, deren Kult bald verebbte.

Hält sich der Ruf über die Frist hinaus, sammelt die Diözese, in welcher der Aspirant gestorben ist, Beweise für dessen Tugend oder für dessen Martyrium. Sie befragt Zeugen unter Eid, schickt die umfangreichen Akten zur endgültigen Untersuchung nach Rom in die Hände der Kongregation: Die *positio* über das Leben des umstrittenen Opus-Dei-Gründers Josemaría Escrivá de Balaguer etwa umfasste vier Bände mit insgesamt 6000 Seiten.

Die Hälfte der Fälle aber scheitert noch vor der Seligsprechung. Denn oft fehlt die letztgültige Absicherung, das göttliche Okay, das nur Märtyrern erlassen bleibt: das Wunder.

Eines dieser göttlichen Zeichen muss dem Nicht-Märtyrer nach seinem Tode zuerkannt werden, damit er *selig* gesprochen werden kann. Ein weiteres muss nach der Seligsprechung akzeptiert worden sein, damit man ihn *heilig* sprechen kann. Meist sind es unerklärliche Heilungen, von denen aber 90 Prozent bereits an den Relatoren scheitern; weitere fünf Prozent werden von den Medizinern weggewischt.

Ein Stab von 60 Fachärzten prüft dann die Krankenakten; zieht auch schon mal Juden, Muslime und Agnostiker hinzu. Bestätigt etwa, dass die Heilung des Arztes Dr. Manuel Nevado Rey von einer „Krebserkrankung durch schwere chronische Radiodermitis in unheilbarem 3. Stadium", die der Vermittlung des toten Escrivá de Balaguer zugeschrieben wird, „sehr rasch, vollständig und dauerhaft, aus wissenschaftlicher Sicht unerklärlich" erfolgt sei. Der Heiligsprechung des spanischen Priesters im Oktober 2002, nach einem mit 27 Jahren rekordverdächtig kurzen Verfahren, stand damit nichts mehr im Weg.

Manchmal aber melden sich selbst nach ärztlichem Attest noch Skeptiker. Erklärt etwa der Vorsitzende der indischen „Rationalisten", jener Magentumor, der dank Mutter Teresas postumer Fürsprache eine 30-jährige Inderin verlassen habe, sei eine „ganz gewöhnliche heilbare Krankheit" gewesen.

„Der medizinische Fortschritt macht es immer schwieriger, den Wunderbeweis anzutreten", sagt Pater Gumpel. Vor ein paar Jahren hat der Pater dem Papst vorgeschlagen, den Wunderzwang fallen zu lassen. „Bereden Sie das mit meinem Nachfolger", habe der Heilige Vater geantwortet.

Ein Kollegium von Kirchenfürsten bildet das Zentrum der Macht

Im Falle der Mutter Teresa hat der Pontifex die Fünfjahresfrist, die nach dem Tod eines Gottesdieners verstrichen sein muss, eigenmächtig auf ein Jahr verkürzt: „Er möchte sie halt gern noch persönlich selig sprechen", sagt Pater Gumpel verständnisvoll. Bisweilen fragt der Papst auch nach, ob er einem Land, das er demnächst besucht, nicht einen frisch gebackenen einheimischen Heiligen mitbringen könne.

Meist aber muss Pater Gumpel bremsen, wenn kirchliche Lobbys und mächtige Orden ihre Favoriten mit erhöhtem Tempo durch die Instanzen jagen wollen. Muss sein Plazet verweigern, wenn er spürt, dass ein päpstlicher Wunsch ihn zur Zustimmung nötigen soll: „Fiat iustitia", sagt Pater Gumpel, „et pereat mundus!"

RECHT SOLL GESCHEHEN, und wenn die Welt darüber untergeht! Denn auch irdische Gesetze, lehrte der Kirchenvater, sind abgeleitet vom ewigen Gesetz; sie zehren vom himmlischen Glanz. Die „Rota Romana" etwa – das päpstliche Gericht, das in letzter Instanz auch über die Nichtigkeit einer Ehe entscheidet – braucht bisweilen 15 Jahre, um zu einem Urteil zu kommen. Von 1991 bis 2001 hat sich die Zahl der schwebenden Verfahren beinahe verdoppelt; die Zahl der Urteile aber ging von 132 auf 128 zurück.

Weil nicht einmal der Papst eine Ehe auflösen kann, weil sie ein Sakrament ist, muss bewiesen werden, dass sie nie bestanden hat. Und zwar schriftlich und auf Latein – einer Sprache, die, obwohl offizielle Staatssprache des Vatikans, sonst nur noch in Amtsblättern aufscheint, in ausgewählten Dokumenten, an den Geldautomaten des IOR oder der Tafel am „Helicopterorum portus" im päpstlichen Garten.

Die Hälfte der Fälle endet schließlich *pro nullitate*, für die Nichtigkeit. Die andere Hälfte aber geht *pro vinculo* aus, für das „Eheband": Dann heißt es warten, bis dass der Tod es scheide.

Die 21 Richter der Rota Romana residieren im Palazzo della Cancelleria, dem „Kanzleipalast", 1486 errichtet von einem Kardinal, der das Geld dafür beim Würfelspiel gewonnen hatte. Pater Nikolaus Schöch, ein hagerer Mann in der braunen Kutte der Franziskaner, ist „Ehebandanwalt": Seine Aufgabe ist es, gute Gründe für den Fortbestand einer Ehe zu finden.

Die Argumente der Gegenseite sind meist vielfältig, aber nicht leicht zu beweisen: Pater Schöch erwähnt den *defectus discretionis iudicii*, einen „schweren Mangel im Urteilsvermögen" zum Zeitpunkt der Eheschließung, bewirkt etwa durch Geisteskrankheit oder Drogensucht, „inneren Zwang" oder „psychische Unreife".

„Scheinehen" nennt er, Impotenz, mangelnden Kinderwunsch, „Ausschluss des Gattenwohls" und nicht zuletzt *ignorantia* über die Tatsachen der Ehe – etwa dann, wie eine Rota-Anwältin erläutert, „wenn irrtümlich angenommen wurde, dass die Kinder in der Ehe gekauft würden oder man sie eines Tages in der Wiege vorfände".

Neun Jahre ließen die päpstlichen Richter der Rota Romana sich Zeit, um die Ehe zwischen Caroline von Monaco und dem Immobilien-Jobber Philippe Junot für nichtig zu erklären. Caroline hatte

längst einen Nachfolger kennengelernt, geheiratet und durch einen Motorbootunfall wieder verloren: Da erst erging das Urteil aus Rom.

„Hier zählen nicht Jahre und Jahrzehnte", sagte einst der Kardinalstaatssekretär Agostino Casaroli über den Vatikan und beschwor die römische Tradition, „in Jahrhunderten zu denken". In Zeiträumen, in denen, wie der Historiker Heer schrieb, „die Erdzeitalter und das Wachstum des Kosmos" sich spiegeln. Da fällt es kaum noch jemandem auf, wenn die deutschsprachigen Nachrichten von Radio Vatikan „100 Jahre rot-grüne Koalition" vermelden.

DAS MAG AUCH daran liegen, dass die deutschsprachigen Nachrichten von Radio Vatikan nicht allzu viele Hörer erreichen. Nur eine Elite dreht zweimal täglich am Kurzwellenknopf, um 33 Minuten Rauschen und Pfeifen zu empfangen.

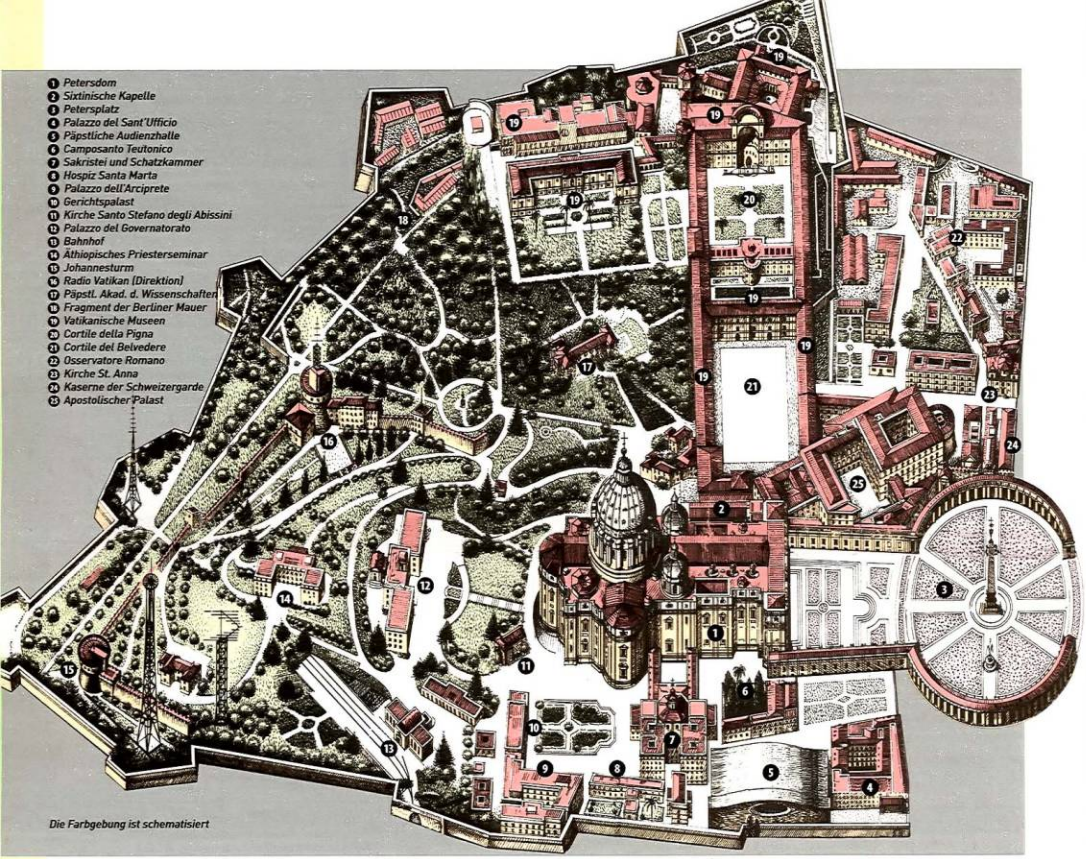
„Laut Allensbach haben wir 300 000 Hörer im deutschsprachigen Raum, das sind fast vier Prozent aller Katholiken", sagt der Jesuitenpater Eberhard von Gemmingen, Leiter der deutschsprachigen Abteilung von Radio Vatikan. „Aber das kann ich kaum glauben. Wir wären auch mit 100 000 zufrieden." Noch vor wenigen Jahren gingen 5000 Hörerbriefe pro Jahr in seinem Büro ein; jetzt sind es noch 3000.

„Das ist die Entkirchlichung", spekuliert der Pater. „Vielleicht auch die deutsche Einheit. Oder die vielen Privatsender." Doch nach wie vor schreckt von Gemmingen davor zurück, „Hausfrauenradio" zu machen, wagt allenfalls ein Bibelquiz zur Adventszeit. „Wir sind", resümiert er, „zu wenig populär."

Doch muss das Radio des Papstes populär sein? 1931, als der Rundfunkpionier Guglielmo Marconi dem Papst Pius XI. einen Sender auf den vatikanischen Hügel pflanzte, sollte „Radio Vaticana" ein Leuchtturm sein, ein Brückenkopf im weltlichen Land. Goebbels schwor, Radio Vatikan zum Schweigen zu bringen, französische Résistance-Kämpfer brachten die Kassiber aus Rom auf Flugblättern in Umlauf.

In den 1980er Jahren, gegen Ende des Kalten Krieges, bat die Regierung der CSSR um Zensur im Austausch gegen

Die Kardinäle sind die Bürovorsteher Gottes: Sie leiten die wichtigsten Ämter, sie wählen den nächsten Papst. Vielleicht wird es Joseph Kardinal Ratzinger (oben), der oberste Glaubenswächter. Oder Francis Arinze (Mitte) aus Nigeria, der über die Form der Heiligen Messe wacht. Oder Camillo Ruini aus Italien (unten links). Oder vielleicht, wie beim letzten Konklave 1978, ein Außenseiter



Der Vatikan ist mit 44 Hektar der kleinste Staat der Welt, seine Mauer geht auf das 9. Jahrhundert zurück und schützte vor den Sarazenen

Zugeständnisse, und 1984 protestierte auch Washington gegen „subversive, antiamerikanische und prosowjetische Sendungen" aus dem römischen Antennenwald. Heute mäkeln bisweilen noch Botschafter aus arabischen Ländern. Und auch die Vertretung Israels, sagt Pater von Gemmingen, habe ein wachsames Auge auf das Programm.

Dabei liegt die Bedeutung des Senders nicht so sehr in den Inhalten, sondern in seiner schieren Präsenz – die den Heiligen Stuhl den Löwenanteil seines Budgets kostet: 20 Millionen Euro im Jahr.

Denn auch unter dem „Medienpapst" Johannes Paul II. ist der Vatikan keine Kommunikationsmaschine geworden; ist der „Osservatore Romano", das tägliche Zentralorgan, so opak und öde wie eh und je; ist die Nachfrage nach Informationen unendlich größer als das Angebot. Beschränkt sich das „Centro Televisivo Vaticano" auf das Abfilmen von Papstauftritten, ohne sie je selbst senden zu können. Ergeht sich die vatikanische Website im Abdruck von Kommuniqués und in toten Links auf büttenfarbenem Hintergrund. Sind das Aktuellste im „Pressesaal" an der Via della Conciliazione die Bildschirmschoner der Computer, die den Ruhm des Fußballklubs Lazio verkünden.

So umschleichen Dutzende *vaticanisti*, die Vatikanexperten der italienischen Presse, Tag für Tag verzweifelt die Leoninische Mauer und versuchen, mit ihren Spesenbudgets Monsignori zum vertraulichen Gespräch in Restaurants zu locken, warten geduldig auf Brosamen aus Prälatenmund. „Public Relations", räumt ein Beamter des „Päpstlichen Rates für die sozialen Kommunikationsmittel" ein, „sind eine kirchenfremde Idee."

Pater von Gemmingen sieht aus dem Fenster. Sieht die Engelsburg. Sieht auf den „Passetto del Borgo", das alte Stück Mauer, das einst als geheimer Fluchtweg zwischen Vatikan und Engelsburg diente. Aus dem Lautsprecher ertönt die Erkennungsmelodie von Radio Vatikan: „Christus vincit", eine Hymne. „Entsetzlich", stöhnt Pater von Gemmingen. „Zum Einschlafen."

Es folgen die Nachrichten: Der Papst verurteilt jeden Krieg als Niederlage der Menschheit. Aber dann – Malawi, Liberia, die Philippinen, Kambodscha …

„Wie wir die Leute durch die Welt jagen", bemerkt Pater von Gemmingen mit selbstkritischem Stolz, „das ist schon anspruchsvoll."

GERADE DORT, in der *terra incognita* des Infotainment, liegt die Zukunft der Kirche, wächst die Zahl der Gläubigen, während sie in Europa hartnäckig abnimmt. Schon jetzt verbreitet Radio Vatikan die Botschaft in 48 Sprachen, darunter Urdu, Tagalog, Tigré, gelegentlich auch Ewondo und Malagasy, bekommt jedes Jahr 12 000 Briefe aus Indien, rekrutiert Mitarbeiter aus rund 60 Ländern.

Auch der Gottesstaat beruft ja „seine Bürger aus allen Stämmen und sammelt seine Pilgergemeinde aus allen Sprachen", wie der Kirchenvater Augustinus, geboren im heutigen Algerien, schrieb – „unbekümmert um alle Unterschiede in den Gebräuchen, Gesetzen und Einrichtungen".

Francis Kardinal Arinze ist Afrikaner wie Augustinus, und wie Augustinus ist er ein Römer geworden. Seine Karriere jedoch verlief mit gänzlich unvatikanischem Tempo: Theologieprofessor mit 29 Jahren, mit 32 Weihbischof, mit 35 Erzbischof einer der größten Diözesen Nigerias. 1984, als Johannes Paul II. ihn nach Rom berief, war er 52 Jahre alt. Im Oktober 2002, kurz vor seinem 70. Geburtstag, erhob der Papst ihn zum Präfekten der „Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung", und seit ein paar Jahren erscheint er auf jeder Liste der möglichen Nachfolger Johannes Paul II.

Vorerst aber ist es seine Aufgabe, dafür zu sorgen, dass überall auf der Welt die Heilige Messe nach denselben verbürgten Regeln gefeiert wird – und doch überall anders, was „Inkulturation" heißt.

Trommeln und Tänze zum Lobe des Herrn in Südafrika, Ahnenverehrung nach der Neujahrsmesse in Taiwan, Taufeiern mit Geistervertreibung in Neuguinea, Muschelhörner und Blütenregen bei der Heiligsprechung des Indio Juan Diego in Guadalupe – alles erdenkliche Brauchtum, so Augustinus, soll Platz ha-

Ein Hirte zwischen Dogma und Erneuerung

Der Papst gibt der Kirche Stärke in Zeiten des Wandels – gerade weil seine Lehren starr sind

Am Übergang zum 3. Jahrtausend wird die katholische Kirche von einer der ungewöhnlichsten Gestalten geleitet, die sie je hervorgebracht hat. Johannes Paul II., als Karol Wojtyła am 18. Mai 1920 im südpolnischen Wadowice geboren, ist schon gleich zu Beginn seines Pontifikats ein Papst, der aus dem Rahmen fällt: der erste Nicht-Italiener seit 455 Jahren, der erste slawische Papst überhaupt.

Vor ihm hat kein Kirchenoberhaupt Fabrikarbeit wider Willen verrichten müssen oder sich im Untergrund als Schauspieler versucht, seit Petrus ist kein Papst mit jüdischen Freunden aufgewachsen. Karol Wojtyła hat zwei Diktaturen überlebt, er spricht ein halbes Dutzend Sprachen, und mit dem Fernsehen geht er so souverän um wie ein US-Präsident. Mit Mut und List attackiert er die Regime in Osteuropa – und gewinnt. Als erster Papst der Geschichte wird er angeschossen – und besucht seinen Attentäter im Gefängnis. Doch obwohl bei ihm fast alles anders ist als bei seinen Vorgängern, belässt er in den Dogmen und bei der Moral alles beim Alten, ja er versucht in einigen Bereichen sogar das Rad zurückzudrehen. Marxistische Befreiungstheologen weist er ebenso zurück wie Versuche, die Sexualmoral zu öffnen oder das katholische Eherecht zu ändern. Die Reform des Zölibats lehnt er ab, die Zulassung von Frauen zum Weiheamt ebenfalls. Mit Härte exkommuniziert er aber auch Ultra-Konservative, etwa um den französischen Bischof Marcel Lefebvre.

Dass Johannes Paul II. die Kirche trotz dieses rigorosen Kurses nicht zurück ins Mittelalter führen will, ist schon seit der Rehabilitierung Galileo Galileis 1992 klar. Doch er tut noch mehr. Als er erstmals eine Synagoge besucht, läutet er damit das Ende des kirchlichen Anti-Judaismus ein. Er predigt in lutherischen Kirchen, umarmt orthodoxe Patriarchen und reicht Muftis die Hand. Mit seinen Schuldbekenntnissen zu den Verfehlungen bei den Kreuzzügen, bei der Eroberung Lateinamerikas, bei der Inquisition bereinigt er weitere düstere Kapitel der Kirchengeschichte. Zugleich betreibt er die Öffnung der Vatikanarchive, um Licht ins Dunkel zu bringen.

Wenn der Pole rigoros am Alten festhält und dann doch reihenweise Tabus bricht, ist dies nur ein scheinbarer Widerspruch. Er orientiert sich an einem großen Vorbild: Jesus Christus. Kaum ein Papst vor Johannes Paul II. hatte eine derart „christo-zentrische" Theologie. Nicht die Entscheidung zwischen konservativ oder liberal bewegt ihn, sondern die Frage, was Christus will. Diese unzeitgemäße Rückbesinnung auf die Gründergestalt verleiht ihm die Überzeugungskraft eines konservativen Revolutionärs.

Konservativer Revolutionär: Johannes Paul II.

Ludwig Ring-Eifel, 42, ist seit 1996 Vatikan-Korrespondent der Katholischen Nachrichten-Agentur.

Das »Zimmer der Tränen« neben der Sixtina: Hierhin wird sich der im Konklave erwählte Kardinal zurückziehen, um sich einzukleiden, ehe er sich zum ersten Mal dem Kirchenvolk zeigt: als neuer Papst

ben im Gottesstaat: „Nichts davon lehnt oder schafft er ab."

„Wir bringen das Evangelium zu Menschen, die eine Geschichte haben, eine kulturelle Identität", sagt Kardinal Arinze. „Wir wollen, dass sich die Menschen im Evangelium zu Hause fühlen und nicht als Fremde. Ein Fremder hat ein Visum, und ein Visum läuft ab. Das Visum für das Evangelium aber ist unbegrenzt."

Aber auch Kardinal Arinze hat schon die Fremdheit gespürt, die das Evangelium schenken kann. Seine Eltern, nichtchristliche Bauern im nigerianischen Eziowelle, waren irritiert, als Arinze, getauft im Alter von neun Jahren in einer Missionsschule, den Wunsch verspürte, Priester zu werden. Seine Jugend zwischen Gott und Geistern hat ihn Nachsicht gelehrt. Doch wenn er heute miterlebt, wie gutwillige Europäer in Tanzgottesdiensten beflissen vom linken Bein aufs rechte treten, um afrikanische Lebensfreude nachzuempfinden, muss er leise lächeln.

Kardinal Arinze ist ein Mann, der viel lacht. Seine Stimme oszilliert lebhaft zwischen Flüstern und mächtigem Rollen. Um den Hals trägt er ein großes silbernes Kreuz; der rechte Balken ist unter den Saum der schwarzen Soutane geschlüpft. „Inkulturation heißt nicht, dass ein Priester am Samstagabend eine kreative Idee hat und sie am Sonntagmorgen der Gemeinde in den Hals zwingt." Zuerst ist sie Arbeit an der Tradition: kulturgeschichtliche Studien, Konsultation von Experten aus Theologie, Musik, Literaturwissenschaft. „Die Kirche ist 2000 Jahre alt", mahnt Kardinal Arinze. „Sie ist keine Dorfangelegenheit."

Der Kardinal sieht auf seine Armbanduhr. Zwölf Uhr mittags. Zeit für das Angelus-Gebet: Auf dem Flur ist bereits die Belegschaft angetreten, wartet unter Neonlicht mit gefalteten Händen.

Schuhsohlen schaben auf marmoriertem Linoleum. Ein Prälat erhebt die Stimme und spricht uralte Worte: „Angelus Domini nuntiavit Mariae et concepit de Spiritu Sancto" – der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft, und sie empfing vom Heiligen Geist. Und die Beamten leiern die uralte Antwort: „Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum… „Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir!"

Als Arinze in Rom Theologie studierte, Ende der 1950er Jahre, spürte er mit jeder Faser die Macht der Tradition – „die Weltkirche", schwärmt er, „der Papst. Die Basiliken. Die Katakomben." Auch als Bischof in Nigeria schickte er seine besten Seminaristen gern in die Ewige Stadt, um sie von der Quelle kosten zu lassen.

Als aber 1968 die Fundamente des Westens in den Erdstößen der Studentenbewegung wankten, behielt er sie lieber daheim. In ihm keimte der Verdacht, dass die abendländische Tradition im Abendland nicht mehr sicher aufgehoben sei. Und heute kommt es ihm bisweilen vor, als wären die wahren Hüter katholischen Erbes südlich der Sahara zu finden.

„Die Afrikaner haben mehr Sinn für das Heilige", sagt Arinze. „Sie nennen das Kommunionsgefäß noch ‚Kelch' – und nicht ‚Becher', wie die Amerikaner. Sie knien zur Kommunion noch nieder und kämen nie auf die Idee, sie in die Hand zu empfangen. Ein afrikanischer Priester trägt seine Soutane überall, auf der Straße, am Flughafen: Er möchte erkennbar sein. Wenn das konservativ ist – bitte."

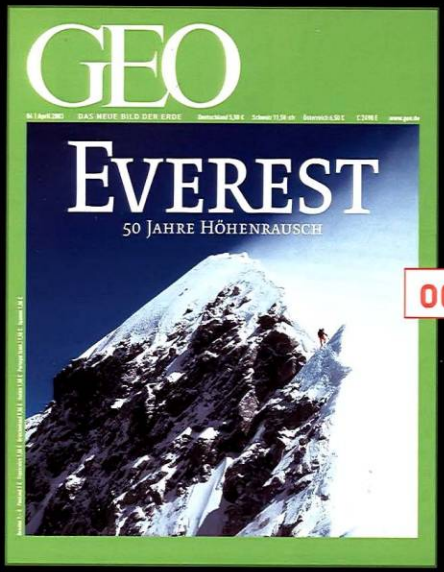
Wäre es möglich, dass ein spiritueller Staat, dessen Bürger zu fast drei Vierteln außerhalb Europas leben, auch sein Herz in das Reich der Mehrheit verlagert? Ist es ein Signal, dass die Kathedrale „Notre-Dame de la Paix" – das pharaonische Geschenk des ivorischen Präsidenten Félix Houphouët-Boigny, das der Papst 1990 in Yamoussoukro an der Elfenbeinküste einweihte – eine beinahe exakte Kopie des Petersdoms ist? Wird der Vatikan demnächst in die Nähe des Äquators rutschen, an den siebten Breitengrad?

Francis Kardinal Arinze lacht und lacht und lacht. „Nein", sagt er. „Der Papst wird niemals von Rom fortgehen."

Doch nichts, sagt Augustinus, ob Gottes- oder Menschenstaat, bleibt immer und ewig beim Alten. Denn nichts ist unwandelbar denn Gott der Schöpfer allein. □

Jörg-Uwe Albig, 43, Reporter und Schriftsteller in Berlin, schreibt regelmäßig für GEO EPOCHE. Für diese Reportage verschwand er immer wieder hinter den hohen Mauern des Vatikans.

Exklusiv für die Leser von GEO EPOCHE



oder

Jetzt dauerhaft mit Preisersparnis lesen!
Unser Geschenk für Ihr Abonnement von GEO oder GEO EPOCHE: das GEO EPOCHE-Heft „DAS ALTE CHINA" – Geschichte und Kultur des Reichs der Mitte spannend erzählt und mit vielen Fotos und Bildern plastisch dargestellt.

Jetzt GEO oder GEO EPOCHE abonnieren. Gratis: GEO EPOCHE „DAS ALTE CHINA"!

Schnell sein lohnt sich!
Die ersten 200 Einsender erhalten eine original Vatikan-Briefmarke geschenkt!

Gleich Wunschtitel wählen und anrufen

Tel.: 040 / 37 03 38 03

E-Mail: Geo-Service@guj.de
Post: GEO-Kunden-Service, 20080 Hamburg

GEO Best.-Nr.: **Für mich: 230542 - Als Geschenk: 230541,** 12 x jährlich zum Preis von zzt. € 5.05 pro Heft.
GEO EPOCHE Best.-Nr.: **Für mich: 230543 - Als Geschenk: 230544,** 2 x jährlich zum Preis von zzt. € 6.90 pro Heft.

Ihre Abo-Vorteile

- Begrüßungs-Geschenk
- Über 13 % sparen
- Lieferung frei Haus
- Geld-Zurück-Garantie

Preise gelten nur in Deutschland. Auslandspreise auf Anfrage. Die Zusendung des Geschenkes erfolgt sofort nach Zahlungseingang. Nach Ablauf eines Jahres kann ich das Abo jederzeit kündigen. GEO und GEO EPOCHE erscheinen im Verlag Gruner+Jahr AG & Co KG, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg

Leserservice Österreich
Tel.: 01 / 910 76 326
E-Mail: Geo-Service@guj.de

Leserservice Schweiz
Tel.: 041 / 329 22 20
E-Mail: geo@leserservice.ch

025

VON LEO BIS JOHANNES – NEUN MÄNNER DER KIRCHE

AUTOREN:
MARION HOMBACH,
WILKO TEIFKE UND
MATHIAS WÖBKING

LEO I., DER GROSSE
(440–461)

DER ERSTE PONTIFEX MAXIMUS

Leo wird im Jahr 440 gewählt – in schwierigen Zeiten: Die Völkerwanderung bedroht das weströmische Reich, und die Kirche streitet um den rechten Glauben. In diesen Wirren beansprucht Leo I. so deutlich wie keiner seiner 44 Vorgänger die Führung über die Christenheit.

Tatsächlich überträgt der weströmische Kaiser Valentinian III. dem Papst im Jahr 445 die Gerichtshoheit in allen Provinzen des Westens. Leo nutzt die Vollmacht, nennt sich fortan Pontifex maximus – wie die alten römischen Kaiser – und beauftragt die weltlichen Behörden, die Anhänger innerkirchlicher „Irrlehren" zu verfolgen. Dann nimmt er an einer kaiserlichen Gesandtschaft teil, die 452 den Hunnenkönig Attila in Norditalien zur Umkehr bewegt. Als drei Jahre später die Vandalen vor den Toren Roms stehen, erreicht der Papst in Verhandlungen, dass bei der Plünderung der Stadt die Einwohner am Leben gelassen werden.

Auch in theologischen Fragen beansprucht Leo höchste Autorität: Mit einem Lehrbrief nimmt er 449 Stellung in einem Streit, der in der Kirche seit langem herrscht. Es geht um die wahre Natur Christi. Leo vertritt die Lehre von der paradoxen Einheit der Person Christi in zwei Naturen: Jesus vereine in sich unvermischt und unzertrennlich die göttliche *und* die menschliche Natur.

451 setzt sich sein Konzept durch: „Petrus hat durch Leo gesprochen", jubeln die Versammelten des Konzils von Chalcedon. Noch im Tod verleiht Leo seinem Führungsanspruch Ausdruck: Er hat als erster Papst verfügt, neben dem Grab Petri bestattet zu werden.

GREGOR I., DER GROSSE
(590–604)

MÖNCH, MISSIONAR, MACHTMENSCH

Licht und Engel, so eine 100 Jahre später entstandene Legende, hätten im Jahr 590 das Versteck eines zaudernden Mönchs verraten, der *nicht* Papst werden wollte.

Rom ist zu jener Zeit wieder in einer Krise: Es herrschen Überflutung, Hunger und Pest. Ein Überfall der Langobarden droht. Klerus und Volk von Rom suchen deshalb einen Papst, der die Probleme der Stadt lösen kann. Gregor scheint der ideale Kandidat zu sein: Der Angehörige des römischen

ZEITTAFEL
Die Geschichte des Papsttums

28?: Berufung des Petrus durch Jesus
30?: Kreuzigung Christi
um 50: In Rom besteht bereits eine christliche Gemeinde.
um 60: Petrus und Paulus in Rom
64–67: Christenverfolgung unter Nero, in der wohl auch Petrus und Paulus sterben
–67?: **Petrus** *

* Die Liste der Päpste folgt weitgehend dem „Lexikon der Päpste und des Papsttums", Herder Verlag, Freiburg/Brsg., 2001. Unsichere Datierungen sind mit ? gekennzeichnet. Gegenpäpste werden in der Regel nicht aufgeführt – Ausnahme: das Abendländische Schisma.

67?–79?: **Linus**
79?–91?: **Anaklet I.**
91?–101?: **Clemens I.**
101?–107?: **Evaristus**
107?–116?: **Alexander I.**
116?–125?: **Sixtus I.**
125?–138?: **Telesphorus**
138?–142?: **Hyginus**
142?–155?: **Pius I.**
155?–166?: **Anicet**
166?–174?: **Soter**
174?–189?: **Eleutherus**
189?–198?: **Victor I.**, versucht als Bischof von Rom um 195 in einem Streit um den Ostertermin vergebens, seine Position gegen die Patriarchen des Ostens durchzusetzen.
198?–217?: **Zephyrinus**
217?–222: **Calixtus I.**
222–230: **Urban I.**
230–235: **Pontianus**
235–236: **Anterus**
236–250: **Fabianus**
249–251: Unter dem Imperator Decius werden die Christen zum ersten Mal reichsweit verfolgt.
251–253: **Cornelius**
253–254: **Lucius I.**
254–257: **Stephan I.**, Bischof von Rom, beruft sich auf die Petrus-Tradition, um im »Ketzertaufstreit« gegen den Bischof von Karthago seine Position durchzusetzen: Auch die von Ketzern durchgeführte Taufe sei gültig. Der Streit wird nicht entschieden.
257/258: Christenverfolgung unter Kaiser Valerian
257–258: **Sixtus II.**
259?–268?: **Dionysius**
268?–274?: **Felix I.**
274?–282?: **Eutychianus**
282?–295?: **Gaius**
296?–304: **Marcellinus**
303–311: Diokletianische Christenverfolgung
307?–309?: **Marcellus I.**
309?–310?: **Eusebius**
310–314: **Miltiades**
30. 4. 311: Durch das Toleranzedikt des Galerius wird das Christentum zu einer anerkannten Religion.
28. 10. 312: Sieg Konstantins an der Milvischen Brücke unter dem Kreuzeszeichen
312–324: Mit der »Konstantinischen Wende« beginnt die Privilegierung des Christentums.
314–335: **Silvester I.**
325: Konstantin beruft das erste ökumenische Konzil nach Nicaea, um die Einheit der Kirche zu stärken. Diese ist nun ein wichtiger Faktor für die Stabilität des Reiches. Alexandria, Rom, Antiochia und Jerusalem werden als Patriarchate kanonisiert.
330: Die neue Hauptstadt Konstantinopel wird eingeweiht. Die kirchliche Sonderstellung der neuen Stadt führt zur Konkurrenz mit Rom. Bis zum Untergang Konstantinopels 1453 gibt es zwei Zentren des Christentums.
336: **Marcus**
337–352: **Julius I.**
352–366: **Liberius**
366–384: **Damasus I.**
28. 2. 380: Edikt des Kaisers Theodosius: Allein die katholische Lehre sei rechtmäßig. Und was katholisch ist, repräsentieren die Bischöfe von Rom und Alexandria. Die Entwicklung einer Reichskirche wird dadurch ebenso vorangetrieben wie die des Papsttums.
384–399: **Siricius**
399–402: **Anastasius I.**
402–417: **Innozenz I.**
417–418: **Zosimus**
418–422: **Bonifaz I.**
422–432: **Coelestin I.**
432–440: **Sixtus III.**
440–461: Leo I. Sein Pontifikat bildet den ersten Höhepunkt der Papstgeschichte. Er beanspruchte erstmals die Schlüsselgewalt, das höchste Lehramt und die Leitung der Kirchenverwaltung. Nach den Invasionen von Goten, Hunnen und Vandalen wird der Papst zum einzigen Stabilitätsfaktor in Rom. Auf dem Konzil von Chal-

Adels ist bereits um das Jahr 573 Stadtpräfekt gewesen, ehe er sich ins Kloster zurückzogen hat. Gegen seinen Willen wird er nun auf den Stuhl Petri gehoben.

Doch einmal inthronisiert, macht er sich an die Arbeit: Er reformiert die Verwaltung des kirchlichen Landbesitzes und legt die Grundlagen des späteren Kirchenstaats. Mit den landwirtschaftlichen Erträgen der kirchlichen Domänen versorgt er die Armen. Durch Tributzahlungen besänftigt er die Langobarden.

Doch als Gregor 604 stirbt, sind die Probleme nicht gelöst. Im Gegenteil: Seine Wohltaten haben die Speicher und Kassen der Kirche geleert.

Seinen Nachruhm verdankt er anderem – etwa der von ihm veranlassten Missionierung der Angelsachsen. Und seiner Demut. Er sieht sich als „Diener der Diener Gottes" und ist doch einer von nur zwei Päpsten, die den Beinamen „der Große" erhalten: Denn Gregor gilt als „Kirchenlehrer", wie nur die für den katholischen Glauben wichtigsten Theologen gerühmt werden.

INNOZENZ III.
(1198–1216)

DER WELTENRICHTER

Kein Papst hat jemals den Anspruch des „Stellvertreters Christi" so machtvoll realisiert wie Innozenz III. „Oh weh, der Papst ist zu jung, hilf, Herr, Deiner Christenheit" – so kritisiert der Dichter und Minnesänger Walther von der Vogelweide das Alter des Grafen Lothar von Segni, der am 8. Januar 1198 zum Papst gewählt wird. Mit 37 Jahren ist Innozenz einer der jüngsten Päpste überhaupt, hat Theologie und Kanonistik studiert und gilt als der brillanteste Kirchenjurist des Mittelalters.

Seinen universellen Anspruch verkündet Innozenz in der Weihepredigt; so heißt es an einer Stelle, er sei geringer als Gott, aber größer als der Mensch. Der Papst als *Vicarius Christi*, als Stellvertreter Christi – dies macht Innozenz zum festen Bestandteil päpstlicher Titulaturen. Und mit diesem Anspruch erhebt er sich zum Weltenrichter.

Im Streit um die Thronfolge des 1197 verstorbenen Kaisers Heinrich VI. etwa macht sich

DER KIRCHENSTAAT

Landschenkungen machen die römische Kirche vom 4. Jahrhundert an zum größten Grundbesitzer Italiens. Diese Gebiete werden im 6. Jahrhundert im „Patrimonium Petri" verwaltungsmäßig zusammengefasst; 756 entsteht aus ihnen formalrechtlich der Kirchenstaat.
Die Päpste handeln nun wie Landesfürsten, schließen Bündnisse und führen Kriege. Unter Julius II. erreicht der Staat 1513 seine größte Ausdehnung. Von 1798 bis 1800 wird er von französischen Revolutionstruppen annektiert. 1805 fällt ein Teil unter Napoleon an das Königreich Italien, kurz darauf der Rest an Frankreich. Sechs Jahre später restauriert der Wiener Kongress den Kirchenstaat. Doch 1870 wird er von italienischen Truppen besetzt und nach einer Volksabstimmung endgültig aufgelöst. 1929 entsteht mit den Lateranverträgen zwischen Pius XI. und dem Diktator Benito Mussolini der heutige Staat der Vatikanstadt (siehe Seite 176).

cedon (451) wird dem Bischof von Rom das Primat über die westliche Kirche zugestanden, nicht aber über die im Osten: Rom und Konstantinopel stehen auf einer Stufe.
461–468: **Hilarus**
468–483: **Simplicius**
483–492: **Felix II.**
492–496: **Gelasius I.**, entwickelt die Zwei-Gewalten-Lehre, der zufolge die geistliche Gewalt (auctoritas) des Bischofsamtes über der weltlichen Gewalt (potestas) des Kaiseramtes steht. Zunächst aber bleibt der päpstliche Machtanspruch auf das Ostgotenreich in Italien (493–552) beschränkt.
496–498: **Anastasius II.**
498–514: **Symmachus**
498: Chlodwig I. (466–511), Gründer des Frankenreichs, wird getauft: Impuls für die Ausbreitung des Christentums in Mitteleuropa.
514–523: **Hormisdas**
523–526: **Johannes I.**
526–530: **Felix III.**
527–565: Unter dem byzantinischen Kaiser Justinian wird die Entwicklung der Staatskirche im Ostreich abgeschlossen. Der Kaiser ist als Stellvertreter Gottes und Christi auf Erden Herr über Reich und Kirche. Als Justinian sein Imperium auf Nordafrika und Italien ausdehnen kann, steht auch der Papst unter dem Kaiser. Das Papsttum fällt in Bedeutungslosigkeit zurück.
530: **Dioskur**
530–532: **Bonifaz II.**
533–535: **Johannes II.**
535–536: **Agapet I.**
536–537: **Silverius**
537–555: **Vigilius**
556–561: **Pelagius I.**
561–574: **Johannes III.**
575–579: **Benedikt I.**
579–590: **Pelagius II.**
590–604: **Gregor I.** Die byzantinische Vormachtstellung in Italien geht an die Langobarden verloren. Gregor I. konsolidiert das Papsttum: Die päpstliche Aufsicht über die Westkirche wird ausgebaut, die Mission vorangetrieben, und der Grundbesitz der römischen Kirche zum »Patrimonium Petri« (s. Karte) erklärt – dem späteren Kirchenstaat.
604–606: **Sabinianus**
607: **Bonifaz III.**
608–615: **Bonifaz IV.**
615–618: **Adeodatus I.**
619–625: **Bonifaz V.**
625–638: **Honorius I.**
640: **Severinus**
640–642: **Johannes IV.**
642–649: **Theodor I.**
649–653: **Martin I.**
654–657: **Eugen I.**
657–672: **Vitalianus**
672–676: **Adeodatus II.**
676–678: **Donus**
678–681: **Agatho**
682–683: **Leo II.**
684–685: **Benedikt II.**
685–686: **Johannes V.**
686–687: **Konon**
687–701: **Sergius I.**
701–705: **Johannes VI.**
705–707: **Johannes VII.**
708: **Sisinnius**
708–715: **Konstantin I.**
715–731: **Gregor II.**
731–741: **Gregor III.**
741–752: **Zacharias**
752–757: **Stephan II.** Dieser Papst und der Karolinger Pippin III. schließen 754 ein Bündnis: Der König der Franken wird zum Schutzherrn der Römer (»Patricius Romanorum«). 756: Pippin drängt die Langobarden zurück und übergibt Territorien um Rom und Ravenna der päpstlichen Herrschaft. Die »Pippinische Schenkung« markiert den formaljuristischen Beginn des Kirchenstaates. Das Papsttum entfaltet seinen Universalanspruch in Kooperation mit dem Frankenreich.
757–767: **Paul I.**
768–772: **Stephan III.**
772–795: **Hadrian I.**
795–816: **Leo III.**
25. 12. 800: Das Kaisertum im Westen wird erneuert, und das Papsttum erhält dabei eine konstitutive Funktion: Papst Leo III. krönt Karl d. Großen in Rom zum Kaiser.
816–817: **Stephan IV.**
817–824: **Paschalis I.**
824–827: **Eugen II.**
827: **Valentin**
827–844: **Gregor IV.**
830: Durch Erbfolgestreitigkeiten zerfällt das Frankenreich. 870 gibt es ein westfränkisches und ein ostfränkisches Reich, die Protoformen von Frankreich und Deutschland.
844–847: **Sergius II.**
845–857: In einer Zeit, in der der Einfluss des Papsttums mit der Auflösung des Reichs zurückgeht und Rom von den Sarazenen (846) geplündert wird, wächst der theoretische

Innozenz zum Schiedsrichter zwischen dem Staufer Philipp v. Schwaben und dem Welfen Otto IV. Obwohl der Papst in einem Schaukelkurs erst auf die eine, dann auf die andere Partei setzt, kann er erfolgreich den Kirchenstaat sichern und zu einem wichtigen Faktor im Verhältnis der mittelalterlichen Mächte ausbauen.

Charakteristisch für sein Pontifikat ist die ideologische Neubelebung der Kreuzzugsbewegung. Innozenz hat dabei Jerusalem vor Augen, doch dann entgleitet ihm der vierte Kreuzzug, der – von venezianischen Machtinteressen getrieben – statt mit der Rückeroberung Jerusalems in der Plünderung Konstantinopels endet. Später ruft Innozenz zu den Albigenserkriegen auf: Ketzerkreuzzügen, die Südfrankreich verwüsten.

Doch der *Vicarius Christi* reagiert nicht nur mit Gewalt auf neue geistliche Herausforderungen (So erhält Franz von Assisi die Anerkennung für seinen neuen Orden). Er prägt die katholische Kirche auch durch das Vierte Lateran-konzil, bei dem die bis heute gültige Abendmahlslehre dogmatisiert und die alljährliche Beichte vorgeschrieben wird.

COELESTIN V.
(1294)

DER ENGELPAPST

Beginn und Ende seines Pontifikats sind eine Sensation: Nach einem Konklave von 27 Monaten einigen sich die Kardinäle am 5. Juli 1294 einstimmig auf einen Überraschungskandidaten. Denn der über 80 Jahre alte Pietro del Morrone, der als Coelestin V. den Papstthron besteigt, ist seit mehr als 50 Jahren Einsiedlermönch.

Unklar ist aus heutiger Sicht, ob er gewählt wird, weil der König von Neapel, Karl II. von Anjou, ihn als Papst wünscht, oder ob Pietros allgemein verbreiteter Ruf als Heiliger den Ausschlag gibt. Vielleicht hoffen einige Kardinäle, er werde als „Engelpapst" die Kirche in ein neues Zeitalter führen – in jene Endphase der Heilsgeschichte, in der das Mönchstum die führende Rolle in der Kirche übernehmen soll (Die Vorstellung von einem Engelpapst geht auf den Mystiker Joachim von Fiore zurück, der diese Idee Ende des 12. Jahrhunderts formuliert hat).

Eine Erneuerung der Kirche gelingt Coelestin indes nicht. Politisch völlig unerfahren, gerät er schnell unter den Einfluss Karls II.: Coelestin setzt auf dessen Druck zwölf neue Kardinäle ein, darunter sieben königstreue Franzosen. Der Papst bemerkt bald, dass seine Unerfahrenheit der Kirche gefährlich wird. Er berät sich mit rechtskundigen Kardinälen und erforscht sein Gewissen.

Dann beschließt er am 13. Dezember 1294 zu tun, was vor und nach ihm kein legitimer Nachfolger Petri getan hat: Er dankt aus Gewissensgründen ab. Wohl aus Furcht vor einem Schisma lässt ihn sein Nachfolger, Bonifaz VIII., in Haft nehmen, wo er 1296 stirbt. 1313 wird Coelestin heilig gesprochen.

ALEXANDER VI.
(1492–1503)

UNHEILIGER VATER

Sieben Teufel umlagern sein Sterbebett, und in seiner Todesstunde beginnt sein Körper zu kochen. Dampf entsteigt seinem Mund wie einem aufs Feuer gesetzten Kessel. Seine letzten Worte sind: „Ich komme, warte nur noch einen Moment!" So beschreibt Francesco Gonzaga, Fürst von Mantua, den Tod von Alexander VI.

Der aus der Provinz Valencia stammende Alexander, mit weltlichem Namen Rodrigo de Borja (italienisch: Borgia), hat von allen Nachfolgern Petri den mit Abstand schlechtesten Leu-

päpstliche Machtanspruch immer mehr. So wird z.B. in den Pseudo-isidorischen Dekretalen, einer Sammlung von verfälschten und erfundenen Rechtssätzen, der universale Machtanspruch des Papstes behauptet.
847–855: **Leo IV.**
855–858: **Benedikt III.**
858–867: **Nikolaus I.**, versucht die Papsttheorie von Pseudo-Isidor 863 durchzusetzen: Er exkommuniziert den Patriarchen Photius von Konstantinopel und belegt ihn später mit dem Bann; bis 880 hält dieses Schisma an.
867–872: **Hadrian II.**
872–882: **Johannes VIII.**
880–1046: Im »Saeculum obscurum« ist das Papsttum weitgehend auf Rom beschränkt und steht unter dem Einfluss des römischen Adels.
882–884: **Marinus I.**
884–885: **Hadrian III.**
885–891: **Stephan V.**
891–896: **Formosus**
896: **Bonifaz VI.**
896–897: **Stephan VI.**
897: **Romanus**
897: **Theodor II.**
898–900: **Johannes IX.**
900–903: **Benedikt IV.**
903: **Leo V.**
903–904: **Christophorus**
904–911: **Sergius III.**
911–913: **Anastasius III.**
913–914: **Lando**
914–928: **Johannes X.**
928: **Leo VI.**
929–931: **Stephan VII.**
931–936: **Johannes XI.**
936–939: **Leo VII.**
939–942: **Stephan VIII.**
942–946: **Marinus II.**
946–955: **Agapet II.**
955–964: **Johannes XII.**, krönt 962 den deutschen König Otto I. zum römischen Kaiser. Kaiser und Papst werden die voneinander abhängigen Pole, die sich gegenseitig stützen oder stürzen.
963–965: **Leo VIII.**
964: **Benedikt V.**
965–972: **Johannes XIII.**
973–974: **Benedikt VI.**
974–983: **Benedikt VII.**
983–984: **Johannes XIV.**
985–996: **Johannes XV.**
996–999: **Gregor V.**, der erste deutsche Papst, verdankt sein Amt dem deutschen König Otto III. und krönt diesen 996 zum Kaiser. Die Erneuerung des Reiches, das später das Heilige Römische Reich Deutscher Nation heißen wird, wird von ihnen weitergeführt. Im Selbstverständnis der Ottonen steht der Monarch über dem Papst: So setzt er Bischöfe ein, die wichtige Funktionen innerhalb des Reiches einnehmen.
999–1003: **Silvester II.**
1003: **Johannes XVII.**
1003–1009:
Johannes XVIII.
1009–1012: **Sergius IV.**
1012–1024: **Benedikt VIII.**
1024–1032:
Johannes XIX.
1032–1048: **Benedikt IX.** Sein Pontifikat wird zweimal unterbrochen.
1045: **Silvester III.**
1045–1046: **Gregor VI.**
1046: Der Einfluss des römischen Adels auf das Papsttum wird auf Synoden in Sutri und Rom beendet: Der deutsche König Heinrich III. setzt drei rivalisierende Päpste ab.
1046–1047: **Clemens II.**
1048: **Damasus II.**
1049–1054: **Leo IX.**
1049: Mit dem Pontifikat Leo IX. beginnt das Reformpapsttum. Die Verwaltung der Kirche wird zentralisiert durch Ausbau und Institutionalisierung von Kurie und Kardinalskollegium. Außerdem werden Reformideen aus den Klöstern in Burgund und Lothringen aufgenommen, wie die Kritik an der »Simonie« (Ämterkauf) und der Priesterehe.
1054: endgültiger Bruch mit der Ostkirche: Morgenländisches Schisma
1055–1057: **Victor II.**
1057–1058: **Stephan IX.**
1058–1059: **Benedikt X.**
1059–1061: **Nikolaus II.**
1059: Im April wird auf einer Synode im Lateran das Papstwahldekret erlassen: nur noch die Kardinäle sind wahlberechtigt. Diese Regelung ist noch heute gültig, allerdings wird es in den nächsten Jahrhunderten immer wieder unterschiedliche Fraktionen geben, was zu vielen Gegenpäpsten führt.
1061–1073: **Alexander II.**
1073–1085: **Gregor VII.**
Im »Dictatus Papae« entfaltet Gregor sein Programm. Von nun an ist der Titel »Papst« ausschließlich dem Bischof von Rom vorbehalten. Mit der »Gregorianischen Reform«, die unter anderem die Laieninvestitur verbietet, gerät der Heilige Vater in Konflikt mit dem deutschen König Heinrich IV., den er auf der Fastensynode 1076 exkommuniziert und für abgesetzt erklärt.
25.–28. 1. 1077: Heinrich IV. geht als Büßer nach Canossa und zwingt Gregor VII., ihm die Absolution zu erteilen. Doch der Streit zwischen weltlicher

mund: Orgien soll er veranstaltet haben mit Prostituierten beiderlei Geschlechts, Kardinäle mit Gift umgebracht und sogar Blutschande mit seiner Tochter Lucrezia getrieben haben. Auch wenn die neuere Forschung viele dieser Vorwürfe widerlegt hat: Unbestritten ist, dass Alexander mindestens sieben Kinder gezeugt hat, unter ihnen den besonders skrupellosen Sohn Cesare.

Alexanders Vetternwirtschaft, die seinen Kindern und anderen nahen Verwandten einträgliche Posten sichert, steht gleichfalls außer Frage. Vergessen wird dabei oft, dass Alexander VI. mit seiner energischen und weltoffenen Politik dem Papsttum nicht nur Schaden zufügt: Er sichert den Kirchenstaat gegenüber spanischen und französischen Interessen, begrenzt die Macht der in Rom miteinander rivalisierenden Familien (und stabilisiert so die dortige politische Lage). Darüber hinaus verkündet er 1494 den Vertrag von Tordesillas, in dem Portugal und Spanien die neu entdeckte Welt unter sich aufteilen.

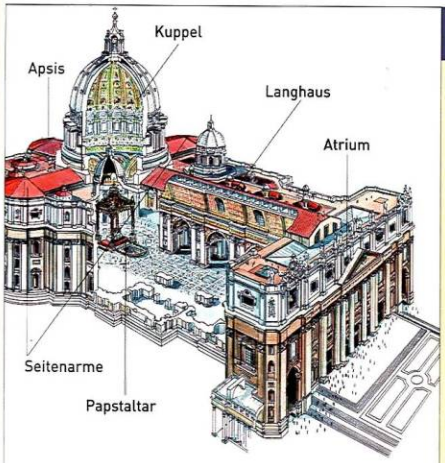
GREGOR XIII.
(1572–1585)

DER REFORMER

Diesem Papst verdankt der Gregorianische Kalender seinen Namen. Gregor XIII., mit bürgerlichem Namen Ugo Boncompagni, reformiert 1582 den antiken julianischen Kalender. Dieser entspricht nicht genau der Umlaufzeit der Erde um die Sonne, sodass er im 16. Jahrhundert bereits um zehn Tage nachgeht. Gregor bringt ihn wieder mit dem astronomischen Jahr in Einklang, indem er auf den 4. Oktober gleich den 15. Oktober 1582 folgen lässt und eine neue Schaltjahr-Regelung anordnet.

Die Kalenderreform ist nur ein Beispiel für Gregors Förderung der Wissenschaften. Der Jurist lässt die erste amtliche Ausgabe des Kirchenrechts, des „Corpus Iuris Canonici", erstellen. Er erweitert die päpstliche Universität Collegium Romanum, die später Universitas Gregoriana genannt wird. Zudem finanziert er die Gründung zahlreicher Jesuitenseminare, etwa in Wien, Prag, Graz und Fulda.

Als Vorkämpfer der Gegenreformation setzt Gregor



DER PETERSDOM

Seine wechselvolle Baugeschichte ist dem Dom bis heute anzusehen. Apsis und Seitenarme lassen noch den ursprünglichen Zentralbau erkennen, den Michelangelo aus Bramantes Bauruine errichten ließ. Er hatte die Form eines griechischen Kreuzes mit vier gleich langen Balken.
Über der Mitte dieses Kreuzes erhebt sich Michelangelos 136 Meter hohe, von Guglielmo della Porta vollendete Kuppel. 1608 ergänzte Maderno den Zentralbau um ein dreischiffiges Langhaus. Er fügte auch das 114 Meter breite monumentale Atrium an.
Die Gestaltung des Innenraums geht maßgeblich auf Bernini zurück. Von ihm stammt etwa der Bronzebaldachin über dem Papstaltar, der mit 29 Metern die Höhe des Obelisken auf dem Petersplatz übertrifft.

und geistlicher Macht ist damit nicht beendet. Erst 1122 wird der Investiturstreit mit dem Wormser Konkordat beigelegt. Der König hat nur noch symbolische Funktion bei der Einsetzung der Bischöfe.
1086–1087: **Victor III.**
1088–1099: **Urban II.**, ruft 1095 auf einer Synode in Clermont zum Kreuzzug auf. 1099: Der erste Kreuzzug endet mit der Eroberung Jerusalems.
1099–1118: **Paschalis II.**
1118–1119: **Gelasius II.**
1119–1124: **Calixtus II.**
1124–1130: **Honorius II.**
1130–1143: **Innozenz II.**
1143–1144: **Coelestin II.**
1144–1145: **Lucius II.**
1145–1153: **Eugen III.**
1153–1154: **Anastasius IV.**
1154–1159: **Hadrian IV.**
1159–1181: **Alexander III.**
1181–1185: **Lucius III.**
1185–1187: **Urban III.**
1187: **Gregor VIII.**
1187: Sultan Saladin schlägt die Kreuzritter in der Schlacht bei Hattin und leitet das Ende der Kreuzfahrerstaaten ein.
1187–1191: **Clemens III.**
1191–1198: **Coelestin III.**
1198–1216: **Innozenz III.**
1204/1209: Der Papst führt die Kreuzzugsbewegung nicht mehr für die »Befreiung« der heiligen Stätten, sondern gegen Byzanz und häretische Gruppen im Abendland: 1204 plündern Kreuzfahrer Konstantinopel; 1209 beginnen die Albigenserkriege – Ketzerkreuzzüge gegen Katharer und Waldenser in Südfrankreich, die bis 1229 anhalten.
1209: Der Franziskanerorden wird päpstlich anerkannt; damit institutionalisiert sich das Armutsideal innerhalb der Kirche.
1216–1227: **Honorius III.**
Zu Beginn seines Pontifikats erkennt er den Dominikanerorden an. Dieser organisiert einerseits den Ausbau der Wissenschaft (Albertus Magnus und Thomas von Aquin), andererseits die Inquisition, mit deren Aufgaben er ab 1232 vielfach betraut wird.
1227–1241: **Gregor IX.**
1241: **Coelestin IV.** Die zehn Kardinäle, die ihn wählten, wurden erstmals »cum clave« eingeschlossen.
1243–1254: **Innozenz IV.**
1254–1261: **Alexander IV.**
1261–1264: **Urban IV.**
1265–1268: **Clemens IV.**
1271–1276: **Gregor X.**
1276: **Innozenz V.**
1276: **Hadrian V.**
1276–1277: **Johannes XXI.**
1277–1280: **Nikolaus III.**
1281–1285: **Martin IV.**
1285–1287: **Honorius IV.**
1288–1292: **Nikolaus IV.**
1294: **Coelestin V.**
1294–1303: **Bonifaz VIII.**, treibt die papalistische Theorie in der Bulle »Unam Sanctam« (18. 11. 1302) auf die Spitze: Gehorsam gegenüber dem Papst ist heilsnotwendig.
7. 9. 1303: Der französische König Philipp IV. will den Papst durch das »Attentat von Anagni« gefangen nehmen und verurteilen. Bonifaz VIII. entkommt, stirbt aber einen Monat später in Rom.
1303–1304: **Benedikt XI.**
1305–1314: **Clemens V.**
1309: Nachdem die Abhängigkeit von Frankreich immer größer wurde, verlegt Papst Clemens V., ein Franzose, seine Residenz nach Avignon. Es gilt nun: »Ubi est papa, ibi est Roma« – wo der Papst ist, dort ist Rom.
1316–1334: **Johannes XXII.**
1334–1342: **Benedikt XII.**
1342–1352: **Clemens VI.**
1352–1362: **Innozenz VI.**
1356: Mit der »Goldenen Bulle« Kaiser Karls IV. wird der Papst endgültig von der deutschen Königswahl ausgeschlossen. Die Krönung durch den Papst ist nicht mehr konstitutiv für den Kaiser.
1362–1370: **Urban V.**
1370–1378: **Gregor XI.**, versucht 1378, das Papsttum wieder nach Rom zurückzubringen. Doch nach seinem baldigen Tod wählen rivalisierende Kardinäle zwei Nachfolger: einen in Rom (R) und einen in Avignon (A) – das Abendländische Schisma beginnt.
1378–1389: **Urban VI.** (R)
1398–1404: **Bonifaz IX.** (R)
1404–1406: **Innozenz VII.** (R)
1406–1415: **Gregor XII.** (R)
1378–1394: **Clemens VII.** (A)
1394–1417: **Benedikt XIII.** (A)
1409–1410: **Alexander V.**, wird in Pisa (P) von Kardinälen gewählt, um die Einheit der Kirche wiederherzustellen. Nun gibt es drei Heilige Väter.
1410–1415: **Johannes XXIII.** (P)
1414–1418: König Sigismund ruft zum Konzil nach

sich mit allen Mitteln für die katholische Kirche ein. So unterstützt er die Angriffspläne des spanischen Königs Philipp II. gegen die englische Königin Elisabeth, die ihrerseits die Katholiken in England verfolgt. Im August 1572 lässt er die Bartholomäusnacht, der in Paris mehr als 5000 Hugenotten zum Opfer fallen, mit einem Tedeum feiern: Das Pogrom ist ihm fälschlicherweise als Niederschlagung einer protestantischen Verschwörung gegen das katholische Königshaus Frankreichs geschildert worden.

Kirchenpolitisch aber bleibt Gregor XIII. weitgehend glücklos: Weder kann er den schwedischen König Johann III. bewegen, zur katholischen Kirche zurückzukehren, noch erreicht er die von ihm erhoffte engere Verbindung mit Russland.

Doch gelingt es ihm, den Einfluss der katholischen Kirche in Polen wieder zu stärken: Mit Stephan IV. Báthory wählen die polnischen Adligen 1575 einen überzeugten Katholiken auf den Thron, der bei seinen Regierungsgeschäften bevorzugt Jesuiten als Berater hinzuzieht.

INNOZENZ X.

(1644–1655)

DER GLÜCKLOSE

Der spanische Maler Velázquez porträtiert den Heiligen Vater im Jahr 1650 als unnahbaren Mann. Innozenz X., schon 76 Jahre alt, hält das Gemälde wohl für realistisch: Er soll es mit den Worten „troppo vero" – „allzu wahr" kommentiert haben (s. Seite 1).

In beeindruckender Intensität scheint Velázquez hier die Macht eines Papstes festgehalten zu haben – verkörpert vor allem durch dessen kalten Blick. Tatsächlich aber erleidet kaum ein Papst der frühen Neuzeit so viele Niederlagen wie Giovanni Battista Pamphilj, der aus einem alten römischen Adelsgeschlecht stammt.

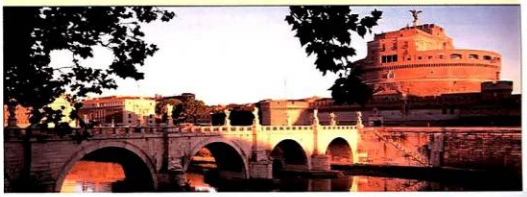
Zwar kann er sich als Förderer der Weltmission und der Kunst einen Namen machen und lässt unter anderem die Lateranbasilika restaurieren. Doch politisch bleibt er erfolglos. So protestiert er vergebens gegen Bestimmungen des Westfälischen Friedens von 1648, die den Machtverlust des Papsttums gegenüber den Protestanten festschreiben. Persönlich gerät Innozenz mehr und mehr in Abhängigkeit von seiner intriganten Schwägerin Olimpia Maidalchini. Diese nutzt seine Sterbestunde, um die Papstgemächer zu plündern, und weigert sich, seine Beerdigung zu bezahlen.

Nachdem sich drei Tage lang niemand um seine Leiche gekümmert hat, wird Innozenz ärmlich beigesetzt.

DER PAPST UND DIE INSTITUTIONEN

Rund um den Vatikan sind drei Begriffe zu unterscheiden:

- Der **Heilige Stuhl** ist das leitende Organ der katholischen Kirche. Gebildet wird er vom Papst und der römischen Kurie.
- Der **Staat der Vatikanstadt** umfasst das Gelände des Vatikans sowie weitere exterritoriale Gebäude in und um Rom – z. B. die Lateranbasilika, den Sommersitz Castel Gandolfo – und wurde 1929 als souveräner Staat gegründet; hier residiert der Heilige Stuhl. Dieser Staat ist primär ein politisches Gebilde, das dazu dient, die Unabhängigkeit des Hl. Stuhls von anderen Nationen zu sichern. Beide sind Subjekte des Völkerrechts, außenpolitisch aktiv ist nur der Hl. Stuhl: Er schließt Verträge und entsendet Diplomaten. Souverän des Staates ist der Papst.
- **Vatikan** ist die geographische Bezeichnung für den Bereich des Tiberufers, auf dem der kleinste Staat der Welt liegt. Die Engelsburg (Foto), Fluchtort bedrängter Päpste, gehört nicht zum Vatikan.



Konstanz. Nachdem Jan Hus als Ketzer verbrannt und John Wyclif postum verurteilt worden ist, stellt das Konzil die Kircheneinheit wieder her und **Martin V.** wird am 11. 11. 1417 Papst. Ende des Abendländischen Schismas.
1417–1431: **Martin V.**
1431–1447: **Eugen IV.**
1447–1455: **Nikolaus V.**
1455–1458: **Calixtus III.**
1458–1464: **Pius II.**
1464–1471: **Paul II.**
1471–1484: **Sixtus IV.**
1484–1492: **Innozenz VIII.**
1492: Mit der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus und der Entsendung der ersten Missionare dorthin beginnt der Aufstieg der katholischen Kirche zur Weltkirche.
1492–1503: **Alexander VI.**
1503: **Pius III.**
1503–1513: **Julius II.**
Am 18. 4. 1506 legt dieser den Grundstein für Neu-St. Peter.
1513–1521: **Leo X.**, verkündet am 31. 3. 1515 einen Plenarablass, um den Bau von St. Peter zu finanzieren.
31. 10. 1517: Mit der Veröffentlichung der 95 Thesen beginnt der Ablassstreit mit Martin Luther, der die Reformation einleitet.
1521: Martin Luther wird von Kaiser Karl V. mit der Reichsacht belegt. Die reformatorische Bewegung aber ist nicht mehr zu stoppen.
1522–1523: **Hadrian VI.**
1523–1534: **Clemens VII.**
1534–1549: **Paul III.**
1539/40: Ignatius von Loyola gründet den Jesuitenorden
30. 10. 1542: Die Ausgestaltung der Sixtinischen Kapelle durch Michelangelo ist abgeschlossen.
1542: Im Rahmen der Gegenreformation institutionalisiert Paul III. die römische Inquisition als Kurienbehörde, das spätere Heilige Offizium.
1545–1563: In drei Sitzungsperioden führt das Konzil von Trient die Reformen durch, welche die römisch-katholische Kirche im konfessionellen Zeitalter stärken: Die katholische Lehre wird wegen der Herausforderungen der Reformation neu bestimmt, insbesondere die Gnaden- und Sündenlehre. Schrift und Tradition werden zu gleichberechtigten Quellen katholischer Lehre erklärt. Außerdem werden Missstände abgestellt, wie etwa der Ablass gegen Geldzahlungen.
1550–1555: **Julius III.**
1555: **Marcellus II.**
1555: Auf dem Augsburger Reichstag wird der Religionsfrieden verabschiedet, nun kann der jeweilige deutsche Landesherr entscheiden, welcher Konfession er und seine Untertanen angehören sollen.
1555–1559: **Paul IV.**
1559–1565: **Pius IV.**
1566–1572: **Pius V.**
1572–1585: **Gregor XIII.**, führt 1582 die nach ihm benannte Kalenderreform durch.
1585–1590: **Sixtus V.**. Mit seiner Kurienreform von 1588 werden 15 Kardinalskongregationen eingerichtet, die dem Papst unterstellt sind. Die Zahl der Kardinäle ist bereits zwei Jahre zuvor auf 70 festgelegt worden.
1590: **Urban VII.**
1590–1591: **Gregor XIV.**
1591: **Innozenz IX.**
1592–1605: **Clemens VIII.**
1605: **Leo XI.**
1605–1621: **Paul V.**
1618–1648: Dreißigjähriger Krieg, der mit dem Westfälischen Frieden endet. Hier wird die konfessionspolitische Friedensordnung erneut festgelegt. Papst Innozenz X. protestiert vergeblich dagegen.
1621–1623: **Gregor XV.** Mithilfe der 1622 gegründeten Propaganda-Kongregation übernimmt der Papst die Leitung der katholischen Weltmission.
1623–1644: **Urban VIII.**, weiht am 18.11.1626 die neue Basilika St. Peter.
1633: Prozess gegen Galileo Galilei
1644–1655: **Innozenz X.**
1655–1667: **Alexander VII.**
1667–1669: **Clemens IX.**
1670–1676: **Clemens X.**
1676–1689: **Innozenz XI.**
1682: Die Bildung von Nationalstaaten wirkt sich auf die Kirche aus. So verabschiedet der französische Klerus die »Gallikanischen Artikel«: Die Geistlichen lockern die Bindung an den Papst und stützen stattdessen den monarchischen Absolutismus.
1689–1691: **Alexander VIII.**
1691–1700: **Innozenz XII.**
1700–1721: **Clemens XI.**
1721–1724: **Innozenz XIII.**
1724–1730: **Benedikt XIII.**
1730–1740: **Clemens XII.**
1740–1758: **Benedikt XIV.**
1758–1769: **Clemens XIII.**
1769–1774: **Clemens XIV.**, löst auf Drängen mehrerer Staaten 1773 den Jesuitenorden auf.

PIUS IX.
(1846–1878)

DER »UNFEHLBARE«

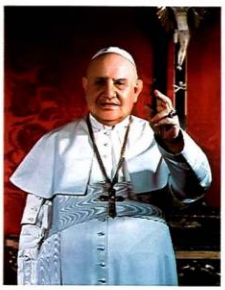
In der Mitte des 19. Jahrhunderts braucht die Kurie einen Papst, der den Kirchenstaat reformiert, ihm beispielsweise eine konstitutionelle Verfassung gibt. Giovanni Maria Mastai-Ferretti, der sich gegenüber den revolutionären patriotischen Strömungen in Italien aufgeschlossen zeigt, scheint dafür der richtige Kandidat zu sein.

Doch der liberale Anschein schwindet bald: Als 1848 der Premier des Kirchenstaats von Revolutionären ermordet wird und Pius fliehen muss, wandelt er seinen Kurs. Sein Interesse gilt nun der Stärkung des Heiligen Stuhls innerhalb der Kirche und immer weniger der Reform des Kirchenstaates.

1864 verkündet er den „Syllabus", ein Verzeichnis der „Irrtümer" der modernen Zeit. Vom Pantheismus über Bibelgesellschaften bis hin zum Rationalismus verurteilt die Kirche alles an Ideen und Organisationen, was als modern oder liberal gilt.

1870 diskutiert das Erste Vatikanische Konzil über die Unfehlbarkeit. Darüber, dass die Kirche unfehlbar ist, sind sich alle einig – doch gilt dies auch für den Heiligen Vater? Schließlich setzt sich die Fraktion des Papstes durch: Seine lehramtliche Infallibilität wird zum Dogma. Damit erreicht die Autorität des Heiligen Vaters als Oberhaupt der katholischen Kirche ihren Höhepunkt.

Doch nur zwei Monate später verliert der Papst seine weltliche Macht, als italienische Truppen am 20. September 1870 den Kirchenstaat annektieren. Pius bleibt nur nun das kleine Gebiet hinter den Leoninischen Mauern – er und seine Nachfolger sind nun bis 1929 „Gefangene im Vatikan".



JOHANNES XXIII.
(1958–1963)

DER ERNEUERER

Als Angelo Giuseppe Roncalli am 28. Oktober 1958 zum Nachfolger des asketischen Pius XII. gewählt wird, ist der Patriarch von Venedig schon 76 Jahre alt. Die erwartete kurze Dauer dieses Pontifikats soll, so hoffen viele Kardinäle, eine Zeit der Ruhe werden, ehe die Kirche auf die Herausforderungen der durch den Kalten Krieg veränderten Welt reagieren muss.

Doch Johannes XXIII. ist kein Papst des Abwartens, sondern er gibt den Anstoß für Veränderungen. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern geht er hinaus zu den Menschen: in Krankenhäuser und Gefängnisse, auf Wallfahrten und in die Gemeinden. Und als er am 25. Januar 1959 die Einberufung eines ökumenischen Konzils ankündigt, öffnet er die Kirche wie ein Fenster, „damit frische Luft hereinkomme".

Seine Menschennähe und das Zweite Vatikanische Konzil, das Johannes in seiner Eröffnungsrede vom 11. Oktober 1962 unter den Begriff „aggiornamento" (Erneuerung/Öffnung für die Gegenwart) stellt, bestimmen das Bild von Roncalli und machen aus ihm einen modernen Mythos.

Einen Mythos freilich, der die Widersprüchlichkeit dieses Papstes verschleiert. Denn eigentlich ist er ein konservativer Theologe. So erklärt er noch 1962 Latein zur unveränderlichen Liturgiesprache, und erst das Konzil setzt durch, dass in der Liturgie fortan die Muttersprache gebraucht wird.

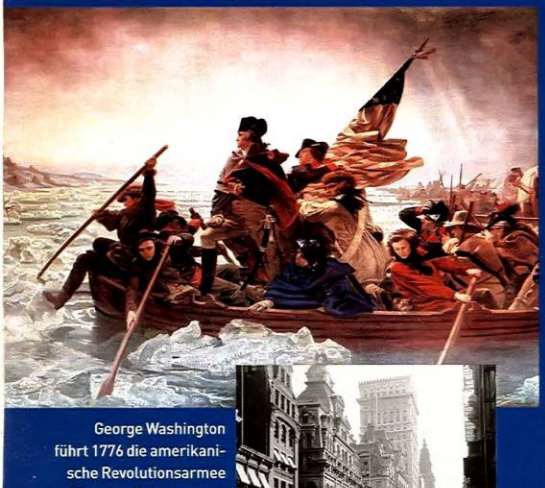
Die menschliche Offenheit von Johannes XXIII. verändert das Papsttum: Der Oberhirte wird vom entrückten Kirchenfürsten zum Seelsorger aller Menschen.

1775–1799: **Pius VI.** Da in Österreich unter Joseph II. die Säkularisierung einsetzt, reist Pius 1782 nach Wien. Der Papst versucht vergeblich, den dortigen »Josephinismus« einzudämmen.
1789: Beginn der Französischen Revolution
1798–1800: Erste Aufhebung des Kirchenstaates und Gefangennahme Pius VI. durch französische Truppen; die Kardinäle fliehen in das von Österreich beherrschte Venedig. Erst unter Napoleon kann der in Venedig gewählte Papst **Pius VII.** am 3. 7. 1800 wieder in Rom einziehen.
1800–1823: **Pius VII.** ab 1803: Napoleonische Kriege. Durch den Reichsdeputationshauptschluss (1803) werden die deutschen geistlichen Fürstentümer säkularisiert – zahlreiche Kirchengüter werden enteignet. 1806 legt Franz II. zugunsten der österreichischen Kaiserkrone die römisch-deutsche Kaiserwürde nieder und lässt das Heilige Römische Reich damit zu Ende gehen.
1809: Annexion des Kirchenstaates durch Napoleon; Pius VII. wird verhaftet und 1812 nach Frankreich entführt.
1814: Rückkehr des Papstes nach Rom und Wiederherstellung des Jesuitenordens
1814/15: Der Kirchenstaat wird durch den Wiener Kongress restauriert.
1823–1829: **Leo XII.**
1829–1830: **Pius VIII.**
1831–1846: **Gregor XVI.**
1846–1878: Pius IX.
1869–1870: Erstes Vatikanisches Konzil: Das Infallibilitätsdogma wird beschlossen. Der Papst hat seither die Möglichkeit, für bestimmte Lehrentscheidungen den Anspruch auf Unfehlbarkeit zu erheben. Das Konzil muss suspendiert werden, weil Rom und der Kirchenstaat am 20. 9. 1870 von italienischen Truppen annektiert werden. Dies ist das Ende des Kirchenstaates.
1878–1903: **Leo XIII.**, behandelt in der ersten Sozialenzyklika »Rerum novarum« (1891) die »soziale Frage«, etwa die Lage der Arbeiter. Er versucht den Einfluss der Kirche auf die moderne Industriegesellschaft zu stärken.
1903–1914: **Pius X.**, beendet den Kurs Leo XIII. und fordert von Klerikern den Antimodernisteneid (1910), eine bewusste Absage an alle modernen Tendenzen in Gesellschaft und Wissenschaft. Erst Paul VI. schafft diese Praxis 1967 ab.
1914–1922: **Benedikt XV.**, Einführung des kirchlichen Gesetzbuches »Codex Iuris Canonici« 1918
1922–1939: **Pius XI.** Der Papst und Mussolini unterzeichnen 1929 die Lateranverträge, Grundlage für die Gründung des Staates der Vatikanstadt.
1933: Deutsches Reichskonkordat zwischen Hitler und Pius XI.
1939–1958: **Pius XII.** Sein Pontifikat ist geprägt von der umstrittenen Haltung des Heiligen Stuhls während des Zweiten Weltkrieges und der Schoah.
1958–1963: Johannes XXIII.
1962: Zweites Vatikanisches Konzil, das die katholische Lehre mit der modernen Welt versöhnen soll: Es gibt die Impulse für den Dialog mit anderen Konfessionen und Religionen wie mit dem Atheismus und ermöglicht die Diskussion über Themen wie Ehe und Familie im aktuellen Kontext.
Paul VI. führt das Konzil 1965 zu Ende.
1963–1978: **Paul VI.** Am 13.11.1964 legt er die Tiara, die Papstkrone, ab und verzichtet damit auf weltliche Herrschaftszeichen. Der Papst und der Patriarch von Konstantinopel heben am 7. 12. 1965 den wechselseitigen Bann von 1054 auf.
1973: Die Zahl der papstwahlberechtigten Kardinäle wird auf maximal 120 festgesetzt.
1978: **Johannes Paul I.**, stirbt 33 Tage nach seinem Amtsantritt.
16. 10. 1978: Wahl von **Johannes Paul II.**
2000: Der römisch-katholischen Kirche gehören weltweit über eine Milliarde Gläubige an. Der Papst erklärt das Jahr 2000 zum Heiligen Jahr und inszeniert so den Höhepunkt seines Pontifikats. Am 21. 3. 2000 besucht Johannes Paul II. auf seiner 91. Auslandsreise zum ersten Mal Israel. *Wilko Teifke*

DIE NÄCHSTE AUSGABE VON GEO**EPOCHE** ERSCHEINT AM 15. OKTOBER 2003

DER LANGE WEG ZUR WELTMACHT

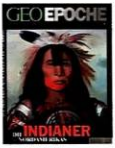
USA 1498–1918



George Washington führt 1776 die amerikanische Revolutionsarmee über den Delaware und zum Sieg über die Briten. Nur vier Generationen später ist aus dem Bündnis abtrünniger Farmerkolonien ein Wirtschaftsgigant geworden mit der Metropole New York: eine neue Großmacht

Fünf Jahre nach Kolumbus macht sich John Cabot mit einem Freibrief des englischen Königs auf, die Neue Welt zu erkunden. Auf zwei mehrmonatigen Fahrten erforscht er die Küste Amerikas von Neufundland bis zur Chesapeake Bay – seither erhebt der britische Herrscher Anspruch auf Nordamerika. Doch erst als am 26. Dezember 1620 rund 100 Männer, Frauen und Kinder von der »Mayflower« an einer bewaldeten Küste landen, beginnt der lange Aufstieg zur Großmacht. Denn jene legendären »Pilgerväter« sind zwar nicht die ersten, wohl aber die Siedler, die Amerika am nachhaltigsten prägen: Getrieben von religiösem Ernst und von Unduldsamkeit, von Missionierungseifer und Selbstgerechtigkeit, bestimmt ihr Geist das Schicksal der neuen Nation. Das Land wächst vor allem in Kriegen: gegen die Indianer, die britischen Kolonialherrn, gegen Mexiko. Es wächst aber auch durch die Tatkraft und Fantasie, den Ehrgeiz und Durchsetzungswillen von Millionen Einwanderern, die ihren »Amerikanischen Traum« verwirklichen. 1776 werden die Vereinigten Staaten von Amerika gegründet; gut 140 Jahre später beherrschen sie militärisch, wirtschaftlich, bald auch kulturell die Welt. Wie die USA zu dem wurden, was sie sind, wie sich die Mentalität ihrer Bürger herausgebildet hat – davon erzählt GEO EPOCHE in seiner nächsten Ausgabe.

Zuletzt erschienene Ausgaben – zu bestellen über den Kundenservice (siehe Seite 171)



FOTOVERMERKE NACH SEITEN:
Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten;
TITEL: Scala
SEITE 3: Werner Bartsch: o.
SEITE 4: James Stanfield/NGS Images: 4 o.; Alberto Pizzoli/Grazia Neri/Agentur Focus: 4 l. u.; Aurelio Amendola: 4 r. u.;
SEITE 5: New York Public Library/Art Resource: 5 o.; Museo Pio Cristiano: 5 m.; Staatsgalerie Stuttgart/Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz: 5 l. u.; Archivio Segreto Vaticano: 5 r. u.
CAPUT MUNDI: Massimo Siragusa/Agenzia Contrasto/Agentur Focus: 6/7; David Lees: 8/9, 20/21; Ted Spiegel/Corbis: 10/11; James Stanfield/ NGS Images: 12/13, 14/15; David Lees/Corbis: 16/17; Fred Mayer/Magnum Photos/Agentur Focus: 18/19
DER ERSTE APOSTEL: Erich Lessing/AKG: 24, 26, 29, 30/31, 34 o.; Museo Pio Cristiano: 25; Scala: 27, 35; aus: Roms christliche Katakomben, Regensburg 1998, Verlag Schnell & Steiner: 31 o., 33
28. OKTOBER 312: Scala: 39 o.; Staatliche Münzsammlung München: 39. u.
ZEIT DER FINSTERNIS: New York Public Library/Art Resource: 41; Musées Royaux des Beaux-Arts de Belgique/Giraudon/Bridgeman Art Library: 42, 46; Musée Condé/Giraudon/Bridgeman Art Library: 45
16. JULI 1054: Burgerbibliothek, Bern: 49
CANOSSA: Archivo Iconografico/Corbis: 51; The Master and Fellows of Corpus Christi College: 53 l.; AKG: 53 r.; Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz: 55 o., Archivio Segreto Vaticano: 55 u.; Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek: 56; Museo Correr/ Bridgeman Art Library: 58
VOM WISSEN DER WELT: James Stanfield/NGS Images: 60/61; Biblioteca Apostolica Vaticana: 62/63, 65–69; Archivo Iconografico/Corbis: 64 o.; Archivio Segreto Vaticano: 64 u.
DER GETEILTE HIMMEL: Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz: 72/73, 80, 85, 87; AKG: 75, 76, 79, 82; Archiv Hansmann/Interfoto: 77, 78, 86; Archivo Iconografico/Corbis: 83
GOTTES HAUS: Harry Gruyaert/Magnum Photos/ Agentur Focus: 88/89; Aurelio Amendola: 90/91, 92/93, 95, 97; Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz: 94
KAMPF DEM PAPST: Staatsgalerie Stuttgart/Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz: 100/101; Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg/Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz: 102; Bildarchiv Hansmann/Interfoto: 103, 106; Kunstsammlung der Veste Coburg: 105; Galleria degli Uffizi/Artothek: 107; Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz: 108/109; The Art Archive: 110; Schlossmuseum Gotha/AKG: 111; Museum Gotisches Haus, Görlitz/Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz: 112
DER HEILIGE SCHAUDER: NTV Tokyo: 116–125; Scala: 127
GALILEIS IRRTUM: Erich Lessing/AKG: 128, 134/135; Scala: 129, 131 o., 133; http://www.stanford.edu/~mgorman/kircher/Kircherpics/jpeg/dialogoworldsystem.jpg: 131 u.; Istituto e Museo di Storia della Scienza: 132; Archives Charmet/Bridgeman Art Library: 136; Museo del Prado/Art Resource: 137 o.; Zentralbibliothek Zürich/Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz: 137 u.; Mimmo Jodice/Corbis: 138; http://www.law.umkc.edu/faculty/projects/ftrials/galileo/recantation.jpg: 139
16. OKTOBER 1943: Felici/Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz: 143 o.; Olycom: 143 u.; Hulton Deutsch Collection/Corbis: 144/145; Harry Wagner/Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz: 146; Bettmann/Corbis: 147
16. OKTOBER 1978: Bettmann/Corbis: 151
GOTT UND DIE WELT: James Stanfield/NGS Images: 152/153, 156/157, 160/161, 162 m., 162 u., 170; Alberto Pizzoli/Grazia Neri/Agentur Focus: 154/155, 169; Agostino Pacciani/Anzenberger: 158/159; Massimo Siragusa/Agenzia Contrasto/Agentur Focus: 162 o., 167 m.; Eric Vandeville/Gamma: 164/165, 167 u.; Mimmo Chianura/AGF: 167 o.
ZEITLÄUFTE: Scala: 172 l., 173, 174 r., 175, 176 o., 177 l.; Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz: 172 r.; Bridgeman Art Library: 174 l.; Jeremy Walker/Stone/ Getty Images: 176 u.; Bettmann/Corbis: 177 r.
VORSCHAU: Bettmann/Corbis: 178 o.; Photo Collection Alexander Allard, Sr./Corbis: 178 u.
ILLUSTRATIONEN/KARTEN: Armando Ravaglioli/Centro Culturale Cicerone: 168; Günther Edelmann: 173; Bertelsmann Lexikon Verlag/ Photos12.com: 175
© GEO 2003, Verlag Gruner + Jahr AG & Co KG, Hamburg, für sämtliche Beiträge.
Einem Teil der Auflage liegen folgende Beilagen bei: Bibliotheka Rara, Die Zeit, Weltbild Verlag und GEO.

S&J / Fotos: Susanne Dittrich

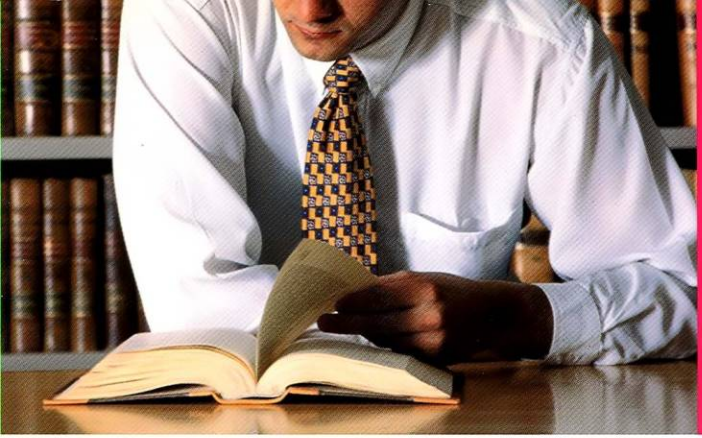
NACH EINEM SCHLAGANFALL IST ALLES ANDERS.

Sprachstörungen, Lähmungen, Sehstörungen: welche Symptome ein Schlaganfall bei Ihnen auch hinterlässt, er wirft Sie um viele Jahre zurück. Jeder dritte von jährlich 200.000 Betroffenen bezahlt ihn sogar mit dem Leben. Deshalb kümmert sich die Stiftung Deutsche Schlaganfall-Hilfe durch Verbesserung der Akutversorgung, Rehabilitation und Nachsorge nicht nur um Betroffene, sondern sie möchte durch Aufklärungsmaßnahmen auch erreichen, dass es gar nicht erst zum Schlaganfall kommt. Weitere Informationen erhalten Sie bei unserer Beratungshotline 018 05/093 093 (0,12 Euro/Minute) oder online: www.schlaganfall-hilfe.de. **Spendenkonto 50, Dresdner Bank Gütersloh, BLZ 478 800 31.**

10 JAHRE
STIFTUNG

VORBEUGEN LOHNT SICH.

DEUTSCHE
SCHLAGANFALL
HILFE



Jetzt im Handel

Was Hänschen lernt, kann auch Hans noch lernen! Bildung.

Warum sollen wir nie aufhören, uns zu bilden? a) Weil schlaue Menschen attraktiver sind. **b)** Weil Lernen Glücksgefühle im Gehirn auslöst. **c)** Weil man eine Million Euro gewinnen kann. **d)** Weil es uns in der Informationsgesellschaft weiterbringt. **Auflösung: im neuen GEO WISSEN.**

Katie Rebbe

RATGEBER:
DIE BESTEN BÜCHER
FÜR IHR KIND
+
WISSENSTEST ZUM
ANFORDERN

www.geo.de

DIE WELT VERSTEHEN MIT GEO